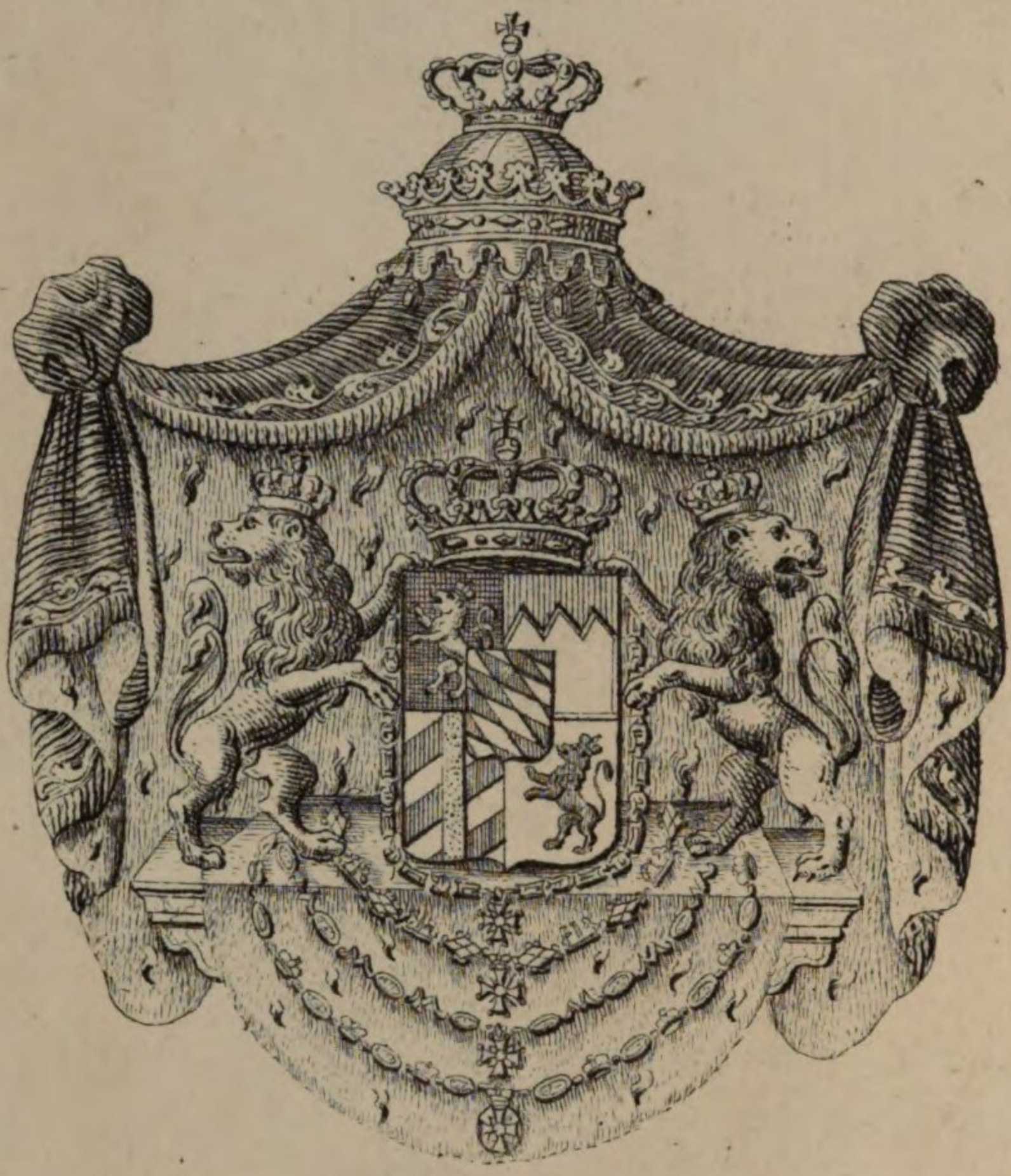
L. gen. 9 d
(1



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS,

ANSTREICHE

<366350559000017

<366350559000017

Bayer. Staatsbibliothek

Sprachlehre

von

A. F. Bernhardi.

Berlin,
bei Heinrich Frölich.
1801.

Lat. gen. 2d/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

110

Bmt

Sprachlehre

Erſter Theil.

Reine Sprachlehre.

Non ſunt ferendi qui Grammaticam ut tenuem ac jejunam artem cavillantur. — Neceſſaria pueris, jucunda ſenibus, dulcis ſecretorum comes: et quae vel ſola omni ſtudiorum genere plus habet operis, quam oſtentationis. Ne quis igitur, tamquam parva faſtidiat grammatices elementa, — interiora velut ſacri hujus adeuntibus adparebit multa rerum ſubtilitas, quae non modo acuere ingenia puerilia, ſed exercere altissimam quoque eruditionem ac ſcientiam possit.

Quinct. Inſt. Orat. I. 4.

Friedrich August Wolf,

seinem

theuersten Lehrer,

BIBLIOTECA

widmet

mit Achtung und Liebe

dieses Buch

A. F. Bernhardi.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Offero tibi munus perexiguum, ſi ex tua dignitate ſpectetur, ſi ex animo meo, magnum.

Muret.

Erstes Buch.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Wenn wir Wesen annehmen, um eine Stuffe über die Menschen erhöht, aber der Natur derselben verwandt; Geschöpfe, welche gegen unser Geschlecht in demselben Verhältnisse stehen, als wir gegen das der Thiere; und wenn wir glauben, daß jene Wesen uns mit eben der unermüdeten Sorgfalt beobachten, als wir die uns untergeordneten thierischen Naturen: so müßte nach unsern Begriffen, das Geschlecht der Menschen der interessanteste Gegenstand ihrer Beobachtungen sein. Noch mehr als die ausgezeichnete physische Beschaffenheit, würde der hohe Grad der Geselligkeit und die erhabenen Wirkungen derselben zur Bewunderung hinreißen; aber die strengste Untersuchung würde den Zweck einer Menge von Erscheinungen nicht zu verstehen vermögen; und um die Einheit und den Zusammenhang anderer zu erklären, würden vielleicht die Untersucher weit eher ihre Zuflucht zu einem blinden Instinkt, als zu einer selbstthätigen Vernunft nehmen; von welcher alles ausgeht, und zu deren Befriedigung alles abzweckt. Am wenigsten aber würde ihnen wohl jenes Murmeln, Zwitschern und Zischen auffallen; jene dem Anscheine nach so wenig verschiedenen Töne, diejenige Erscheinung, welche wir unter dem Nahmen der Sprache begreifen; sondern sie würden sie wahrscheinlich als eine neue Seltsamkeit dieser seltsamen Gattung betrachten. — Las-

sen wir den gesetzten Fall, welcher nur zur deutlichern Einsicht dient fahren; so ist so viel klar, daß das Gefühl des nothwendigen Zusammenhanges mit dem Wesen der Menschheit, die Sprache, welche sich als geringfügige Erscheinung ankündigt, zu etwas Wichtigem macht, während auf der andern Seite Gewohnheit und Mangel an Nachdenken, nicht den mindesten Werth darauf legen. — Und doch liegt in ihr der mittelbare Aufschluß über alle Produkte des Bedürfnisses und der Kunst; und wenn es sich nicht läugnen läßt, daß Uebung der Vernunft und Denken auch ohne Sprache möglich sei; so zeigt doch der erste Blick, daß beides in einem hohen Grade eingeschränkt sein müsse, daß Wortsprache unter allen Bindungs-Mitteln vernünftiger Naturen das Leichteste; und daß sie der Entwickelung der Vernunft und ihrer Ausbildung am meisten förderlich sei. Denn rauben wir dem Menschen die Sprache, so würde er sich schwerlich über eine thierische Einsamkeit erheben, höchstens nur bis zur Geselligkeit der Thiere emporschwingen. Er würde nach den Gesetzen eines sinnlichen Triebes, sich zur Fortpflanzung oder Nahrung vereinigen; oder, da wir nach unsern Begriffen, Thieren keine Sprache zugestehen können, instinktmäßig wie Ameise und Biber, in stumme Horden durch das Bedürfniß getrieben, zusammentreten. Das erhabenste Produkt der bedürfnißvollen Menschheit, der Staat, ein Phänomen, welches in der verzerrtesten Carrikatur und in den rohsten Anfängen, Ehrfurcht verdient, dessen Größe uns nur durch Gewöhnung daran entgeht, würde schwerlich sein, weil es an einem Mittel fehlte, sinnlich = vernünftige Naturen, sinnlich = vernünftig zu vereinigen. Mit dem Staate fiele aber auch zugleich die Bildung des

Einzelnen, welche nur durch die Bildung des Ganzen entsteht, indem man die Produkte der Bedürftigkeit von dieser Bedingung befreit und sie zu rein-menschlichen erhebt. Aber der Einzelne in sich zurückgedrängte würde keine Vernunft zu besitzen scheinen, weil alles nur in sofern ist, als es sich äußern und an etwas Freundartigen sich sichtbar machen kann. Die äußern Dinge würden den Menschen nur sinnlich berühren, nicht sich mit ihm innig vereinigen, und sein Leben würde mehr aus Empfindungen, als aus Gedanken bestehen. — Eine thierische Furcht vor Schmerz, eine sinnliche Begier nach Vergnügen; und ein dumpfes Bewußtseyn der Bedingungen, unter welchen man jenen meiden, dies genießen könne, würde an die Stelle der Moralität treten. Ein unwillkührliches Spiel mit Bildern der Imagination, ein rohes Geschrei zur Bezeichnung der innern und äußern Stimmung, und ein dumpfes Hinbrüten, Ahnden und Fürchten, würde dem Menschen statt der Dichtkunst, Musik und Philosophie dienen und so den höchsten Flug seiner Natur hemmen. Aber mit der Gabe der Sprache wird freilich nicht die Vernunft erschaffen, sie erhält aber Spielraum, die Scheidewand stürzt ein, der Mensch wird die Welt, schaft den Staat, die Moralität, die Kunst, alles leichte Ableitungen aus der ewigen Urkraft, welche in unserm Geschlechte lebt, aus demselben leuchtet und erschaft, indem sie sichtbar macht. —

Die erkannte Wichtigkeit einer Erscheinung, die sich als so unbedeutend ankündigt, war es, welche mich veranlaßte, mein Nachdenken darauf zu richten und lange dabei zu verweilen, mich nur selten davon zu entfernen, vieles scheinbar heterogene als Produkte davon zu betrachten und daraus abzuleiten. Aber darneben war es auch

die Seltsamkeit dieses Phänomens, welche mich zu einer genauen Untersuchung reizte. Denn wenn ich mich einmahl über das größte Wunder, nehmlich: daß irgend etwas existirt, leichtsinnig weggesetzt hatte, so schien mir die Sprache das nächste daran zu sein. Wie ist es möglich mit einigen tausend Klängen, die Menschheit und die unendliche Natur zu erfassen und darzustellen? wie ist es möglich diese Klänge bald zu willigen Dienern des Bedürfnisses, bald zu Formen zu machen, aus ihnen Formen zu bilden, welche wieder in dem Reiche der Erscheinungen als würklich stehen und durch dieses Eintreffen für die Wahrheiten höherer Art bürgen? Wodurch hat die bewegte Luft die Kraft, wenn sie als Ton in das Ohr fällt, hinabzusteigen in den Geist und dort wie der Wind auf dem Wasser, bald ein sanftes Kräuseln, bald wilde Wellen zu erregen? Und durch welche Zauberei bewegt der Dichter, durch das Medium der Sprache, für Geschöpfe seiner Phantasie unsere innerste Seele, warum lieben und hassen, lachen und weinen, schaudern und entsetzen wir uns nach seiner Willkühr? Die Erklärung muß nothwendig zum Theil in der Sprache, dem Medium des bedürftigen Menschen, des Philosophen, Dichters und Musikers liegen, wenigstens muß in ihr ein Uebergang zu der höchsten unerklärlichen Kraft gefunden und so das menschliche Wissen bereichert werden, dessen Wesen darin besteht, seine eigenen Grenzen und die Wege dahin zu kennen.

Aber oft wenn ich über Sprache nachdachte, überraschte mich der Einwurf: daß es vielleicht unmöglich, wenigstens sonderbar sei, mit der Sprache über die Sprache zu denken, oder zu schreiben. Erfaßt sie gleich die ganze Welt, so ist es doch seltsam, daß sie sich selbst sollte

erfassen können; denn so wie der Mensch zwar äußere Gegenstände mit seinen Händen aufheben, und auf sie treten kann, um eine weitere Aussicht zu gewinnen, es ihm aber unmöglich ist, sich selbst mit seinen Händen aufzuheben, und auf seine eigenen Schultern zu steigen: so scheint es ja, daß alles Sprechen über die Sprache durchaus zu keinem würklichen Resultate führen könne, indem wir uns in einem Zirkel befangen sehen, dessen Mittelpunkte wir uns in eben dem Grade nähern, als wir uns aus dem Umkreise entfernen wollen. Allein eben dieser Umstand, welcher uns nöthigt, unaufhörlich durch das Subjekt das Objekt und umgekehrt zu bestimmen, ist der größte Beweis der engen Verwandschaft der Sprache mit der innersten Natur des Menschen. Ein ähnlicher Zirkel beengt unser Nachdenken über uns selbst, und hemmt unsern Flug über ihn hinaus, etwas, dem man sogar, wie Tieck im Blaubart, eine komische Seite abgewinnen kann. — Wer aber diesen Grund nicht versteht, und wem er deswegen nicht hinreichend zu sein scheint, der bedenke: daß der Mensch sein Auge durch einen Spiegel, gleichsam außer sich hinstellen; und das Organ welches sieht, zu einem Objecte welches gesehen wird, machen könne, und daß jeder humane Mensch verpflichtet sei, aus sich herauszugehen und sich selbst als Sache zu betrachten. So wenig nun in dem ersten Falle, das Bild des Auges im Spiegel, in dem Momente des Sehens, dasselbe ist mit dem Auge welches sieht, so wenig das Individuum, welches sich als Sache betrachtet, in dem Moment der Betrachtung mit dem betrachtenden Wesen eins ist; sondern nur in beiden Fällen Verhältnisse zur bequemen Classifikation sollen entdeckt werden: so ist auch die Sprache, durch die man reflektirt, nicht mehr die-

selbe, auf die man reflektirt; die leztere ist Sache und Bild, die erstere Organ; die Möglichkeit durch die Sprache als Organ, die Sprache als Sache zu ergreifen, wird einstweilen vorausgesezt, wie die Richtigkeit der logischen Regeln in dem Momente des Philosophirens, ja des Philosophirens über sie selbst. —

Aus dieser Betrachtung entstand der Wunsch, ein Werk zu versuchen, welches sich auf diese Erscheinung im Ganzen bezöge; und welches eben darum, weil es sich von jeder praktischen und eigennützigen Rücksicht entfernt; und weil die Untersuchung sich mit einer hauptsächlichen Aeußerung der Menschheit beschäftigt, einen hohen Grad des Interesse erregen müßte. Denn wenn schon die charakteristischen Aeußerungen eines Individuums durch die Sprache, der Styl, und die ganzer Nationen eine einzelne Sprache zu sehr anziehenden Betrachtungen, Gelegenheit geben können; wie viel mehr nicht ein Gegenstand, welcher mit der innersten Menschheit noch näher als jene verwandt ist. — Unsere Bemühung müßte nun dahin gehen, einen Punkt auszumitteln, wo die Sprache mit der Natur des Menschen innerlich zusammenhängt, um von ihm aus, theils die Sprach = Grundsätze zu entwickeln und als nothwendig darzustellen; theils die einzelnen Erscheinungen aus ihnen zu erklären, zu rechtfertigen, zu entschuldigen und auf sie zurückzuführen. Ob ein solches Werk möglich sei, bleibt bis jezt noch unausgemacht, nur so viel ist gewiß, daß an die Möglichkeit dieser Idee viele geglaubt und manche sie auszuführen getrachtet haben. Es konnte nehmlich denen, welche mehrere Sprachen kannten, nicht entgehen, daß alle bei einer noch so großen Verschiedenheit des Einzelnen, dennoch in ihrem Bau und ihren Theilen

eine bewundrungswürdige Aehnlichkeit hatten: allein statt den Grund derselben aufzusuchen, und so sie in und durch sich zu bestimmen; verfuhr man in neuern Zeiten durchaus historisch; samlete diese Aehnlichkeiten unter gewisse Rubriken; trug die einzelnen Modifikationen als untergeordnet, den individuellen Sprachgebrauch als Ausnahme vor; und glaubte nun berechtigt zu sein, diese Klassifikation der Aehnlichkeiten, welche man in jeder Sprachlehre unter dem Nahmen Redetheile und Flexion antrift, als nothwendig und vollständig anzunehmen. In der That hatten auch diese historischen Kollektaneen, ganz ohne das Verdienst ihrer Urheber eine ziemliche Vollständigkeit; denn die Sprache ist ein Werkzeug, dessen man sich täglich bedient, und dessen wesentliche Eigenschaften sich in sinnlichen Formen aufdrängen. Anfangs waren nun diese allgemeinen Formen in den einzelnen Sprachlehren Bequemlichkeits-Rubriken; und als man sie absonderte und von dem einzelnen schied, blieb ihre Form historisch wie sie war; nur nach und nach fieng man an einen nähern Bezug auf den menschlichen Geist zu argwohnen, und für ihre Nothwendigkeit den Beweis in der ursprünglichen Natur des Menschen zu suchen. Andere durch einen sehr richtigen Instinkt geleitet, verglichen die Monumente der ältern Sprache mit denen der spätern; und zogen so, manche schätzbare, einzelne, historische Resultate; denen sie einen philosophischen Beweis unterlegten. Andere endlich verbanden, einige beides, andere eines in ein Ganzes, welches nun zwar vortrefliche einzelne Bemerkungen und Winke enthielt, die aber, weil alles nach Willkühr, nicht durch ein Princip zur Einheit verbunden war, immer historisch blieben, und wenn jene Willkühr weggenommen

ward, das System in sich zusammenstürzten. — So fällt der ganze Bau von Harris, welcher noch dazu unvollendet ist, wenn seine Eintheilung der Redetheile angegriffen wird; das System von Meiner, sobald man die Nothwendigkeit leugnet von dem Begriffe des Satzes auszugehen; und das von Monboddo, welcher beide Methoden, die historische und philosophische, zu vereinigen trachtet, wenn man seine Voraussetzung, daß bürgerliche Gesellschaft zur Erfindung der Sprache nöthig sei, nicht gelten läßt.

Die Folgen dieser Methode sind augenscheinlich; es wurden keine philosophischen Sprachlehren, sondern philosophirende; es ließ sich in den meisten Fällen durchaus kein rechtskräftiger Grund der Eintheilungen angeben; die Vollständigkeit dieser Sammlung der einzelnen Theile, ließ sich nicht demonstriren, sondern nur eine hohe Wahrscheinlichkeit annehmen, die Nothwendigkeit der ganzen Organisation der Sprache und ihrer Theile, ließ sich nicht erweisen, und daher war es so schwer, den individuellen Sprachgebrauch nicht hie und da zur allgemeinen Form zu erheben; und das Zufällige von dem Nothwendigen überall zu sondern. —

Aus allen diesen ergiebt sich die Nothwendigkeit eines festen Punktes in dem Innern des Menschen, von dem aus gesehen, die einzelnen Theile der Rede als vollständig und sie sowohl als ihre Vereinigung in der Form eines Satzes als nothwendig erscheinen. Nur dann erst, wenn wir auf diese Art die homogenen Sprachtheile nach einem Principe vereinigt und in ihre Arten getrennt haben, entsteht ein Recht irgend etwas in der Sprache als individuel oder zufällig auszuschließen und nach einem andern rein historischen Regulativ, z. B. nach dem des Sprach-

gebrauchs, unter bequeme Rubriken wieder zu vereinigen. Ob es übrigens so etwas zufälliges und willkührliches in der Sprache giebt; ob das, was man dazu zählt, einerlei Art sei und also nach denselben Regeln müsse behandelt werden, wird sich an einem andern Orte zeigen; für jezt wollen wir uns nur über den Begrif der Sprache, welchen wir dieser Untersuchung zum Grunde legen, und welcher sich wiederum aus ihr ergeben muß, vereinigen.

Der erste Sinn, in dem wir dies vieldeutige Wort gebraucht finden, ist der: daß man es für die Fähigkeit zu sprechen, oder für die physische und intellektuelle Anlage des Menschen zur Erschaffung der Sprachzeichen nimt; dies legt uns also die Pflicht auf, mit Beiseitsetzung der physischen Anlagen, welche sich allein auf Produktion der Stimme beziehen; und deren Untersuchung dem Anatomen überlassen bleibt, die intellektuellen darzustellen, zu zeigen, wie sie durch die Berührung der sinnlichen Welt in Wirksamkeit gesezt, die Sprachorgane bestimmen und wie so aus der Möglichkeit der Sprache, Nothwendigkeit und Würklichkeit derselben entstehe. Der zweite Sinn, in dem das Wort Sprache genommen wird, ist extensiv und als Correlat liegt der Begriff Volk im Hintergrunde, sofern man darunter eine Menge Menschen versteht, welche sich Sprachzeichen bedient, die eine an Gleichheit gränzende Aehnlichkeit haben. Aus diesem Gesichtspunkte angesehen, erscheint die Sprache als eine einzelne, historische Thatsache, welche auch nur einzeln und historisch erklärt werden kann; indessen entspringt doch daraus die allgemeine Aufgabe, welche auch wir befriedigend lösen müssen: Wie kam eine Menge Menschen darauf, einerlei Sprachzeichen zu wählen? Hierbei aber ist folgendes zu

merken: In dem Sinne, in welchem wir hier das Wort Sprache genommen haben, bezeichnet es eine individuelle Sprache, als solche wird sie freilich mit den allgemeinen und nothwendigen Sprach-Gesetzen übereinstimmen müssen; aber die Erfahrung zeigt, daß dies in den einzelnen Formen durchaus nicht der Fall sei; und die folgende Untersuchung wird lehren, daß über die Darstellung der einzelnen Formen die Sprachlehre durchaus nicht verfügen könne. Diese einzelnen und scheinbar willkührlichen Formen samlet nun nach ihren Aehnlichkeiten die einzelne Sprachlehre historisch unter gewisse Rubriken; und zusammengenommen bilden jene die Sprachanalogie; die Abweichungen von diesen häufigern Formen, werden eben so historisch unter dem Nahmen Anomalien verbunden; und beide zusammen konstituiren den Sprachgebrauch. Da nun dies Geschäft sich ganz eigentlich auf Buchstaben bezieht, so sollte man auch den Nahmen Grammatik dafür sparen. —

Ist aber nun die Sprache, so wie es sich izt zeigt, ein progressives Ganze, so ergiebt sich zuerst: daß die Sprachlehrer, welche auf eine philosophische Sprachlehre hinarbeiteten, und zu dem Endzwecke die ältesten Monumente der Sprache mit spätern derselben verglichen, durch ein sehr richtiges Gefühl geleitet wurden. Sie wollten sich nehmlich dem Princip, aus dem die Sprache abzuleiten ist, historisch nähern, und glaubten, wo nicht die Quelle zu erreichen, wenigstens durch Aufsuchung des Baches, aus dem der Strom entspringt, ihr nahe zu kommen. Wenn aber die Sprache zugleich ein historisches Produkt, nicht blos eines der reinen menschlichen Kraft sein sollte; so wird es eine Pflicht für uns, die allgemeinen

historischen Fakta aufzusuchen und solche als leitend und den Fortgang der Sprache bestimmend an die Spitze zu stellen; denn ohne dies sehen wir wohl, daß sich der Ursprung und die gebildete Sprache, nicht aber das Mittelglied, die Bildung der Sprache selbst erklären läßt. Ob nun gleich die Untersuchung hierüber historisch werden muß: so schließt sie doch eine philosophirende Darstellung nicht aus, wenn es uns gelingt unleugbare Fakta aufzufinden und so die Fortschritte der Sprache in nothwendige Ableitungen aus diesen Faktis zu verwandeln. Das Resultat dieser Untersuchung würde eine gebildete Sprache sein; und das Ganze mit der Lösung der obenerwähnten Aufgabe, woher ein ganzes Volk gleiche Sprachzeichen erhalten habe, enden. Wäre nun eine Möglichkeit da, die Fakta vollständig aufzustellen, welche nicht nur die Sprache überhaupt von den allgemeinen Gesetzen, sondern auch von den individuellen, welche Analogie und Anomalie bilden, abweichen machten: so würde erhellen, daß der Sprachgebrauch ganz vernichtet werden, oder vielmehr daß er alle Willkühr ablegen, und als Consequenz eines Philosophems oder Faktums erscheinen würde. Dies in einer gewissen Hinsicht, nehmlich bei den einzelnen Wörtern zu bewerkstelligen, war beiläufig gesagt der feine und tiefe Sinn der Hemsterhuis- und Valkenaerschen Bildungs-Theorie; nur suchte sie aus dem Gefühl der Unmöglichkeit, die Fakta zur Deduktion aufzufinden, sich selbst eine Reihe von Faktis zu erschaffen, welche sie unter dem Nahmen Verbalformen begriff, und welche durch einen unendlichen Scharfsinn des Urhebers sich an den innersten Bau der griechischen Sprache anschließen. —

Ein dritter Sinn, in welchem man sich des Wortes

Sprache bedient, ist der metaphorische. In diesem Sinne wird es in den Künsten gebraucht. So redet man in der Mimik von der Gebehrden-Sprache; so schreibt man diesem oder jenem bildenden Künstler die Fähigkeit zu, sprechende Phisiognomien zu bilden. Hieraus erhellt, daß man das Wort Sprache für charakteristisch und für Ausdruck braucht, welche Theile und wesentliche Bedingungen der Darstellung sind; so daß die Sprache im eigentlichen Sinne vielleicht nur eine Gattung und Modifikation der Darstellung ist, und in der That scheint dies der richtige, höhere Begriff, unter welchem wir Sprache im eigentlichsten Sinne subsummiren können, nur bieten sich sogleich zwei Fragen an, zuerst: Was stellt die Sprache dar? und zweitens: Wodurch geschieht dies? Was das erste oder das Objekt der Darstellung betrift, so muß dieses in dem Innern des Menschen liegen, denn alles Aeußere erscheint ja nur mittelbar oder unmittelbar veranlassend, und Darstellung überhaupt kann nur statt finden, sofern etwas in uns ist, welches ich stellen will dar, das heißt, welches ich zum Gegenstande des Fassungs-Vermögens eines andern vernünftigen Wesens machen will. Alles aber, was in mir ist, stelle ich mir vor, das heißt, es wird ein Objekt meines innern Fassungs-Vermögens, und so hieße denn darstellen im Allgemeinen nichts anders, als einen Gegenstand meines Fassungs-Vermögens, zum Gegenstande des Fassungs-Vermögens eines andern vernünftigen Wesens machen. So würde demnach eine jede Darstellung als Correlat eine Vorstellung haben; und also auch die Sprache und jeder Theil derselben, weil sie unter den Begriff der Darstellung gehört. Mit der Auffindung dieses Merk-

mahls ist es uns nunmehr gelungen, einen Punkt auszumitteln, von welchem aus wir unsere Untersuchung ohne Stöhrung beginnen können. Beiläufig indeß einige Anmerkungen: das Wort repraesentatio, wie es im neuern Sinn gebraucht wird, deutet offenbar auf die enge Verwandschaft zwischen vorstellen und darstellen hin; und ist durch die Ableitung von praesentia, welche auf Anschauen hindeutet, und die Sylbe re, welche eine Wiederholung anzeigt, sehr charakteristisch gebaut. Weit schärfer aber sondert die teutsche Sprache, welche zur philosophischen Terminologie so vortreflich gebildet ist, durch die Sylben vor und dar, welche ursprünglich, Verhältnisse im Raume anzeigen, mit dem Unterschiede: daß jenes eine Thätigkeit von außen nach innen anzeigt, dieses eine von innen nach außen. Zugleich klärt sich auf, wie wir oben nicht irrten, indem wir sagten, daß die Sprache die Welt erfasse, denn da die Welt nur in so fern ist, als Vorstellungen davon in uns existiren: so muß das Gebiet der Darstellung nothwendig dem der Vorstellungen gleich sein. Nun begreift aber das Wort Vorstellung alles dasjenige, was in der menschlichen Seele Objekt geworden; von der kleinsten Berührung bis zu der größten und komponirtesten Thätigkeit; und daher heißt jener Satz nichts weiter, als: Es sei möglich durch Sprache die Arten sowohl, als die einzelnen Vorstellungen darzustellen. Daß der Begriff der Vorstellung selbst ein niedriger und abgeleiteter sei, macht keinen Einwurf, er ist der Höchste unter den Abgeleiteten, und alle unsere Ideen, wenn sie sollen begriffen werden, müssen unter seiner Form auftreten. Eine Darstellungslehre sezt demnach eine Theorie der Vorstellungen voraus; und da in mehreren Wissenschaften, be-

sonders aber in der sogenannten Psychologie, von der die Logik ein Theil ist, von den Vorstellungen gehandelt wird; so haben wir vielleicht von dorther Hülfe zu erwarten.

Sehen wir nun auf die Mittel der Darstellung, welcher sich die Sprache bedient, so erhellt, daß sie sich von den körperlichen Formen des Bildners, und den flachen Umrissen und den Farben des Mahlers entfernen; aber sich dagegen an die Elemente der Musik genau schließen. Der Musiker und der Sprechende würken auf ein Organ und durch ein Mittel, nehmlich durch Töne, nur sind sie bei dem Lezteren durch ein lebendiges Wesen; und durch dazu bestimte Organe hervorgebracht, das heißt: sie sind Stimme und artikulirt, und so wäre denn Sprache: das Vermögen der Darstellung unserer Vorstellungen, durch artikulirte Töne.

Indessen scheint diese Erklärung der Sprache, bei einigem Nachdenken zu weit zu sein; denn da die Thiere als lebendige, mit Organen für die Stimme versehene Wesen, ihre Empfindungen durch Töne ausdrücken: so scheint es ja, es müsse ihnen nach unserer Erklärung eine Sprache zukommen. Dies würde in der That der Fall sein, sobald sich beweisen ließe, daß diese artikulirten Töne würklich darstellten. Es ist nehmlich etwas ganz anderes äußern und darstellen. Aeußern heißt ursprünglich etwas Inneres zu etwas Aeußerem machen, und schließt also den Begriff der Freiheit nicht mit ein; allein Darstellen, ohngeachtet es mit dem Correlat der Vorstellung nothwendig zusammenhängt und durch dasselbe bestimt wird, ist doch auf der andern Seite ein unmittelbarer Akt der Freiheit, daher muß man die Nothwendigkeit der

Form

Form der Darstellung, nicht aber die Nothwendigkeit der Darstellung selbst, aus dem Begriffe der Vorstellung deduciren. Nach den sorgfältigsten Beobachtungen sind nun alle artikulirten Töne der Thiere nur Aeußerungen, wenigstens läßt sich das Gegentheil nicht demonstriren, und wir sind daher nicht verpflichtet, auf diesen Einwurf Rücksicht zu nehmen.

Leichte Folgerungen aus dieser Erklärung der Darstellung und der Sprache sind: daß zu einer jeden Darstellung drei wesentliche Stücke gehören, nehmlich zuerst: ein Subjekt welches darstellt; zweitens: die Darstellung selbst; und drittens: ein Subjekt für welches dargestellt wird. Ferner, daß eine Verknüpfung zwischen Vorstellung und Darstellung existiren muß, welche als nothwendige Bedingung der erstern inhärirt, damit letztere zu Stande kommen kann. Wir wollen dies Prädikat, welches Darstellung und Vorstellung mit einander verknüpft, die Mittheilbarkeit nennen, und nur anmerken, daß man dies Prädikat in doppelter Beziehung betrachten kann, zuerst im Verhältniß auf das darstellende Subjekt und zweitens im Verhältniß der Darstellung zum Subjekt für welches dargestellt wird. — Die Schwierigkeit übrigens, daß die Sprache, ohngeachtet ihre Form nunmehr als nothwendig festgesezt ist, dennoch so oft als willkührlich und zufällig erscheint, ist schon oben berührt; und wird weiter unten gelößt werden.

Aus allem diesen läßt sich nun der Zweck dieses Werkes ableiten, welcher kein anderer ist, als die Sprache als ein seiner Form nach aus der höchsten Kraft des menschlichen Geistes nothwendig entstandenes, und durch das Vorstellungs-Vermögen, und die daran hängenden

Kräfte nothwendig = gebildetes Ganze darzustellen und dies in allen Theilen der Sprache, also auch in der Vereinigung derselben zu Sätzen im Einzelnen nachzuweisen. Gelingt uns dies nun durchaus, und bringen wir alle Einzelnheiten, welche sich nicht fügen wollen, durch ein anderes Regulativ unter eine andere Rubrik: so haben wir nicht eine Grammatik, sondern eine Sprachlehre, das heißt, einen Inbegrif der nothwendigen Gesetze einer Sprache geliefert.

Der Nutzen eines solchen Buches, denn noch immer ist man gewohnt nach diesem eher, als nach dem höheren Interesse zu fragen, würde für die Erleichterung des individuellen Sprachstudiums groß seyn. Denn den Inhalt dieses Buches hätte eine jede Sprache gleichsam stillschweigend vorausgesezt; er hätte in jedem Sprachbilder dunkel gelegen. Indem also hier die nothwendige Form jeder Sprache in deutliche Begriffe gebracht wäre, bliebe dem Erlerner nur noch die Behaltung der individuellen übrig; er hätte nur den einzelnen Sprachgebrauch, die Form der Ausübung der allgemeinen Grundsätze zu erlernen, und könnte sehr rasche und sichere Fortschritte in dem Sprachstudio thun.

Allein ein höheres Interesse hat dies Studium, so fern sich zeigen läßt, daß Sprache, Darstellung, und zwar unwillkührliche Darstellung, des menschlichen Geistes sei. In so fern wird das Werk ein Gegenstand für das Erkenntniß = Vermögen, dessen Bereicherung eine der edelsten Bemühungen der Menschen ist. Man kann hier die Fächer entdecken, in welche der menschliche Geist seine Erkenntniß geordnet hat, und dies um so leichter, da diese

Aeußerungen nothwendig, nicht entstellt durch irgend ein Interesse, dargestellt sind.

Am höchsten aber steht der Beobachter, wenn er die Sprache nicht als Aeußerung des Erkenntniß-Vermögens, und nicht als Darstellung der verständigen Menschheit allein, sondern der Menschheit überhaupt betrachtet. Wenn ihm die Sprache das Archiv ist, in welchem die erhabensten Ideen des Menschen und die kindlichsten Träume desselben verborgen sind, wenn ihn die Sprache lehrt sich selbst verehren, und in ihr wiederfinden, was der Scharfsinn jezt auseinandersezt und der kindliche Mensch vor Jahrtausenden ahndete. Nur auf diesem Wege übrigens kann das individuelle Sprachstudium, als solches, Werth erhalten. Wird durch eine fortgesezte Bekanntschaft mit der Sprache, ein Volk nicht zu einem einzelnen Menschen; ist es uns nicht möglich, seine Sprache als ein Hülfsmittel und als ein Glas zu gebrauchen, durch welches wir die Welt betrachten und sie anders spiegeln lassen können; so ist das ganze Sprachstudium Mikrologie, durchaus unnütz, und eine ächte Kritik unmöglich.

Freilich ist eine Sprachlehre immer ein Inbegriff sehr mittelbarer Kenntnisse; sie enthält nehmlich die Gesetze und die Analysis der Darstellungsformen, welche schon in einer beträchtlichen Entfernung von der Urkraft des menschlichen Geistes liegen. Allein eben dies gewährt einen Vortheil, welchen nur die Mathematik mit der Sprache theilt, nehmlich den der sinnlichen Formen, aus welchen sich die hohe Gewißheit der Erkenntniß ergiebt. Nun stehen freilich die Sprachformen, wenn man sie mit den mathematischen vergleicht, den Lezteren um vieles nach, denn diese sind reine; jene zwar nothwendige, aber durch eine Menge

zufälliger Bedingungen, deren Absonderung wesentlich ist, entstellte Produkte. Indeß gewähren dennoch diese Formen den Vortheil, daß der Irrthum im Philosophiren über dieselben, wo nicht ausgeschlossen, doch wenigstens bald bemerkt wird, indem man durch ein sinnliches Faktum auf die Falschheit einer Spekulation oder Consequenz aufmerksam gemacht wird. —

So richtig nun auch die oben gegebne Erklärung der Sprache sein, und so einleuchtend sie einem jeden erscheinen mag; so läßt sich doch die Wahrheit derselben nicht eher annehmen, bis sie durch die kleinsten Momente und deren Zurückführung auf die Erklärung bestätigt worden. Allein dies heißt nichts anders als die Vollendung des ganzen Buches begehren, indem auf keine andere Art dieser Forderung ein Genüge geschehen kann; und doch ist es so wichtig, eine andere Bürgschaft, oder wenigstens Wahrscheinlichkeit für die Erklärung zu haben, welche oben durch sinnliche Form, und gleichsam durch Rechnung gefunden worden. Denn es wäre schlimm und verdrüßlich, wenn wir bei der genauen Ansicht der Sprache auf einzelne Erscheinungen träfen, welchen entweder das Prädikat der Darstellung nicht zukäme, oder denen keine Art der Vorstellung korrespondirte, und wenn dadurch das System über die Sprache, in Kollektaneen über dieselbe verwandelt würde. Zu diesem kürzern Wege unsere Definition von der Sprache vorläufig zu sichern und zu bestätigen, ist indeß glücklicher Weise oben der Grund gelegt worden, indem wir die Nothwendigkeit der Darstellung, von der Form derselben unterschieden; und die letztere, als aus dem Vorstellungs-Vermögen abgeleitet, die erstere aber als einen unmittelbaren Akt der Freiheit, cha-

rakterisirten. Denn hat das letztere seine Richtigkeit; läßt sich zeigen, daß die Vernunft als Bedürfniß unmittelbar Darstellung producire, und daß die Sprache das kürzeste und bequemste Mittel dazu sei: so folgt von selbst, daß sie nichts anders darstellen kann, als dasjenige, was unter der allgemeinsten Rubrik, unter der der Vorstellungen in der menschlichen Seele vorkomt; es folgt, daß sie es nicht anders darstellen kann, als es nach den vereinigten und sich gegenseitig beschränkenden Gesetzen der Kräfte des Geistes möglich ist; und daß es also nur an der Ungeschicklichkeit des Beobachters und Darstellers liegen müsse, wenn er die einzelne Erscheinung nicht auf jene Kraft zurückführen könne. Jedermann sieht, daß diese Aufgabe keine andere als die: über die Entstehung der Sprache, sei, welche sich hier zum zweitenmahle in einer andern Form aufdrängt, aber hier zugleich die Aufforderung mit sich führt, die scheinbare Willkühr in der Sprache aufzulösen. Und hiermit wäre nunmehr nicht nur die Zahl der Aufgaben, sondern auch der Plan des Buches vollständig und nothwendig verzeichnet; und es wäre nunmehr möglich, an die Lösung und Ausführung zu gehen, wenn es nicht nöthig wäre, das darstellende Subjekt, den Menschen, und das Subjekt der Darstellung, die äußere Welt, besonders zum Behuf des folgenden Theiles, im Allgemeinen kennen zu lernen.

Der Mensch aber läßt sich auf eine doppelte Art betrachten; zuerst als ein in sich und durch sich erwachsenes Ganze, in welchem die einzelnen Kräfte mit ihren Objekten als Ableitungen einer einzigen höchsten liegen. Die Darstellung beschäftigt sich dann mit der Entwikkelung des nothwendigen Zusammenhanges, welcher zwi-

schen der Urkraft und ihren einzelnen Modifikationen statt findet. Allein diese Deduktion, obwohl wir sie überall voraussetzen, überlassen wir billig einer andern höhern Wissenschaft; denn da die Sprache und ihre nothwendigen Gesetze, Ableitung aus einer Ableitung sein sollen, so sind sie sehr mittelbar; und es genügt uns zu wissen, in welchem Verhältnisse der Begriff der Vorstellung, zu den Anschauungen und der Vernunft stehe. Von diesem Punkte aus wird es hinreichend sein, den Menschen als ein Naturprodukt betrachtet, und von ihm eine Beschreibung geliefert zu haben; dann erscheint das Ganze des Menschen als eine Erregbarkeit, der das äußere Dasein als reizender Stoff entgegentritt, und die einzelnen Kräfte sind dann Organe, um das gegebene Aeußere in ein Inneres zu verwandeln. Eine Pyramide ist das sinnlichste Bild für diese Darstellung, welche mit ihrer größten Breite die Erde berührt, in jedem Momente sich aber davon entfernt und sich mit einer einfachen, zarten Spitze schließt; so beginnen wir die Darstellung mit der Sinnlichkeit, der frühsten und allgemeinsten Gelegenheit zur Entwikkelung der übrigen Kräfte; und enden mit der Vernunft, dem höchsten und einzigen Vermögen des Menschen. —

Von den Modifikationen der Sinnlichkeit, den einzelnen Sinnen, erscheint das Gefühl als der engste und gröbste. Das Organ desselben über den ganzen Körper verbreitet, äußert sich nur unter der Bedingung einer unmittelbaren, widerstehenden Berührung, und wird wie eine saitenartige Erschütterung wahrgenommen. Diese, welche wir bei allen sinnlichen Eindrücken bemerken, läßt uns das Gefühl als Elementarsinn, die übrigen nur als Modifikationen desselben erscheinen. Uebrigens belehrt

uns das Gefühl nicht von den Gegenständen als Ganzen, sondern nur von Qualitäten derselben. Die feinsten Organe dieses Sinnes aber liegen in den Fingerspitzen; hier legt er die praktische und schützende Tendenz fast gänzlich ab; und durch Betastung können wir uns einen Begriff von der Oberfläche der festen Körper und der Begränzung derselben, mit einem Worte, von der Form machen. In so fern stellt uns dieser Sinn würklich Gegenstände, Ganze dar; und bei ihm offenbart sich zuerst empirisch die Nothwendigkeit des Raumes; er tritt ferner mit dem edlen Sinn des Gesichts durch diese Eigenschaft in Verwandschaft, dessen Haupt-Erkenntniß die Gestalt ist.

Der Sinn des Geschmacks hat eine durchaus praktische Tendenz; er prüft in seiner Unverdorbenheit die Zweckmäßigkeit der Nahrungsmittel und begleitet ihren Genuß mit Empfindungen. Auch in seiner höchsten Verfeinerung führt er nothwendiger Weise eine Beschäftigung der Nahrungs-Werkzeuge bei sich, und da er nebst dieser noch eine unmittelbare Berührung mit einem Gegenstande fordert; so schließt ihn dies durchaus von aller Kunst aus. Der Geruch, welcher zwar ebenfalls, wie der Geschmack, vermöge einer Verwandschaft, welche sich durch Anatomiren erweisen läßt, die Nahrungsmittel einigermaßen prüft, aber doch nicht ursprünglich der thierischen Erhaltung gewidmet ist, und hie und da den Genuß als Hauptsache betrachtet, ist weit feiner als der Geschmack; auch tritt der Gegenstand mit dem Sinnglede nicht in die unmittelbarste Berührung; und daher macht der Geruch mit Recht den Uebergang zu den edlern Sinnen.

Edle oder deutliche Sinne hat man das Gesicht und Gehör genannt; und in der That sind die Eindrücke, wel-

che wir durch sie erhalten, ganz anderer Art, als die der vorigen Sinne. Denn ob es gleich möglich ist, uns auch jener als warnend und schützend zu bedienen, so führt doch ihre Anwendung nicht ganz unmittelbar dahin, wie zum Beispiel der Geschmack, sondern man kann sie auch genießend anwenden; und der Genuß befriedigt ein höheres edleres Bedürfniß als ein thierisches, physisches. Ferner wird der Gegenstand nicht unmittelbar, sondern nur in einer mittelbaren Beziehung wahrgenommen; sie berühren ihn nur gleichsam durch ein anderes Organ; sie erkennen nur durch ein Medium. Diese Mittelbarkeit bringt sie dem Innern des Menschen näher und knüpft sie enger an die Freiheit; und sie erscheinen daher feiner und edler.

Das Gehör ist von beiden Sinnen der am wenigsten feinste, sein Medium ist die Luft; und da das Gehör warnender Sinn sein sollte: so konnte wohl kein Medium gefunden werden, welches wegen seiner Beziehung auf Leben zweckmäßiger sein konnte, denn es ist immer vorhanden, so lange Leben ist; und da das Ohr sehr begreiflich keine Vorrichtung hat, um sich zu verschließen; so ist es in jedem Zustande thätig und bei nicht gar zu großer Einförmigkeit und Bestimtheit der Eindrücke unermüdet. Das Objekt seiner Empfindung ist Schall, dessen Modifikationen unendlich mannichfaltig sind, und welcher in seiner genauesten Bestimmung Ton heißt.

Das Gesicht, dessen Medium eine der feinsten uns bekanntesten Materien, das Licht ist, erscheint uns als der feinste Sinn. Das Organ selbst kann durch eine von der Natur gefliſſentlich gemachte Veranstaltung, sich schließen und seine Richtung ändern, und sich so theils allen, theils

bestimten Eindrücken entziehen; und daher ist es am meisten ein Bild der menschlichen Freiheit und der edelste Sinn. Das eigentliche Objekt der Empfindung dieses Sinnes ist Farbe, und deren Begränzung, reine Figur.

So hätte sich demnach die Welt uns zuerst durch Empfindungen offenbart; wir hätten fühlbares, schmeckbares, riechbares, hörbares und sichtbares; lauter Modifikationen unsers Subjekts, welche zwar auf Objekte hindeuten, aber noch selbst keine sind; wir hätten Empfindungen, aber keine Anschauungen.

Dies kann erst geschehen unter der Bedingung des Raumes, welcher schon dem betastenden Gefühle sinnlich erschien durch die Erkenntniß des Widerstandes und der Begränzung; dies ist die erste und einfachste Ordnung. Der empirisch leere Raum ist wo nichts widersteht; wo dem Gefühl etwas Begränztes aufstößt, da ist ein Gegenstand. Die Grenzen seiner Oberfläche machen seine Einheit. Ein für allemahl wird hier angemerkt, daß dies ein angeschauter Raum ist, welcher noch neuerlich mit dem Raum a priori verwechselt worden ist; dasselbe gilt von den folgenden. Das Gesicht versinnlicht nun ebenfalls den Raum und zwar stellt es den leeren Raum durch das Licht, Ausdehnung aber nicht durch die Form, sondern durch die Farben dar; was einerlei Farbe hat, ist für das Gesicht ursprünglich eins; wo keine Farbe ist, ist leerer Raum; Begränzung derselben sondert die einzelnen Gegenstände.

Nun aber tritt das Gesicht mit dem Gefühl in Verbindung und in eine berichtigende Beziehung. Der unmittelbare Sinn der Betastung wird zur höchsten Einheit für das Gesicht erhoben, und die ursprüngliche

Einheit des Gesichts, die Farbe als untergeordnet und als Theil gesezt. Hierdurch entsteht nun die Gestalt, Form mit Farbe verbunden, und die Möglichkeit erhellt durch fortgesetzte Erfahrung, von den Modifikationen der Farbeneinheit, auf Eindrücke des Gefühls, ja sogar auf Eindrücke aller anderer Sinne zu schließen.

Denn nicht blos die Eigenschaft der Farbe trägt das Auge in den sichtbaren Gegenstand hinein, sondern auch alles, was sich als Eigenschaft und Empfindung für andere Sinne offenbart. Das Hörbare, Schmeckbare, Riechbare, Fühlbare, alles dies wird unter der Form des Sichtbaren als Eigenschaft verknüpft und zur Einheit verbunden. So beherrscht also das Auge die ganze sinnliche Welt, und ordnet sich alle Empfindungen anderer Sinne unter, indem es ihnen durch den versinnlichten Raum eine Sphäre giebt, in welcher sie enthalten sind. —

Im Raume schauen wir demnach an, die sinnlichen Gegenstände sind für uns im Raume; und die Einheit, welche wir versinnlicht an ihnen gewahr werden, ist die der Form, in welcher die Farbe als Theil enthalten ist; wir schauen Gestalten an. Farbe übrigens als Zeichen der betastbaren Gränze gebraucht, heißt Umriß.

Gegen diesen reichen und thätigen Sinn, welcher den Raum sinnlich darstellt, die Gegenstände durch diesen zu einzelnen Anschauungen bildet, erscheint das Ohr, schon äußerlich mehr zum Empfangen als zum Mittheilen geschaffen, arm und dürftig, auch ist der Schall mit seinen Modifikationen weit einfacher als Farbe und Form. Dennoch hängt das Ohr sehr nahe mit dem Gesicht zusammen, und zwar durch die von beiden Sinnen wahrgenommene Eigenschaft der Bewegung. Bewegung ist im

Raume versinnlichte Zeit; denn die Zeit ist ein zweites Organ der Sinnlichkeit, welche äußerlich dargestellt im Raume als Bewegung und messend erscheint. Aber nicht blos in einer sichtbaren Bewegung offenbart und verkörpert sich die Zeit, sondern auch in einer hörbaren; nur ist, indem sie sich in Tönen darstellt, hier die Darstellung weit reiner und kräftiger; denn theils erscheinen die Töne stets als Eigenschaft, nie wie die Gegenstände im Raume als selbstständig, theils sind sie in eben dem Grade eindringlicher, als das Medium der Luft körperlicher ist, und als sie dem Gefühle verwandter und unmittelbarer empfunden werden als das Licht. Die hier angegebne Idee ist mit großer Feinheit in: den Phantasien über die Kunst ausgedrückt, nur wird sie dort bis zum Begriffe der Musik und also weiter verfolgt, als es zu unserm Zwecke nöthig ist. Nur noch eine Anmerkung sei uns erlaubt: Der Mensch ist nicht nur Töne zu empfangen, sondern auch durch die Zunge, und die angränzenden Werkzeuge zu produciren, geschickt. Wäre es nun möglich, die einzelnen Gegenstände und ihre Würkung auf unsere Empfindung, in Ruhe oder in Bewegung, durch Raum und Zeit geordnet, in Töne zu übersetzen, und sie wiederum durch solche darzustellen, würde nicht daraus der Begriff der Musik und mit einigen nähern Bedingungen der Begriff der Sprache entstehen? Und scheint nicht der Ton auch nur nach dem eben Gesagten das leichteste Darstellungsmittel zu sein?

Dies sind die Funktionen der äußeren Sinne und ihre Verhältnisse gegen einander; nun spricht man aber noch von einem innern Sinne, und versteht darunter das Gefühl der Veränderungen, welche in uns vorgehen und

die also gleich als Qualitäten und Modifikationen von uns selbst und durch die Zeit aufgefaßt werden. Die Fähigkeit, diese Veränderungen in uns wahrzunehmen, ist der innere Sinn; und die Fähigkeit zu empfinden die Sinnlichkeit überhaupt. Die als äußerlich angenommene Veranlassung zu empfinden oder die ganze Masse der Objekte, kann man die Welt nennen, welche hier als modificirend erscheint.

Eine höhere Wissenschaft zerstöhrt freilich die hier gegebne Darstellung und belehrt uns, daß ursprünglich nichts Aeußeres vorhanden, sondern alles gleichsam nur ein optischer Betrug sei und daß alles Objektive von etwas Subjektivem ausgehe, und dahin zurückkehre. Allein dies kann uns nicht hindern, zu unserer Bequemlichkeit dem Scheine zu folgen, das Eingebildete als würklich anzunehmen, und diesem Grunde nach, das Ganze in zwei gleiche Theile zu zerlegen, nehmlich in die äußerlich angenommenen, im Raume aufgestellten Gegenstände; und in die durch sie veranlaßten Empfindungen. Die letzten bringen Einheit in das System der Erfahrung; durch sie wird die Welt, wie das sehr charakteristische Wort Empfindung besagt, als ein fremdartiger Gegenstand mit dem Gefühle der Nothwendigkeit, und dem Begriffe der Zufälligkeit in unser Inneres gedrängt und als ein Hinderniß dem freien Spiele der Thätigkeit entgegengesezt. Um aber die Empfindungen zu ordnen, bedarf es wieder eines Organs, und dies ist die Zeit, welche also die Bedingung der Wahrnehmbarkeit ist und äußerlich in der Bewegung der Körper sowohl als in der Modifikation der Töne angeschaut wird.

Nunmehr treten wir in das Innere des Menschen,

in das Gebiet der Vorstellungen; denn indem der Mensch nach seiner ursprünglichen Kraft, von einer Anschauung zur andern und einer Empfindung zur andern übergeht, treten beide in die Vergangenheit und es entsteht davon eine Vorstellung Die erste Kraft, auf welche wir hier stoßen, ist die Einbildungskraft. Sie ist der Sinnlichkeit an Stoff und Würkung am nächsten verwandt, und der teutsche, griechische und lateinische Nahme bezeichnet sehr schön den Ort und den Stoff der Würkung. Die Ursache, warum als Stoff derselben vorzüglich Gesichtsgegenstände genannt sind, ist oben da gewesen, und ist, weil dieser Sinn die bestimmtesten zahlreichsten eigentlichsten Anschauungen hat. Diese nimt nun die Einbildungskraft als solche auf, ihre Formen mit eingeschlossen, bewahrt sie und giebt sie wieder. Zwar kann auch das eigentliche Subjektive, Töne, Gerüche, Geschmäcke, Gefühle, Farbe, als solches in der Imagination aufbewahrt werden; nur sind diese Einbildungen weit schwächer, welches von ihrer Unmittelbarkeit und Unmittheilbarkeit herkommt, wovon weiter unten. Die Einbildungskraft ist also ein Spiegel der Welt, sie reproducirt dieselbe, und wenn man dies Produkt, die eingebildete Anschauung als Sache betrachtet, mit einer äußeren nicht korrespondirend, so würkt sie als eine Modifikation unseres Selbsts; und als Gegenstand des innern Sinnes, eine Empfindung, der ähnlich, welche die äußere Anschauung bewürkt haben würde. — In diesem Geschäfte ist jedoch die Einbildungskraft, reproducirend, sich erinnernd, nachahmend, und also durch die Zahl der reellen Anschauungen begrenzt. Weit anders erscheint sie producirend und dichtend, das ist, wenn sie als selbstthätiges Vermögen, die

Nachahmungen nur als Veranlassungen gebraucht, um ideale Anschauungen, Bilder denen keine Realität zukomt, zu produciren. Dazu aber ist es wesentlich, daß die Anschauungen nicht blos als Ganze, sondern auch als Theile in die Einbildungskraft aufgenommen sind, um so, selbst in der Coordination, Ganze hervorzubringen, denen keine Anschauung entspricht. Wie vielen Antheil an dieser Trennung und Zerlegung des Ganzen in seine Theile, andere Kräfte haben, wird sich später zeigen; hier bemerken wir nur, daß das vorzüglichste Geschäft der Einbildungskraft im Verbinden und eine dadurch bewürkte Schöpfung neuer Ganze besteht. Selbst Raum und Zeit, die Formen der Sinnlichkeit, bringt die produktive Einbildungskraft unter ihre Willkühr, die idealen Bilder sind durchaus nicht an sie gebunden, Raum und Zeit als Anschauungen, fallen unter die Willkühr der Einbildungskraft, auch sie werden mit idealen Bildern, ideal verbunden. — So fern aber diese idealen Bilder Empfindungen würken, so bleibt die Zeit in ihrer Gültigkeit, im übrigen aber ist die Einbildungskraft in ihrem Produciren durchaus frei und unbegränzt. Nur ein Vermögen ist es, welches diese Kraft in eine Regel bringt und so fern es einschränkt; ein Vermögen, welches nicht unter, und nicht über der Einbildungskraft steht; sondern parallel mit ihr; und dies ist der Verstand.

Dieser ist, wenn man auf den Bau des Wortes sieht, das Vermögen etwas zu fixiren, das Wandelbare, Flüchtige stehen zu machen oder als stehend darzustellen. Aber was? Und wie? Die äußere Anschauung unmittelbar? Dazu ist ihm kein Weg gebahnt, also bleibt ihm nur zweierlei übrig zu fixiren, die Vorstellung in der Ein-

bildungskraft und die Empfindung, welche auf Veranlassung der Anschauung producirt ward. Hieraus erhellt schon, welch ein mittelbares Vermögen der Verstand ist, indem seine Kraft durchaus nicht auf die äußern Gegenstände, sondern nur auf die Bilder derselben bezogen werden kann. Nun ist aber das Bild in der Imagination ein Ganzes, das heißt, es ist ein Mannigfaltiges zur Einheit verbunden. Diese Einheit ist aber, wie wir oben sahen, doppelter Art. Zuerst entsteht sie durch Begränzung und dann durch die Empfindung. Diese Gränzen und Umrisse sind es nun, an welche sich der Verstand zuförderst hält, und welche er für das Ganze nimt; daher sagt man auch von dem Verstande, daß er begreife; und drückt durch dieses Wort sehr glücklich die Leerheit und die Bestimtheit der Verstandeskenntnisse aus. — Daher kann man auch den Verstand, für das Vermögen der Begriffe erklären, leerer Formen, in welche die reproducirten Bilder eingetragen werden. Nun ist aber die zweite Einheit übrig, nehmlich die der Empfindung, welche die Anschauung veranlaßt. Nach einem hier nicht zu erläuternden Gesetze sieht der Mensch sich gezwungen, den Grund dieser Empfindung in dem äußern Gegenstande zu suchen, und eben so verfährt der Verstand mit dem Bilde. Auch hier knüpft er die Empfindung als Folge an dasselbe an und hält es für den vollständigen Grund derselben. Nun wirkt zwar die Anschauung oder das Bild als Ganzes immer nur eine Empfindung, wie die vereinte Wirkung eines Orchesters nur immer einen Ton hervorbringt, allein wir unterscheiden doch auch in ihr ein Mannigfaltiges, wie wir in dem einen Tone durch die Erfahrung das Produkt mehrerer Instrumente erkennen. Beobachten und vergleichen wir

nun, hiedurch zur Aufsuchung des Grundes aufgefordert, mehrere, ja alle unsere Anschauungen, so finden wir ihn in den Einzelnheiten der Anschauungen und also auch der Bilder. Diese Einzelnheiten konstituiren nun das Ganze, sind aber auch von demselben abhängig, aber nur in Hinsicht auf dasselbe, das heißt, sie erscheinen als Theile eines Ganzen. So fern nun diese Theile an sich ein Ganzes konstituiren können, so weiß sich der Verstand leicht zu helfen, er begreift sie und stellt sie als Ganze auf. Allein so fern sie etwas lediglich Subjektives sein sollen, so fern sie als Theile blos empfunden dargestellt werden sollen, so findet dies der Verstand unmöglich. Um nun doch das Bedürfniß, die Totalität der Empfindung von ihnen abzuleiten, zu befriedigen; hebt er diese Theile einzeln heraus und faßt sie, so fern er ein Bild darstellt als in dem Ganzen enthalten, das heißt, als Merkmale auf; und subordinirt so, was in der Anschauung oder dem Bilde coordinirt erschien. Auf diese Art hat nun der Verstand zwei Gattungen von Formen, zuerst solche, welche Ganze, und sodann solche, welche Theile bezeichnen; jene stellt er als Umrisse auf, und ihnen entspricht in der Einbildungskraft und der Sinnlichkeit die Substanz; diese als Merkmal als inhärirend und abhängig von einem andern Ganzen als Accidens. Beide Arten heißen Begriffe. Uebrigens haben wir izt den Verstand der nachahmenden Einbildungskraft nur allein gegenüber gestellt und ihn nur als von ihr Stoff empfangend und verarbeitend, nicht selbstthätig Stoff schaffend betrachtet. In so fern nun ist die Zahl der Begriffe, der Zahl der Bilder und Anschauungen gleich und die Möglichkeit ist erwiesen ein jedes Bild der nachahmenden Einbildungskraft auf Begriffe zurückzuführen.

zuführen. Auf Begriffe, sagte ich, das heißt: auf einen allgemeinen Umriß, in welchem andere Begriffe abhängig gedacht werden. Allein das Bild und die Anschauung beide sind eins, sie haben ihre Grenzen; und die Einzelnheiten zu diesen ein Verhältniß, nehmlich das des Theiles zum Ganzen. Wie erreichen wir nun aber diese Einheit im Verstande? Mit andern Worten: welches ist die Form des Verstandes, durch welche die Einzelnheit mit dem Umriß zur Einheit verbunden wird? Diese Form, welche die Haupt- und Ur-Theile des menschlichen Verstandes, die Substanz und das Accidens zu einer Einheit verbinden soll, ist das Urtheil. Die Einheit aber muß durch ein Verhältniß zu Stande kommen, welches allen Substanzen, Accidenzen, Bildern, Anschauungen und Theilen zukommt, denn alles dies soll ja verknüpft werden. Dies Verhältniß ist nun kein anderes, als das reine Sein, welches hier die allgemeine Bedingung ausdrückt, unter welcher etwas gedacht wird, da es bei den Anschauungen und Bildern die allgemeine Bedingung der Empfindung befaßt. Dieser Begriff verknüpft also alles von neuem untereinander, und es ist klar, daß auf eine jede Anschauung, ein Bild und Urtheil folgen kann. Aber eben durch diesen Begriff sieht der Verstand sich wieder genöthigt, den Begriff der Zeit in sich darzustellen; und das Urtheil wie eine Anschauung zu behandeln.

Mit dem Urtheile aber fängt auch der Verstand an sich selbstthätig zu beweisen; und von hier an, tritt er der produktiven Einbildungskraft gegenüber; und schafft sich Begriffe, wie jene Bilder. Denn ob er gleich ursprünglich, wie wir sehen, an nachahmender Einbildungskraft und Anschauungs-Vermögen gebunden war, so kann er

doch ein jedes beliebiges Accidens mit einer jeden beliebigen Substanz zu einem Urtheile verbinden, unter der Bedingung, daß er die Verknüpfung seines Urtheils mit der Realität aufgiebt und es ihm nur um eine Verknüpfung in sich selbst zu thun ist. — Dasjenige, was dadurch zu Stande kommt, ist ein Begriff, aber ein erworbener, ein mittelbarer. Uebrigens vermag der Verstand nichts als Begriffe zu bilden; und die Formen der mittelbaren Erkenntniß, Urtheilskraft und Schlußvermögen, sind in diesem Gesichtspunkte nichts anders als nothwendige Modi, um die Zahl der Begriffe zu vermehren. Denn a ist c ist so viel als a+c oder ac, und dieser Begriff ist der Untersatz eines Schlusses, des folgenden: a = b. b = c also c = a oder ca. Ob nun dies Produkt ein reelles Sein habe, ist mir als denkendes Wesen sehr gleichgültig, in so fern kümmert mich nur die Form, und das davon abhangende Produkt ist wahr, so bald es logisch richtig abgeleitet. Als praktisches Wesen aber, so fern ich das gefundene Produkt auf die Erfahrung beziehe und beziehen muß, wird mir die materielle Richtigkeit desselben wichtig.

Sehen wir nun zurück, so hat der Verstand eine ganze Menge von Begriffen, Substanzen und Accidenzen; gegebne, gefundene, alle diese aber sind noch ohne Ordnung und System, und dies Chaos verwahrt das Gedächtniß. Wenn wir nun genauer zusehen, so ist der Unterschied zwischen Substanz und Accidenz, so wesentlich er auch bei den Anschauungen und Bildern sein mag, dennoch sehr precair und wird sehr leicht von dem Verstande aufgegeben. Der Grund ist dieser: selbst das Subjektive kann als Ganzes gedacht werden, so fern es in mehreren Substanzen als Theil erscheint; dann, obgleich es stets

abhängig erscheint, wird dem Subjektiven eine ideale Existenz gegeben; man reißt es los aus dem Gegenstande; und erhebt es selbst dazu, man abstrahirt. So wird das Süße, Süßigkeit; das Schöne, Schönheit; und damit fallen die Gränzen der Substanz und des Accidenz in einander. Ein jedes Accidenz kann Substanz, obgleich nicht umgekehrt, werden. Der Grund der letzteren Erscheinung ist der, weil ursprünglich alle Substanzen als Correlate, Anschauungen haben, darin Selbstständigkeit als nothwendig erscheint. Daraus folgt, daß bei einem Ordnen der Begriffe, die Substanzen als die Hauptsache erscheinen; und da nun alle Merkmale sich substanticll fassen lassen, dieser Zweck völlig durch ein Ordnen der Substanzen erreicht werde. — Da nun aber durch dieses Ordnen keine Darstellung, das ist, kein Urtheil zu Stande kommen soll, so brauchen die geordneten Begriffe gar nicht als Merkmale, sondern bloß als Substanzen aufgeführt zu werden. Die Ordnung selbst besteht in einer Subordination der Begriffe, welche der Verstand mit Hülfe der Einbildungskraft, die ihm immer weitere Umrisse liefert, durch die Urtheilskraft zu Stande bringt; und worin er so lange fortfährt, bis ein Begriff aufgefunden ist, welcher nichts als ein Ganzes bezeichnet, und unter dem also natürlicher Weise alle andere Begriffe als Substanzen, als Theile recht eigentlich genommen liegen. Die Substanzen werden nur in einander gedacht, keinesweges aber zu einer Einheit oder durch ein anderes Merkmal, als durch das der Subordination verknüpft. Dieser höchste Begriff ist nun das Ding; und da dies ein abstrakter Begriff ist, Substanz und Accidenz aber ursprünglich einerlei ist, so können wir ihn auch als Merkmal ausdrücken,

und dann heißt er seiend. Vereinigen wir nun endlich die höchste Substanz und das höchste Accidens, durch die allgemeinste oben angegebene Verknüpfung, so erhalten wir das höchste Urtheil, welches lautet: Das Ding ist seiend; in einer logischen Formel a = a der höchste logische Grundsatz.

So wären demnach Ding, sein und seiend die höchsten Momente für das Erkenntnißvermögen, und alle drei löseten sich zulezt in das Sein überhaupt, als der höchsten Bedingung alles Gegebenen und Gefundenen auf. — Wenn wir nun diese drei Momente, das Ding — Sein und Seiend in die Form eines Urtheils setzen, wie oben geschah, so erhellt, daß an dem Dinge die reine Ausdehnung oder Objektivität der Umfang; an dem seienden die reine Subjektivität, die höchsten Beziehungen beider auf einander; und endlich die reinen Arten des Seins, die höchsten Bedingungen für die Erkenntniß überhaupt zu erwägen sind. Dies zusammengenommen giebt die reinen Formen und Organe des menschlichen Wissens; und sie enthalten die Eintheilungsgründe der Einzelnheiten desselben, mit denen zusammengenommen sie ein vollständiges System ausmachen. —

Nunmehr zurück zu dem, wovon wir ausgegangen sind. Dem Verstande sind seine Begriffe zum Theil durch die nachahmende Einbildungskraft gegeben, welche er als Spiegel aller Realität vorausseżt, und denen er daher, so fern ihrem Bilde eine Anschauung korrespondirt, Realität giebt. — So fern aber entweder diese Begriffe in keine äußere Beziehung auf die Würklichkeit gedacht werden, oder so fern der Verstand sich selbst Begriffe erwirbt: so steht er blos der produktiven Einbildungskraft gegen-

über, ohne mit ihr zusammenzuhängen; er erwartet auch gar keine Realität seiner Begriffe, und das ihm zugeschriebene Sein ist blos ein Sein im Verstande. Die producirende Einbildungskraft und der producirende Verstand; so fern das Produkt nicht praktisch bezogen wird, berühren die Gränze des Ideenreiches. Durch den producirenden Verstand ist die Möglichkeit der Spekulation; und durch die producirende Einbildungskraft, die Möglichkeit des Dichtens überhaupt gegeben. Nun, sehen wir aber oben, brachte das Bild eine Empfindung hervor, welche analog war der gerührten Sinnlichkeit, auf der andern Seite aber steht der Verstand und will dies Bild in Begriffe bringen. Daher muß die Einbildungskraft eine doppelte Einheit produciren, einmahl Harmonie der Empfindung und Harmonie in den Begriffen. Daher wäre die produktive Einbildungskraft sehr begränzt; denn nicht nur müßte sie, so scheint es, die Bilder in Form des Urtheils darstellen, indem diese die eigenthümliche des Verstandes ist, sondern dem Bilde müßte auch, da die Begriffe des Verstandes ursprünglich Anschauungen sind, ein Bild aber, nur aus Vorstellungen der Theile derselben besteht, auch Realität zukommen, es müßte ihm, so scheint es, eine Anschauung entsprechen, und so gäbe es gar keine produktive Einbildungskraft. Die Auflösung ist diese: freilich sind die einzelnen Theile eines producirten Bildes, Theile der Anschauungen, denen also Realität zum Grunde liegt. Nun entfernt sich aber die produktive Einbildungskraft eben durch die Composition dieser Theile, von der Realität und sorgt nur für eine Einheit in der Empfindung. Diese einzelnen, reellen Theile begreift nun der Verstand und findet, da sie in der nachahmenden Einbildungskraft, als

Theile von Anschauungen liegen, keine Aufforderung ihnen die Realität abzusprechen. Allein daraus folgt nun noch nicht, daß das Bild für ihn ein Ganzes sei; zu diesem Glauben gelangt er erst durch die Einheit der Empfindung, indem er diese fühlt; so hält er das Bild für eben so reel als diejenigen, welche er bei der nachahmenden Einbildungskraft antrift, denn was bei dieser ihm für die Realität des Bildes und der Anschauung bürgt, die Einheit der Empfindung hat jene künstlicher Weise producirt, beide Bilder haben in dem Moment für den Verstand gleiche Realität, nur durch die Erinnerung, daß den Bildern der produktiven Imagination keine Anschauung, kein Ganzes korrespondire, wird er seine Vertauschung der Modifikationen dieser Kraft; seine Täuschung inne. Die produktive Einbildungskraft, die Phantasie bringt also den Schein durch Nachahmung von dem Sein hervor, indem sie durch Einheit der Empfindungen zu einer Verwechselung zwischen freier Composition und nothwendiger Nachahmung Gelegenheit giebt. —

Alles indeß, was hier producirt worden, ist nur Stoff für das höchste Vermögen, für das letzte Organ, in welches alle Bilder und alle Begriffe abgeliefert werden. Dies Organ, das höchste und eigentlich vernehmende und schaffende, ist die Freiheit, die Vernunft. Ihr Charakter ist Thätigkeit und zu weitläuftig würde es sein, ihren Einfluß und Aeußerungen darzustellen. Es sei uns hier genug bemerkt zu haben, daß sie den Stempel der Freiheit allen Dingen aufzudrücken strebt, daß sie sich bemüht alles in sich zu verwandeln. Nun haben wir aber schon oben gesehen, daß eine Kraft nur in so fern sein kann, als sie sich äußert, denn nur

dadurch wird sie sichtbar; also auch die Vernunft, sie muß sich einen Stoff schaffen, an welchem durch einen Widerstand sie ihre Kraft sichtbar macht. Dieser Stoff erscheint nun entweder als Nothwendigkeit, und dann befaßt er das ganze Reich der Anschauungen, die Welt; und sie sucht diese in Freiheit zu verwandeln, dann ist sie moralisch und praktisch, oder aber sie richtet ihre Thätigkeit auf das von Verstand und Einbildungskraft Producirte, welches schon als Freiheit und Selbstthätigkeit erscheint und ganz ideal ist. Wenn nun die Vernunft eine Reihe von Bildern oder Begriffen sich als Stoff entgegenstellt, um ihnen ihre Form zu geben, so versteht es sich von selbst, daß sie von aller reellen Nothwendigkeit befreit sind. Jedoch indem die Vernunft auf diesen freigewählten Stoff hinwürkt, und ihm ihre Form geben will, so entsteht natürlicher Weise in diesem Stoff als die Vernunft ausdrückend eine Nothwendigkeit, er muß sich organisiren für die Vernunft. Diese Operation, in welcher die höchste Freiheit und die höchste Nothwendigkeit durchaus eins sind, in der die Vernunft ihre Gesetze ohne Widerstand realisirt und dadurch eine Nothwendigkeit erschafft und in ihr sich selbst vollendet, dies unbedingte Anschauen ihrer selbst, diese reine Thätigkeit, dies absolute Können — haben die Teutschen sehr schön Kunst genannt, und sie ist also Blüthe und Frucht; des Menschen schönstes, freistes Spiel, mag es sich nun in Begriffen als System oder in Bildern als Kunstwerk zeigen.

Dem Menschen gegenüber, als reizender, Empfindungen veranlassender, und die Sinnlichkeit berührender Stoff, erscheint, und wird eine Außenwelt angenommen, zu der auch die Geschöpfe seiner Gattung gehören. Der

Mensch als eine thierische Natur und ein vernünftiges Wesen, steht in doppelter Beziehung auf dieselbe, in letzterer Rücksicht liefert sie ihm den Stoff für die innern Kräfte, in der erstern ist er durch Bedürfnisse aller Art, durch unzerreisbare Bande in jedem Augenblicke gefesselt. Ja dies Band ist noch enger bei dem Menschen, als bei den Thieren; denn seine Bedürfnisse sind weit mannigfaltiger, und die Natur, um das thätige Spiel seiner Kräfte mehr zu begünstigen, hat ihn weit mittelbarer in ihren Schutz genommen. Daher muß er für seine Erhaltung in einem hohen Grade selbstthätig sein, er kann die Natur nicht genießen, wie er sie vorfindet, sondern muß sie verwandeln und verändern, um sie seinen Bedürfnissen anzupassen. Durch diese Thätigkeit aber verwandelt sich selbst der thierische Genuß, aus einem blinden Instinkt; in verhüllte, menschliche Vernunft; denn sie ist es, die ihn nothwendig begleitet und veredelt. Zugleich aber bildet sich in ihm eine bestimmte Ansicht der Natur, die Welt ist ihm nicht mehr eine fortlaufende Reihe, deren verschiedene Theile einerlei Rang und Werth haben, sondern diese wechseln, dem Bezuge gemäß, welchen jeder auf das thierische Bedürfniß hat. Je unmittelbarer Etwas zur Erhaltung der Nahrung erscheint, je wichtiger ist es dem Menschen, je lieber ordnet er alles andere unter; und je geneigter ist er schon aus diesem Grunde, sich für den Zweck und Mittelpunkt zu nehmen und anzusehen.

Wenn aber dies Bedürfniß erst befriedigt ist, dann fühlt sich der Mensch in gewisser Rücksicht frei von den Banden der Natur; er betrachtet die Welt wieder mit einem uneigennützigen Auge; und ein freier Trieb regt sich in ihm, das bunte Ganze zu erfassen und zu ordnen.

Nach einem Gesetze, dessen Erläuterung nicht hieher gehört, bringt er dies zu Stande, indem er sich als die Krone und Spitze sezt, und die äußere Welt als Näherung durch alle Grade an seine eigne Natur betrachtet. So erscheinen demnach die folgenden Klassen als nothwendig und nicht zufällig, sie dringen sich jedem Menschen auf; sie sind die geordnete Natur, so fern sie durch das Bedürfniß nicht verändert worden. Zu dem Ordnen selbst aber bedarf es der Einbildungskraft, und des Verstandes, jener um das Unähnliche auszuschließen, und das Aehnliche zu vereinigen; dieses um die gefundenen Klassen zu fixiren. Nun aber zeigt sich uns durch den Sinn des Auges, die Welt vorzüglich als ein aus vielen Einzelnen verbundenes Ganze, das Auge wird daher auch der Einbildungskraft die Aehnlichkeiten liefern. Mit einem Worte, Form und Farbe werden stets die Merkmale sein, nach welchen der Mensch genöthigt sein wird, die Natur in Klassen zu zertheilen.

Der ganzen Natur aber liegt eine Materie zum Grunde, aus welcher alles hervorgeht, und in welche sich alles sinnliche, das Edelste wie das Gemeinste, auflößt. Nach dem rohen Sprachgebrauche heißt dieser sichtbare Urstoff Erde, und als solcher ist er formlos und ohne Farbe. Dies soll nicht heißen, als wenn dem Auge sich nicht etwas dem ähnliches zeigte, aber beides erscheint unbestimmt und als Nebensache, selbst in den Modifikationen der Materie und in ihrer Annäherung zur Organisation; deutet die angetroffene Regelmäßigkeit der Form, der Glanz und die Farbe nur auf etwas höheres hin; es ist Annäherung, aber nicht Dasein; Ahnung, aber nicht Gewißheit, mit einem Worte, Form und Farbe der Materie verhalten

sich gegen die höhere Organisation, wie sich Schall gegen Ton, wilde Gährung gegen regelmäßige Bewegung verhält.

Auf dieser Masse gründet und aus ihr entwickelt sich das Reich der organischen Naturen, das Pflanzenreich. Hier ist nun zuerst deutliche und bestimmte Form, Farbe und regelmäßige Bewegung. Durch Form und Farbe hängen die einzelnen Produkte dieser Welt in sich zusammen, und durch sie trennen sie sich zugleich in Gattungen und Arten, ein Unterschied, welcher dem Naturforscher nicht unbemerkt geblieben ist. Auch Bewegung zeigt sich schon in diesem Kreise, nur ist sie begränzt und unvollkommen, denn entweder ist sie eine mechanisch innere; oder eine unwillkührlich äußere. Die letztere pflegt mit einem Schalle begleitet zu sein. —

Höher als diese Gattung der Naturen, stehen die Lebendigen mit Willkühr sich Bewegenden. Hier zeigen zuerst sich Bedürfnisse und zur Befriedigung derselben, eingepflanzte Instinkte, als Vorbedeutung und Symbol der Freiheit. Auch verknüpft sich dieses Reich und größtentheils die Arten desselben durch mehr oder weniger rohe Geselligkeit und durch den Ton, ein Eigenthum der vollkommneren Arten und erster Eintheilungsgrund derselben. Er ist ein rohes Vorbild der Sprache wie die Geselligkeit der Thiere, Symbol des Staats.

Als höchste, einzelne Gattung tritt zulezt der Mensch auf. Seinem Grundstoffe nach gehört er, wie alles Irrdische, der Erde zu. Ein Umstand, welcher durch die Benennung Homo und Adam sehr gut angedeutet ist. Er hat bestimmte Form und Farbe; und eine innere Organisation, wie eine Pflanze; willkührliche Bewegung, Be-

dürfnisse, Instinkte, Töne, wie das Thier; aber neben diesen allen, besizt er noch Vernunft, durch welche er eine eigne Klasse mit eigenthümlichen Erscheinungen konstituirt. Aber was verknüpft nun diese Gattung äußerlich zusammen? Pflanzennatur und Organisation offenbarte und verknüpfte sich durch Farbe und Form. — Empfindung äußerte sich durch Töne; und der Mensch sollte sein eigenthümliches Vermögen, die Vernunft nicht wie jene das ihrige, außer sich hinstellen, verkörpern können? Er kann es allerdings, und dies geschieht durch eine Modifikation des Vermögens der Töne. Bei den Thieren sind sie Aeußerungen des Subjektiven, der Empfindung des Bedürfnisses; bei dem Menschen werden sie Darstellung des Objektiven, Abdruck seiner Vernunft; bei jenen sind sie Geschrei und Gesang, bei diesen Sprache; und diese ist es, welche das Reich der Vernunft äußerlich darstellt, dokumentirt und in sich verknüpft.

Unvermerkt sind wir auf die Materie, von welcher wir ausgiengen, zurückgeführt. Wir hatten oben die Aufgabe gefunden, den Ursprung der Sprache aus der Vernunft abzuleiten, um unsere Erklärung der Sprache, daß sie Darstellung unserer Vorstellungen durch artikulirte Töne sei, vorläufig dadurch zu sichern, daß wir sie als Bedürfniß der Vernunft aufstellten, und wir haben durch das eben Auseinandergesetzte, dies wenigstens wahrscheinlich gemacht. Soll es aber gewiß werden: so muß sich zeigen, daß unsere eigne Vernunft uns zur Darstellung nöthigt; und daß artikulirte Töne das bequemste Mittel dazu sind.

Vernunft ist ein thätiges Vermögen, ohne Unterlaß bemüht, den entgegenstehenden Stoff, sei er nun ideal

oder reel, sich zu assimiliren und in ihre Form zu bringen. Dieses Vermögen richtet nun der Mensch zunächst auf etwas Aeußeres; und zwar zuförderst auf die vernunftlose Natur, von welcher er Befriedigung seiner Bedürfnisse erwartet, welche er dazu geschickt macht; und gegen deren Anfälle und Schrecken er sich waffnen und vertheidigen muß. Das Verhältniß des Menschen zur Natur ist also nie ruhig; jener ist beständig bemüht, und fühlt sich durch seine Natur getrieben, sie zu unterjochen, diese zu widerstreben, und wenn auch der Kampf durch Besiegung des einen Theils geschlichtet ist, so beginnt er in dem nächsten Moment von neuem. Ganz anders aber wird das Verhältniß, indem ein Mensch dem Menschen, ein vernünftiges Wesen dem andern entgegensteht, denn hier ist das Entgegenstehen nur scheinbar und formell, Vernunft ist Vernunft und ihre Thätigkeit geht ewig auf ein und dasselbe Ziel, sind sie einmal vereinigt: so ist ihr gegenseitiger Streit auf immer beigelegt, und an die Möglichkeit dieser Vereinigung muß der Mensch eben so unbedingt glauben, als er an seine Vernunft glaubt. — Nun sind demnach nur noch zweierlei Schwierigkeiten zu lösen; zuerst: Wie der Mensch erkenne, daß das ihm gegenüber stehende Wesen, ein ihm ähnliches, vernünftiges Wesen sei; und sodann, wie er die Vereinigung seiner Vernunft mit der außer ihm stehenden, eine Vereinigung, durch welche er nicht nur den Streit mit diesem Wesen überhaupt zu endigen, sondern auch den mit der vernunftlosen Natur besser zu bestehen hoft — wie er diese zu Stande bringt.

Zuerst bringt wohl den Menschen, die Aehnlichkeit der Organisation, die ähnliche Gestalt, das gleiche Be-

dürfniß, mit einem Worte, die Aehnlichkeit der sinnlichen Erscheinung, auf die Vermuthung, daß ihm hier ein ihm gleiches mit Vernunft und Freiheit begabtes Wesen gegenüber stehe; diese Vermuthung aber erhebt sich zur Gewißheit und wird deutlich erkannt durch die Art der Rückwürkung bei den Aeußerungen des Willens des zweifelnden Menschen. Diese ist kein rohes Widerstreben wie das der leblosen Natur, kein instinktmäßiges, durch Bedürfnisse veranlaßtes Widerstehen oder Anfallen eines gereizten Thieres, sondern sie ist etwas, welches in der strengsten Beziehung auf das Objekt steht; und sich nach demselben aber nach einer festen Regel ändert. Diese Regel äußert sich durch Handlung und oft durch Handlung auf den Menschen selbst, durch die empfundene Handlung wird die Regel erkannt; und empfunden, daß es dieselbe ist, nach welcher auch wir verfahren, daß also ein Wesen mit Vernunft und Willen begabt außer uns sei, und es nur an einem Mittel fehle, um mit ihm eins zu werden; und so an Kraft zu gewinnen. Nun ist aber die einzige Beziehung, in welcher diese beiden Wesen stehen, das Handeln auf einander; und diesem Handeln entspricht innerlich das Wollen. So lange nur diese einzige Beziehung statt findet, stehen beide Wesen noch in dem Verhältnisse wie zur vernunftlosen Natur, mit dem einzigen Unterschiede, daß die vernunftlose Natur entgegenstrebt, der Mensch aber entgegenhandelt. Die Vereinigung beider Vernunften kann aber nur erfolgen, wenn ein Punkt gefunden wird, welcher zwischen Willen und Handlung liegt. Dann läge er jenseits des Willens und hienge mit ihm zusammen, wie doch gefordert wird, so wäre er den Willen bestimmend; und läge er jenseits der Handlung, so wäre er unnütz.

In diesem Punkte muß der Wille und die Handlung sich vereinigen, er muß das Innere, den Willen; und das Aeussere die Handlung äußerlich machen, denn ohne Aeußeres wäre es unmöglich, daß das Wesen außer mir es erkennte und dennoch muß es nicht die Handlung sein, aber sie doch als Anschauung geben. Diese Handlung, vermittelst welcher dies geschieht, heißt darstellen im weitesten Sinn, und sie ist es also, welche die vernünftigen Naturen vereinigt und verknüpft. Durch die Darstellung entsteht nun eine zweite Beziehung der beiden Wesen auf einander, sie treten in das Verhältniß der Wesen mit Erkenntniß = Vermögen begabt, das Wollen ist versinnlicht und mit ihm das Erkannte. Daher ist durch die Handlung des Darstellens, nicht nur die Vereinigung der Vernunft so fern sie will, sondern auch so fern sie erkennt begründet. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß wir hier Darstellung im weitesten Sinne nehmen; und sie nur ihrem Ursprunge nach, als Bedürfniß der Vernunft etwas Aeußeres mit sich in Harmonie zu setzen, nicht als edle und freie Aeußerung ansehen.

Ehe wir aber weiter gehen und fragen, durch welche Mittel denn die Darstellung äußerlich zu Stande kommt, wollen wir in unserm Innern zusehen, ob nicht etwas Aehnliches oder gar Gleiches in uns selbst vorgehe. Denn wenn die Vernunft kann man sagen, um sich mit einer andern äußern zu vereinen, sich mit ihr in Harmonie zu setzen; und ihr Stoff zu liefern, darstellt; warum soll dieser Fall nicht bei ihr selbst eintreten, warum soll sie nicht für sich darstellen? Nur würde in diesem Falle die ganze Operation umgekehrt erfolgen. Das darstellende Subjekt und das für welches man darstellt, würde

eines und dasselbe sein, nur das Objekt der Darstellung würde sich ändern, und so wie jenes etwas Inneres war, welches eben durch die Darstellung etwas Aeußeres werden sollte: so würde es in diesem Falle etwas Aeußeres sein oder dafür gehalten werden; es würde einstweilen von dem Subjekte gänzlich unterschieden, und gar nicht mit ihm vermischt werden. Diese eben beschriebene Operation ist keine andere, als die des Vorstellens; denn in dem Augenblicke des Vorstellens wird das Vorgestellte jeder Art, als von dem sich Vorstellenden gänzlich verschiedenes betrachtet, ungeachtet Vorstellung nichts anders ist als Modifikation des Bewußtseins, auf Veranlassung von etwas außerhalb demselben gesetztes; und so wäre Vorstellung nichts anders als innere Darstellung, und Darstellung nichts anders als äußere Vorstellung; ursprünglich wären beide nicht verschieden und die Reciprocität des Vorstellens läge schon in der Sprachform: sich vorstellen.

Allein nun fragt sich, durch welche Mittel die Darstellung zu Stande komme; und wir gehen hier von dem historisch-frühesten, den Anschauungen aus. Von diesen nun entwirft der Mensch in seiner Phantasie ein Bild, welches er von der Anschauung selbst unterscheidet, aber ihr nothwendig ähnlich ist. So fern er nun dies Bild sich vorstellt; so stellt er nach dem vorigen innerlich dar, und die Art der Darstellung geschieht also durch eine Aehnlichmachung, kürzer durch Nachahmung. Allein wir werden durch unser Zusammentreffen mit andern vernünftigen Wesen zur eigentlichen, zur äußeren Darstellung aufgefordert; soll dies aber geschehen: so muß die Vorstellung in die Welt der Objekte übergehen, es muß ein Stoff gefunden werden, an welchem die Darstellung ge-

knüpft wird; ein Vereinigungs = Punkt für das darstellende Subjekt und das für welches dargestellt wird. Dieser Punkt könnte nun, so scheint es zunächst, wohl das Vorgestellte, die Anschauung selbst sein, und ich würde demnach, um einen Eichbaum darzustellen, jenes andere Wesen nur zu demselben zu führen nöthig haben. Hier hätte ich ihm nun allerdings eine Anschauung verschaft, allein diese Anschauung wäre keine Darstellung, weil nicht ausdrücklich dargethan wäre, daß diese Anschauung, eine Modifikation von mir, eine Vorstellung sei. Daher muß in jeder Darstellung der Begriff des Subjektiven vorkommen und im gegenwärtigen Falle müßte ich z. B. das Bild eines Eichbaums als solches zum äußern machen; und dies geschieht durch Nachahmung. Jene erste Operation ist ein Zeigen, diese ein Zeichnen, und so fern dies Zeichnen sich auf ein inneres Bild bezieht, ein Zeichen. Worte, bei denen man sich an die schon öfter gemachte Bemerkung erinnert, daß die Anschauungen vorzüglich durch den Sinn des Gesichts als Ganze erscheinen. Aus diesem Grunde sind demnach die ersten Zeichen, Gesichtszeichen und Nachahmungen; und Mahlerei und Bildnerei erscheinen auf diese Art, als durch das Bedürfniß erzeugte Darstellungsformen von Form und Farbe. Aber nicht blos durch den Sinn des Gesichts und des betastenden Gefühls offenbart sich uns die Natur, wir schauen sie auch an, sich bewegend, tönend, den Geschmack und Geruch reizend, ja zulezt lößt sich alle Sinnlichkeit in eine Modifikation von uns selbst auf. Wie wird nun der Mensch, wenn er sich zur Darstellung aufgefordert fühlt, dies nachahmen? Den Ton, natürlich durch den Ton; und die Bewegung durch die

Gebehr=

Gebehrde, welche so viel als möglich nachahmend sein wird. Aber das Schmeckbare und Riechbare; und die Vorstellungen von uns selbst, den innern Sinn? Da der reizende Stoff in den beiden ersten Fällen mit uns selbst so eng verbunden werden muß, so erscheint er gleichsam als Theil von uns selbst, eben so auch bei dem dunklen Gefühle; der Mensch wird also nicht den reizenden Gegenstand, er wird die Empfindung selbst darstellen; und dies wird auch der Fall bei dem innern Sinne sein. Hier soll also etwas rein Subjektives, eine innere Modifikation, Darstellung werden und zwar Nachahmung, allein dies ist dem ganzen Umfange nach unmöglich, aber Nachahmung wäre es allerdings, wenn wir durch eine Modifikation an uns darstellten; und solch eine ist die Gebehrde und der allgemeine thierische Ton. Aus diesen erhellt, daß hier die Nachahmung sehr gering erscheinen muß, und daß sich daher die Nothwendigkeit der Gebehrde = Zeichen, so fern sie kein Zeigen sind, und die der Naturtöne schwerlich demonstriren lasse, daher muß die Art der Darstellung sehr unvollkommen ausfallen; und unmittelbare Erkenntniß wird hier oft die Darstellung supppliren müssen.

Man bemerke aber hierbei vor allen Dingen, daß ich hier alles nur nachahmend betrachte. Durch Ton wird nur der Ton, durch Farbe nur Farbe, durch Form nur Form nachgeahmt, und die Darstellung des Fühlbaren, Beweglichen, Schmeckbaren, Riechbaren nebst den Vorstellungen des innern Sinnes, haben genau genommen, schwankende an die Nachahmung angränzende, der Willkühr sich nähernde, Naturzeichen. Eigentliche Nachahmungen sind daher nur die der Form, der Farbe und

des Tons, die Gebehrde ist Darstellung des rein Subjektiven, steht in einer ganz andern Beziehung, und erscheint nur selten nachahmend. Durch die Nachahmung soll die Vorstellung einer Anschauung, etwas Inneres, dem etwas Aeußeres zum Grunde liegt, bezeichnet werden, die Vorstellung als solche, wird durch Verschiedenheit von der Anschauung, die Anschauung durch Aehnlichkeit bezeichnet. Die Verschiedenheit liegt in der Extension und Intension. Das Wesen der Nachahmung ist das Andeuten der Anschauung, sie strebt unaufhörlich mit der Anschauung in Eins zu fallen, aber wenn sie es erreichte, würde sie ihre Eigenthümlichkeit vernichten, indem jene Beziehung auf ein darstellendes Wesen, das Gepräge der Freiheit, von welchem Kunst ausgeht und ohne das sie Natur und Nothwendigkeit wird, verlohren gienge und ein reeller Widerspruch entstände.

Betrachten wir diese Zeichen ein wenig genauer, so bietet sich uns noch ein neuer, merkwürdiger Umstand dar. Die Nachahmung nehmlich, welche producirt wird, ist entweder eine selbstständige oder eine unselbstständige; jenes wenn wir zur Darstellung einer Materie bedürfen, in welcher wir das innere Bild ausdrücken; und dann scheiden wir nach vollendeter Nachahmung uns ganz von dem Stoffe ab; dieses wenn die Darstellung nur eine Modifikation von uns ist, welche wir daher, so oft wir wollen, produciren können. Es fällt in die Augen, daß jene Arten von Nachahmungen, zu welchen wir Form und Farbe rechnen, weil sie uns Anschauungen als Ganze darstellen, ähnlicher aber unbequemer sind, weil sie an einer Materie hängen, und nur unter dieser Bedingung existiren; die zweite dagegen, zu der wir nur den Ton

rechnen, eingeschränkter aber bequemer; weil keine Masse zur Hervorbringung nöthig ist. Doch wird die Einschränkung wieder dadurch vergütet, daß die Nachahmungen des Tons, an die Bedingungen der Luft, die des Gefühls an die weit eingeschränkteren des Lichts geknüpft sind. Was die Gebehrde betrift: so ist sie ein Mittelding zwischen nachahmenden und willkührlichen Gesichts = und Gehör = Zeichen, zwischen Anschauung und Zeichen. Nachahmend ist sie, so fern sie äußere Bewegung darstellt; willkührlich, so fern sich der Grund der Gebehrde nicht demonstriren läßt. Dem Gesichtszeichen ist sie ähnlich, so fern sie an die Bedingung des Lichts geknüpft ist; dem Gehörzeichen, so fern sie nicht den Gegenstand als Ganzes, sondern eine Modifikation von uns darstellt. Den Anschauungen ist sie gleich, so fern sie der Gegenstand ihrer eignen Darstellung ist, und Zeichen ist sie, so fern diese Darstellung von ihr selbst muß unterschieden werden, und sie vereinigt also: Zeichen, Zeichnen und Zeigen.

Man spricht auch von willkührlichen Zeichen, das heißt von solchen Darstellungen, welche dem Dargestellten durchaus nicht ähnlich sind, und die Erfahrung lehrt, daß es wirklich solche Zeichen gebe, und dies sind theils gewisse Gebehrden, theils Hieroglyphen, theils hörbare Zeichen und besonders Sprachzeichen. Hier entsteht nun die Frage: auf welche Art diese willkührlichen Zeichen entstanden sind? Die einfachste Erklärung scheint allerdings die zu sein, daß man behauptet, sie wären durch Verabredung gebildet worden. Verabredung aber, wenn man auch das Wort nicht im eigentlichsten Sinne nimmt, denn alsdann würde die Absurdität sogleich einleuchten, Verabredung sezt eine Masse anderer Zeichen voraus,

durch welche sie möglich wird; nun sind aber diejenigen Zeichen, welche wir bis jezt haben kennen gelernt, nichts als Nachahmungen, und es scheint daher unmöglich, diese zur Erschaffung von willkührlichen Zeichen zu gebrauchen, da man durch sie zwar das Nachgeahmte, aber auch nichts weiter bezeichnen kann. Doch eine einzige Art wäre übrig, solche willkührliche Zeichen zu bilden, und diese wäre durch Zeigen, durch Gebehrde. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß auf diese Art willkührliche Zeichen entstehen können; allein einem sehr starken, ob die Hieroglyphen und Sprachzeichen so entstanden sind, denn wenn man die Schwierigkeiten überlegt, so scheinen sie fast unüberwindlich. Zuerst mußte ein Einzelner auf die Idee des willkührlichen Zeichens kommen; wie kam er darauf? was führte ihn darauf? welche Analogie hatte er? Auf alle diese Fragen kann man nichts befriedigendes antworten. Ferner mußte dieser die einzelnen Zeichen finden; er mußte z. B. die Sache A durch das Zeichen B ausdrücken, und da die Verknüpfung zwischen Zeichen und Bezeichneten blos im Gedächtnisse statt fand, so mußte er bei der Erfindung mehrerer Zeichen seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, er mußte das Zeichen bezeichnen. Hier ständen wir demnach plötzlich bei der Erfindung der Schreibekunst, und obgleich bei dieser Untersuchung dies uns nicht auffallen darf, indem wir mit Bedacht die Zeit der Spracherfindung ganz unbestimmt gelassen haben: so offenbart sich uns doch die Künstlichkeit dieses Weges der Erfindung. Endlich sollte diese Masse von Zeichen durch Zeigen mitgetheilt werden; und wie viele Mißverständnisse hierbei nothwendig sind, fällt von selbst in die Augen. Denn gesezt A habe folgende

Accidenzen b. c. d. etc. wie soll deutlich gemacht werden, daß eben A nicht b oder c; welches doch in A enthalten; oder umgekehrt, daß nicht A, sondern b oder c, zwar in A enthalten; aber getrennt von demselben gedacht werden soll? Kurz, obgleich diese Methode willkührliche Zeichen zu erhalten möglich ist: so ist sie doch sehr zusammengesezt und künstlich; und wenn daher ein anderer einfacherer Weg zur Bildung derselben möglich ist: so wird dieser der betretene sein. Aber von wo aus wird dieser Weg angefangen? Es ist nichts anders übrig, als daß sich die willkührlichen Zeichen ursprünglich aus den nachahmenden entwickelt haben.

So ist es auch in der That, und es kommt nur darauf an, den Gang aufzufinden, welchen der Mensch zu nehmen gezwungen war. Eine Nachahmung verdient dann diesen Nahmen, wenn das Mannichfaltige in ihr, dem Mannichfaltigen des Nachgeahmten ähnlich ist. Ist die Zahl des Mannichfaltigen im Nachgeahmten gleich: so ist die Nachahmung genau. Indem nun aber eine Nachahmung entweder mehr, oder was wohl der häufigere Fall ist, weniger Mannichfaltiges enthält als das Nachgeahmte; ist es in Hinsicht auf dieses Mehr oder Weniger ein willkührliches Zeichen; und der Grad der Willkührlichkeit, wird durch das Verhältniß dieses Mehr oder Weniger bestimmt. Man setze zum Beispiel, a b c sei ein Ganzes und die Nachahmung bestehe aus a: so ist klar, daß diese Nachahmung auf b c bezogen als willkührlich erscheinen müsse. Umgekehrt werde ein Ganzes ab durch a b c d nachgeahmt: so erhellt, daß c d nicht als Nachahmung von ab, sondern als willkührliches Zeichen desselben erscheinen müsse. Die Anwendung auf

Gebehrden, Bilder und Töne ist leicht zu machen, daher wir uns derselben enthalten; und nur bemerken, daß mit dem schwächern Grade der Nachahmung die Gefahr wächst, daß ein Zeichen als ganz willkührlich erscheint. Nun sorgt aber die Einbildungskraft schon ihrer eignen Natur nach, daß sie so lange als möglich nachahmt; und bedient sich daher der mindesten Aehnlichkeit zur nachahmenden Darstellung, z. B. des zufälligen Tons als Bezeichnung für ein Ganzes; der einzelnen, zufälligen Gebehrde; oder eines Bildes zur Bezeichnung einer ähnlichen Eigenschaft. Auf dieser Stuffe ist nun der Uebergang zur reinen Willkühr, denn diese geringe Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, darf nur vergessen werden: so erscheint das Zeichen absolut willkührlich. — Allein nun hat sich ganz unvermerkt auch ein neues Band in der Seele geknüpft, das Zeichen wird mit dem Bezeichneten durch das bloße Gedächtniß verbunden und die öftere Combination hat eine engere Beziehung als die schwache Nachahmung geben konnte, veranlaßt. Wenn zum Beispiel a, welches eine unendliche Menge von Prädikaten, und unter diesen auch o hatte, nachahmend durch o ausgedrückt wurde: so durfte nur dieser leichte Zusammenhang vergessen werden; und o erschien als willkührliches Zeichen von a. Da nun aber a mit o oft verknüpft worden: so erinnert sich die Einbildungskraft bei o an a nicht so fern sie ähnlich, sondern so fern ste gleichzeitig oder nach einander verknüpft worden; das nachahmende Zeichen tritt aus der Imagination heraus, wird willkührlich; und tritt als reizender Stoff wieder hinein. Ist aber nun einmal die Bahn gebrochen, dann verknüpft die Imagination das Zeichen mit dem Bezeichneten auch

immer kühner und lyrischer; und es müssen alle Spuren der Entdeckung nothwendig erlöschen. Eine dieser Combination ist die: Zeichen nach Analogie der Zeichen zu bilden, welches ins Unendliche fortgesezt werden kann; und eben daher gewiß die Hauptquelle der scheinbaren Willkühr ist. Wenn z. B. a willkührlich durch o bezeichnet erscheint: so sieht vielleicht d dem a ähnlich, und diese Aehnlichkeit ist vielleicht auch nur zufällig, vielleicht nur augenblicklich; und auf diese Kennzeichen kann die Einbildungskraft sehr gut dahin kommen, den Gegenstand d mit ö zu bezeichnen. So wie nun ö als Zeichen ins Gedächtniß gefaßt worden: so gehen die Combinationen der Einbildungskraft unter, und ö hat mit o eine Aehnlichkeit, welche sich nicht vor dem Verstande rechtfertiget, und also als Freiheit und Willkühr erscheint.

Die willkührlichen Zeichen sind demnach ebenfalls Zeichen der Einbildungskraft, sie entstehen in und durch dieselbe, aber welcher Vortheil läßt sich von ihrem Gebrauch erwarten; und worin sind sie vorzüglicher? worin nachzusetzen den eigentlichen Zeichen der Einbildungskraft, den Nachahmungen? Der Vortheil derselben und ihr Unterscheidendes von den Nachahmungen muß nothwendig in der neuen Beziehung liegen, in welcher sie durch das Gedächtniß auf die Imagination stehen. Die Nachahmung enthält so viel oder fast so viel Mannichfaltiges, als das Bild selbst; ihre Darstellung wird daher die Stelle der Anschauung sehr gut vertreten, sie wird fast denselben Grad der Lebhaftigkeit haben, dieselbe Empfindung als diese produciren; aber eben ihrer Mannichfaltigkeit wegen, wird sie nur wie eine Anschauung zu behandeln; und mit der Empfindung aufzufassen sein. Das

willkührliche Zeichen dagegen steht nur in einer einzigen Beziehung auf die Imagination, die im Gedächtnisse gegründet ist, es enthält eigentlich nichts als diese, und nur durch diese einzige Beziehung ist es. Daher ist das willkührliche Zeichen bestimmter, und seine Bestimmtheit wächst mit der Einfachheit des Dargestellten und der Willkührlichkeit des Zeichens. Das ächt willkührliche Zeichen ist fast von allem imaginativen Stoff befreit; es enthält nur so viel, um die Einbildungskraft in Bewegung zu setzen, und könnte daher sehr zu einer von der der Imagination verschiedenen Operation, welche auf Produktion der Einheit gerichtet ist, dienen. Dies giebt eine Regel für das Ordnen der willkührlichen Zeichen. Je weniger Stoff für die Imagination ein willkührliches Zeichen enthält, je mehr es sich von der Nachahmung entfernt, je grösser ist seine Einheit, seine Bestimmtheit, seine Zweckmäßigkeit für eine von den Operationen der Einbildungskraft verschiedene. — Ein willkührliches Gesichtszeichen, welches eine Anschauung, ein Ganzes darstellt, dem eine reelle Anschauung korrespondirt, wird also weniger zweckmäßig sein, als ein willkührliches Gehörszeichen; denn jenes stellt ein Ganzes durch ein Ganzes, dies ein Ganzes durch eine Modifikation vor; jenes stellt in diesem Ganzen ein großes Mannichfaltiges dar, und wird dadurch unbestimmt; dieses eine kleine Modifikation des Tones, und ist daher bestimmter. Wenn daher eine Nachteule zum Beispiel willkührlich Wachsamkeit bezeichnet: so ist dies willkührliche Zeichen, weil ihm eine reelle Anschauung korrespondirt, und es selbst einen großen imaginativen Stoff hat, unbestimmt; aber das Wort Nachteule, als willkührliches Gehörzeichen, ist, weil es

nicht als Ganzes, sondern als Modifikation erscheint, und weil es fast gar keinen imaginativen Stoff enthält, bestimmter, obgleich nicht so lebhaft. Die ächtesten, willkührlichen Gesichtszeichen sind die geschriebenen, von denen wir aus leicht begreiflichen Gründen hier nicht reden; und eben so schweigen wir von den Gebehrden, deren Eingeschränktheit und Unbestimmtheit aus dem vorhergehenden sich leicht entwickeln läßt.

Aber wie heißt, und worin besteht diejenige Operation, welche von der der Imagination verschieden ist, und der willkührliche Zeichen, ihrer Bestimmtheit und Einheit wegen, bequem und nöthig sind? Wenn es solch eine Operation giebt: so ist es klar, daß für dieselbe die vollkommensten, willkührlichen Zeichen, die Gehörszeichen werden gewählt werden müssen. Diese Operation ist nun keine andere als das analysische Denken, welches ohne Zeichen, und zwar ohne willkührliche, der Verstand nicht gut zu Stande bringen kann, wie das Folgende lehren wird. Wir sagten oben, daß der Verstand das Vermögen sei, den in der Einbildungskraft enthaltenen Stoff zu fixiren, und daß er deshalb das Bild theils als Ganzes aufnähme; theils die es konstituirenden Einzelnheiten; daß auf diese Art in ihm leere Formen zweierlei Art entständen; und daß man diese Begriffe nenne. Der Verstand ist demnach ursprünglich leer; und wird von der Imagination aus mit Gegenständen und Stoff versehen. Soll nun ein Bild ein Begriff werden, hieß es oben; so wird der Verstand die Grenzen des Bildes, die Umrisse auffassen; und diese für das Ganze nehmen und aufstellen. Nun bildet aber das Mannichfaltige in einem Bilde selbst diese Grenze; und es bleibt

also dem Verstande nichts anders übrig, als sich eine Einheit zu suchen, welche für ihn eben dasjenige ist, was die Empfindung ist in Rücksicht der Anschauung. Diese Empfindung brachte nehmlich Einheit in die Anschauung, indem sie die Beziehung derselben auf das Subjekt darstellte, ihre Identität bürgt für die Identität der Anschauung, und Empfindung ist eigentlich das Mannichfaltige innerlich. Ferner setze man, daß die Einbildungskraft ein Bild, zum Beispiel, das eines Eichbaums gefaßt habe; und dieses habe aus andern hierher nicht gehörigen Gründen keine Beziehung auf Empfindung, sondern stehe als bloßes Objekt in der Imagination; so ist der Fall denkbar, daß es in dieser Kraft erlösche; was sichert nun, daß es nicht für immer untergegangen? Nichts anders als die Anschauung selbst, also etwas Aeußeres, Fixes; denn indem wir einen Eichbaum sehen, werden wir uns seiner als eines ehemaligen Gegenstandes unserer Imagination bewußt, er producirt sein eignes Bild. Nun fehlt aber dem Verstande beides, theils die Einheit, unter welcher er das Mannichfaltige des Bildes befaßen, theils das Aeußere, durch das er es fixiren kann, er muß es also schaffen. Dies kann er nun nicht anders, als indem er aus oben gegebenen Gründen, das Bild in seine Einzelnheiten zerlegt, und sie als Einzelnheiten hinter einander stellt, und dann, nachdem er sie vollständig aufgestellt hat, als Ganzes befaßt. Diese Operation heißt zählen, und der Verstand ist seinem Wesen nach eine Tendenz zur Zahl, er verwandelt die Qualia in Quanta. So bekommt der Verstand auf diese Art zweierlei Arten von Zahlen, die eine Art ist für Ganze, und diese drückt das vereinigte Man-

nichfaltige aus, die andere für Einheiten, und drückt die Einzelnheiten aus; jene sind Substanzen, diese Accidenzen. Ein Nahme, welcher sehr charakteristisch ist; so fern man diese nicht, als in einer bestimmten Substanz enthalten denkt. Wenn aber der Verstand die Einzelnheiten aufzählt, so kann er unmöglich hier eine Vollständigkeit erreichen, weil des Mannichfaltigen im Bilde zu viel ist. Demnach würde die ganze Operation ihm nichts helfen, wenn nicht eine gewisse Vollständigkeit erhalten würde. Diese zu erreichen dienet nun die Empfindung, welche mit der Anschauung begleitet ist; von ihr sucht er die Gründe auf, und die Einzelnheiten, welche sich ihm immer als Gründe der Empfindung anbieten; und also die Einerleiheit der Empfindung konstituiren; begreift und zählt er auf als wesentliche Stücke, und ihr Begreifen konstituirt die Substanz für den Verstand. Hier nur beiläufig zwei Anmerkungen: zuerst ist klar, daß die Empfindung ein sehr schlechter Leiter bei dieser Operation ist und daß daher die Einheiten in der Substanz sehr unbestimmt erscheinen müssen. Zweitens: daß die Ganze, deren Einheiten den Quantis nahe kommen, und daß die mit Willkühr gebildeten Begriffe unendlich bestimmter sind als die Ganze, denen Anschauungen zum Grunde liegen. So kann zum Beispiel der Begriff eines Dreieckes leicht in seine Einheiten zerlegt werden, während es mit dem Begriffe eines Eichbaums große Schwierigkeiten hat.

Allein mit dieser Auseinandersetzung ist durchaus nichts gewonnen, denn wir haben zwar eine Einheit für den Verstand gefunden, welche der Empfindung gegenüber steht, nehmlich ein Zusammenfaßen der Einzelnheiten und ein Zerlegen des Mannichfaltigen in dieselben, kurz, die

Bildung der Zahl, aber noch hat er nicht das, welches der Anschauung gegenüber steht, gefunden, nehmlich jenes Fixe, welches außen stand; und das Bild der Imagination immer erneuerte, mit einem Worte, die vor = und dargestellte Zahl. Dies Gesuchte muß etwas Inneres sein, weil es für den Verstand da sein soll, es muß sich gegen die Imagination, wie die Anschauung gegen dieselbe verhalten, und das Bild reproduciren, daher muß wenigstens einiger imaginativer Stoff in demselben enthalten sein; es muß, weil wir darzustellen gezwungen sind, auch äußerlich werden können, und dann die Stelle der Anschauung vertreten, also statt des Zeigens der Anschauung dienen, das heißt, es muß ein Zeichen sein. Daher ist der Verstand bezeichnendes Vermögen und diese Tendenz wird durch das Wort Merkmal sehr gut ausgedrückt. Das Zeichen nun vereinigt beides Gesuchte, denn erstlich steht es der Empfindung gegenüber; und bringt Einheit in die Bilder, wie sie in die Anschauungen. Zweitens aber, fixirt es die Bilder, nur können durch die Zeichen des Verstandes die Bilder der Imagination willkührlich hervorgerufen werden, statt daß sonst die erhaltene Anschauung abgewartet werden muß; und also das erloschene Bild auf eine unbestimmte Zeit sich unserer Gewalt entzieht. Betrachtet man nun die Zeichen des Verstandes als Zahlen; so erscheinen Urtheilskraft und Schlußvermögen als Rechnungen zur Vermehrung dieser Zahlen, und die Verstandes-Welt übertrift also durch diese Modos, die Welt der Anschauungen an Umfang; und so entsteht, so fern die Zeichen des Verstandes dargestellt werden, eine wunderbare Verbindung aller Kräfte unter einander. Anschauungen werden Bilder, aus ihnen Begriffe, beide erzeugen inner-

lich neue, und diese verwandeln sich wieder durch Darstellung in Anschauungen, und bilden eine neue Welt. —

Eine andere Frage ist die: wenn der Verstand um zu operiren nothwendig der Zeichen bedarf, woher wird er sie nehmen und welche Arten wird er wählen? Wir sehen oben, daß ein jedes Zeichen, in, für und durch die Einbildungskraft entsteht, daß es aber übertreten könne aus der Imagination in das Gedächtniß und so sich der Einbildungskraft als reizender Stoff entgegenstellen. Die Einbildungskraft oder das Gedächtniß wird daher dem Verstande seine Zeichen leihen, und diese werden, so fern er sie braucht, Begriffe genannt werden. Auf die Frage aber: welche Arten von Zeichen er wählen wird? muß man folgendes antworten: der Zweck des Verstandes ist zunächst, durch diese Zeichen die Bilder der Einbildungskraft zu fixiren und selbst Begriffe zu erschaffen; daher werden diejenigen Zeichen, welche dies nicht nur am bequemsten vermögen, sondern auch den Antheil und das Wesen des Verstandes bei dieser Operation darstellen, ihm am willkommensten sein. Die nachahmenden Zeichen, sahen wir nun oben, enthalten ihrer Natur nach, ein großes Mannichfaltige und stehen in einer genauen Beziehung auf die Imagination. Der Verstand will als subordinirendes Vermögen, Einheit hervorbringen; und ist bemüht sich von der Imagination theils überhaupt zu unterscheiden, theils dazu gezwungen um seine eigentlichen Operationen, das Urtheil und den Schluß zu vollbringen. Daher wird er die nachahmenden Zeichen als zu viel Mannichfaltiges enthaltend und seine Operationen hindernd, und von denen der Einbildungskraft nicht genugsam unterscheidend verwerfen. Zugleich haben diese Zei-

chen, wegen ihres Vorbildes, eine Nothwendigkeit, eine Engheit; und bei der Unendlichkeit der Anschauungen durchaus keine Einheit. Alles dies macht die nachahmenden Zeichen für den Verstand; welcher mit Freiheit und Thätigkeit das Mannichfaltige verbinden, die ganze Welt der Anschauungen ausdrücken und als systematisches Vermögen auf einerlei Art ausdrücken will, durchaus unbrauchbar. — Er wählt daher willkührliche, denn diese drücken schon in und durch sich, die Willkühr und Thätigkeit des Verstandes, in der Erfindung der Zeichen aus; durch ein jedes willkührliche Zeichen, wird leise die Idee des Erschaffens angeregt, und sie sind eine fortgehende Allegorie auf den Verstand. Nun haben wir aber willkührliche Zeichen für das Gesicht und für das Gehör, für welche wird er sich entscheiden? Ein Theil der Gesichtszeichen fordert eine Masse, in welcher sie sich ausdrücken; diese bestehen im Raume, haben immer großen, imaginativen Stoff und führen daher Zerstreuung, Zweideutigkeit und Unbequemlichkeit mit sich, zugleich aber drückt die Selbstständigkeit, in welcher sie erscheinen, durchaus nicht die Thätigkeit des Verstandes und Verwandelung der Anschauung in Bild und Begriff, mit einem Worte: nicht die Unselbstständigkeit und Subjektivität der Verstandes-Welt aus. Dies würde durch Gebehrdenzeichen, welche Modifikationen von uns sind, weit glücklicher dargestellt; nur sind, wie oben erinnert wurde, diese Darstellungen so eng und zweideutig, so wenig gesondert und scharf, daß auch diese für den Verstand unbrauchbar sind. Willkührliche Gehörszeichen allein sind es, welche übrig bleiben und alle geforderte Eigenschaften zu haben scheinen. Fast die ganze Natur tönt, es ist also sehr wahr-

scheinlich, daß sich die ganze Natur in Töne werde auflösen lassen, die tönenden Zeichen sind unter der Bedingung der Luft jederzeit brauchbar, sie enthalten wenig imaginativen Stoff und mischen daher die Einbildungskraft nicht in die Operationen des Verstandes; so fern sie willkührlich sind, drücken sie die Thätigkeit des Verstandes in der Behandlung der Bilder aus; und so fern sie Modifikationen von uns, unselbstständig und in der Zeit wirkend sind; zeigen sie das Subjektive der Verstandeswelt, und deuten leise an: daß alle unser Darstellen sich auf unser Vorstellen beziehe. Diese Zeichen wird daher der Verstand als die zweckmäßigsten wählen; und demnach wäre, wenn sich zeigen läßt, daß die Welt und alle Bilder sich in Töne übersetzen lassen, der dargestellte Begriff, das Wort und die Sprache, Darstellung der Vorstellungen des Verstandes und der Urtheilskraft durch das Medium der artikulirten Töne.

Die nächste Frage, welche wir also zu beantworten haben, ist: Ob sich das Reich der Anschauungen und wie es sich in Töne übersetzen lasse? und der Gang dieser Beantwortung ist uns durch das unmittelbar Vorhergehende vorgeschrieben, wir müssen nämlich die Töne auf Nachahmungen zurückführen; und durch diese die willkührlichen Gehörszeichen entstehen lassen und erklären. —

Das Tönende geht durch die ganze Natur in verschiedenen Gestalten, bald als roher Schall, bald als Laut, bald als Stimme, bald als Ton; besonders aber ist das Tönen Begleiter des Lebens und der Bewegung. Aber ein wichtiger Unterschied bietet sich im Tone dar, denn er entsteht bei dem Lebendigen und Leblosen auf eine ganz verschiedene Art. Bei dem ersten ist er etwas in

und durch dasselbe mit Freiheit oder wenigstens mit dem Scheine derselben, Hervorgebrachtes etwas Willkührliches, bei dem Leblosen aber zeigt er sich nur als das Produkt der Berührung, sezt daher ein Berührendes voraus und aus diesem Grunde erscheint er als zufällig. Nun ist aber der Ton zugleich etwas Subjektives, eine Qualität, etwas Abhängiges, und daher ist er, so weit verbreitet und so fruchtbar dies Merkmal für die Nachahmung anfangs auch scheinen mag, so fern er zum Ausdruck des Substantiellen bestimmt ist, als Nachahmung sehr unbequem, oder vielmehr gar nicht brauchbar; er muß, wenn er seinen Zweck erfüllen will, sehr bald willkührliches Zeichen aus einem nachahmenden werden. Und dies findet auch in der That statt, denn die ersten nachahmenden Gehörszeichen sind nicht Darstellung einer Substanz, sondern einer Qualität derselben, reine Nachahmung des Tons. Das Wort Turtur ist ursprünglich nicht das Thier, welches diesen Ton verursacht, sondern der Ton selbst; und nichts mehr als dieser Ton. Hier ist also der Zusammenhang zwischen Zeichen und Bezeichneten nothwendig; und so wie die Nothwendigkeit der Darstellung gesezt wird, wird auch die Form derselben in diesem Falle bestimmt. Dies nähert diese rohen Töne, den nothwendigen Tönen der menschlichen Natur, den Interjektionen, denn diese entstehen durch die Möglichkeit Töne hervorzubringen; und den specifiken Bau der menschlichen Organe; ja sogar der dargestellte Stoff ist derselbe, nur daß Interjektionen das Subjektive desselben darstellen; anstatt daß jene Nachahmungen auf das Objektive desselben hinweisen. Fragt man nun nach den Elementen, durch welche der Mensch die Nachahmung des Hörbaren zu Stande

bringt;

bringt: so finden wir sie in den Buchstaben, von denen die, welche man Vokale nennt, die Höhe und Tiefe und die Consonanten das Charakteristische des Tons nachahmen. Aus dem vorhergehenden ergiebt sich ferner, daß es eine sehr undankbare Untersuchung ist, welcher Redetheil der erste und früheste gewesen, wenn man sie nehmlich schon jezt in diesem Zeitraume beginnt. Die reine Nachahmung ist eben so wenig als die Interjektion ein Redetheil; nur dann, wenn die Nachahmung in Willkühr übergegangen, oder wenigstens sich derselben genähert hat, läßt sich diese Frage befriedigend beantworten. — Fragt man aber nach der Form der Wörter in dieser Periode: so ist zu antworten, daß da nichts als Ein Ton sollte ausgedrückt werden, dieser sich aber jederzeit auf Einen Vokal reduziren läßt, die ersten Wörter aus nichts anderm als aus einem Vokale mit einem oder einigen begleitenden Konsonanten habe bestehen können; und also auch äußerlich der Form der Interjektionen sehr nahe gekommen sind. Endlich ergiebt sich, daß, da Ton überall die Grundlage der Sprache sein mußte, man dieselbe auch als reinen Ton als Musik betrachten könne und solle, da sie in ihren innersten Tiefen musikalisch ist. —

Aus dem obigen erhellt, daß das Produkt bis jezt noch keine Wörter sind, sondern nur reine Nachahmungen, bald aber gehen sie über zu eigentlichen Wörtern; und eben damit zu willkührlichen Zeichen. Der Gang dazu ist folgender: Ein und derselbe Ton kömmt unter gewissen ihn begleitenden und besonders unter einer Reihe von Gesichtsempfindungen wieder, das heißt, es erscheinen dem Sinne tönende Substanzen; um nun diese tönende Substanz aufzufaßen, muß der Verstand den Ton

als das Produkt der sämtlichen begleitenden Empfindungen, oder der Substanz ansehen; und so die Gehörs-Empfindung, den Ton, zum Zeichen sämtlicher begleitenden Empfindungen machen, in ihm alle Accidenzen vereinigt darstellen; und so auf die Darstellung eines Substantivs kommen. Hiebei muß man aber zweierlei nicht aus der Acht lassen, zuerst, daß in dem Augenblick, wo Turtur nicht mehr den Ton des Thieres, sondern das Thier selbst bezeichnete, der Grund zur Willkühr der Sprachzeichen gelegt wurde; denn das Wort, welches die Vereinigung der Accidenzen darstellt, hat einen geringern Umfang, als das Bezeichnete. Ferner sind die ersten Substantiva nichts anders als Nomina propria, Darstellungen von Individuen; und die Sprache geht also von der Individualität aus; allein indem der Mensch dieselbe Erscheinung unter der Verschiedenheit der äußern Bedingungen wiederholt sieht, scheiden sich die Accidenzen der Substanz genauer ab, der Verstand unterscheidet die wesentlichen von den zufälligen, der Inhalt der Substanz wird bestimmter, und Substantiv wird eigentlich Zahl, allgemeiner Begriff. So hat demnach und muß haben, die Sprache eine Tendenz zur Allgemeinheit, welche sich auf die angezeigte Art entwickelt, und die Sprachzeichen für den Verstand brauchbar macht. — Ein erläuterndes Beispiel, wenn es dessen bedarf, sei das obenerwähnte Wort Turtur. Es war bis jezt noch nichts als Darstellung eines individuellen Tons, nun aber zeigt mir das Gesicht diesen Ton vereinigt in einer gewissen bestimmten Form und Farbe, daher leite ich jenen aus diesen ab; und begreife alle Qualitäten und Individualitäten unter dem Laut: Turtur. Aber dieser Laut drückt

bis jezt noch nichts anders aus als das einzelne Ding, an dem ich diesen Laut wahrgenommen, und die Grenzen dieses Individuums sind sehr unbestimmt. Es kann sehr wohl sein, daß ich den Baum, auf welchem das Thier saß, daß ich die Zeit, in welcher ich den Ton hörte, mit unter dem der Willkühr sich nähernden Sprachzeichen begreife. Aber nun wechseln die äußern Bedingungen, ich sehe das Thier auf der Erde sitzen; und sondere so das Merkmal des Baumes von ihm ab, ich sehe es fliegen, und habe nun seine reine Gestalt begriffen u. s. w. Turtur ist ein allgemeiner Begriff geworden.

Aus dem Vorhergehenden aber scheint nun zu erhellen, daß das Substantiv der frühste und ursprüngliche Redetheil gewesen sei; allein diese Behauptung kann man bei einer genauern Betrachtung der Sache vielleicht nicht halten. Denn das Hörbare selbst gestattet eine doppelte Ansicht, einmal als Vereinigungszeichen einer Summe Qualitäten, und sodann als Produkt dieser Summe und Abgeleitetes aus derselben. Die letztere Ansicht entstand gewiß eben so früh als die erstere; und beide sind im Grunde eines, und nur dem Gesichtspunkte nach verschieden, so daß gewiß das Verbum sich gleichzeitig mit dem Substantiv entwickelt hat; Turtur hieß nicht blos das Thier, sondern bezeichnete auch die Handlung, diesen Laut hervorzubringen. Indem aber das erste Substantivum und Verbum erfunden ist: so ist auch, da wir beides auf unser Erkenntnißvermögen zu beziehen gezwungen sind, zugleich die allgemeinste Bedingung des sinnlichen Erkennens überhaupt, der Begriff der Existenz, des Seins gefunden, und mit derselben nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Würklichkeit des Satzes. Nur

ist dieser Begriff noch nicht ausdrücklich und abgesondert dargestellt, sondern er liegt dunkel, wie die Raumbestimmung im Substantiv, so die Zeitbestimmung im Verbo. Nach diesen Prämissen scheint daher der ursprüngliche Satz aus nichts, als aus der Wiederhohlung des Substantivs bestanden zu haben, nur mit dem Unterschiede, daß der Ton auf dem Hauptworte verweilte, welches in dem gegebenen Falle in dem Verbo bestand. Dies ist der allerroheste Ursprung, und die entfernteste Andeutung der Ableitungssylben und der individuellen Formen. So würde demnach z. B. tur̆ tūr das Beispiel der frühesten Art der Sätze sein, und in dem letztern tūr der Begriff des Seins liegen. Nun sahen wir aber oben, daß der Laut Turtur noch in sich, und unter sich eine Reihe Qualitäten begreift, nehmlich: die Farbe, die Form, den Eindruck des Gefühls und des Geschmacks, auch ist aus dem obigen klar, daß man eine jede Substanz in eine Reihe Einzelnheiten zerlegen kann, aber es fragt sich, wie wir diese darstellen sollen, mit einem Worte, wie wir den Begriff des blos subjektiven, das Adjektivum, auffassen und durch artikulirte Töne darstellen sollen? doch es zeigt sich sogleich, daß wir dies versparen müssen, indem wir noch hier mit der Darstellung des Hörbaren uns beschäftigen. —

Dagegen sei es uns erlaubt, einige Anmerkungen gleich hier bei der Darstellung des ersten Anfanges der Sprache, einzuschalten, welche einen Aufschluß über den Plan des ganzen Buches geben; und an welche wir später, wenn wir die Ableitungen selbst vornehmen, wieder erinnern wollen. Der Mensch ist nehmlich in allem sei-

nen Thun und Treiben nichts als eine Kraft, welche, nur mit Verschiedenheit der äußern Bedingungen, ewig in sich zurückkehrt. Er kann nicht aus sich heraustreten, ohne daß der erste Punkt in einer Peripherie läge und so die Nothwendigkeit auf denselben zurückzukehren begründete. Im Physischen hat man dies längst eingesehn, und das Alter oft eine zweite Kindheit genannt. Nur heiß der Punkt der Rückkehr bei dem Materiellen, Zerstöhrung oder Tod, statt daß in der intellektuellen Welt, Rückkehr zu dem Punkte des Ausgangs, die Gränze der Unendlichkeit ist. Denn was ist Weisheit anders, als die wiederhergestellte, durch Freiheit und innere Kraft gewonnene Unschuld der Kindheit? Dieser Cyklus, welcher aus der innersten Natur des Menschen erklärbar ist, und welcher unnachahmlich schön in Tiecks Sternbald dargestellt worden, muß sich ebenfalls in der Sprache vorfinden. Denn sie ist Allegorie des Menschen und seiner Natur, eine sinnliche Konstruktion seines Wesens, und den Gesetzen desselben, eben so gut wie eine jede andere Aeußerung, unterworfen. Und so müßte demnach, wenn unsere Bemerkung richtig ist, die gebildeteste Sprache, eben in dem höchsten Punkte ihrer Bildung und um desselben willen, freier und schöner zu ihrem Ursprunge zurücklaufen. Dadurch wird es uns möglich, die endlichen Resultate unserer Untersuchung voraus zu bestimmen und gleichsam zu prophezeihen.

Wir fanden das Substantiv als ersten, frühesten Redetheil, die übrigen schloßen sich an diesen, wurden aus ihm abgeleitet, und stellten einzelnes, aus ihm entsprungenes dar. Die Sprache muß daher in ihrer ausgedehntesten und künstlichsten Composition nichts anders

als die Produktion eines Substantivs intendiren; und ihre Bemühungen der Darstellung, müssen sich mit einer gelungenen Rückkehr zum Substantiv enden. Aus dieser Tendenz, müssen alle Redetheile und alle Modifikationen und Verbindungen derselben entstehen, und daher muß eine Sprachlehre mit der Demonstration enden, daß das höchste Produkt der Sprache, der Satz, nichts anders als ein nach der Natur des Erkenntnißvermögens extendirtes Substantiv sei.

Ferner giengen diese Substantiva von der Individualität aus, hatten aber eine nothwendige Tendenz zur Allgemeinheit. Die Verfolgung und Darstellung der Consequenzen aus diesem Merkmale giebt die angewandte Sprachlehre. Denn die Sprachzeichen stehen nach der eben gegebnen Darstellung in der Mitte zwischen höchster Allgemeinheit und höchster Individualität; und leiden daher eine Anwendung auf jene oder auf diese. Verfolgt man die Sprachzeichen in Hinsicht auf die Allgemeinheit, und untersucht, was durch dieses Prädikat zu Stande kommen kann; so trifft man auf den Begriff des Systems; — betrachtet man dagegen die Sprachzeichen als Tendenzen zur Individualität: so giebt die Erfüllung dieser Tendenz die Dichtkunst, und da beide Tendenzen sich schlechthin gegenüber stehen: so müssen sie sich in etwas drittem synthesiren lassen, und das Produkt davon ist nichts anders, als höhere Allegorie.

Endlich giengen die Substantiva ursprünglich von dem Hörbaren, dem Tone aus, ja die ganze Tendenz der Sprache, besteht in nichts anderem, als die ganze Welt der Anschauungen und des Verstandes in Töne zu übersetzen. Daher entspringt neben der Tendenz zur Allge-

meinheit und Individualität eine dritte, eine musikalische. Die Sprache muß in ihrer höchsten Blüthe zum Hörbaren, zur Nachahmung zurückkehren, sie muß Musik werden. Dies aber geschieht durch Vers und Sylbenmaaß, und mit der Untersuchung dieses Punktes sind alle Bestrebungen der Sprache, nicht nur die aus Bedürfniß entspringenden, sondern auch durch nothwendige Freiheit begründeten, geschlossen. Die reine Sprachlehre, und die angewandte sind vollendet.

Ohne nun hier die nothwendigen Einschränkungen, Principien und Modifikationen beizubringen, kehren wir zu unserm Hauptpunkte zurück. Wir standen dabei, wie aus der Nachahmung des Hörbaren sich die zum einfachsten Satze nothwendigen Redetheile entwickelten; und mit ihnen, die scheinbare Willkühr der Wörter. Stillschweigend war vorausgesezt worden, daß dies Hörbare willkührlich producirt, daß es von einem lebendigen Wesen herkomme. Allein in der Natur tönt nicht blos das Lebendige, sondern auch, aber bedingungsweise, das Lebloſe. Nun sehen wir aber, daß der menschliche Geist, so lange als möglich, durch Nachahmung bezeichnen will, und daher wird er jenen zufälligen Laut nachahmen, und ihn eben so behandeln, als den wesentlichen der lebendigen Naturen. Er wird also Substantiva, er wird Verba daraus bilden, aus ihnen mannichfaltige Sätze und so die Natur, so fern sie tönt, ergriffen und dargestellt haben. — Nun äußert sich dieser zufällige Laut freilich sehr oft ohne Zuthun des Menschen, durch die Berührung zweier lebloſer Naturprodukte, z. B. des Waldes und des Windes, aber häufig bringt auch der Mensch durch seine Berührung und Betasten der Gegenstände einen Laut

hervor, welcher ihm zwar oft dient um den Gegenstand als solchen zu bezeichnen, am häufigsten aber doch etwas empfundenes Subjektives, als solches nachzuahmen, mit einem Worte, Adjektiven zu bilden. Will man für das eben Gesagte Beispiele haben: so betrachte man die Wörter ὑλη sylva Wald, pruina Reif, ferner die Adjektiven rauh, glatt mollis τραχυς, laevis μαλαχος etc. etc. Da nun aber hier die Nachahmung nur unter der Bedingung der Berührung bemerkbar wird, so folgt: daß bei der Abwesenheit, oder bei dem Vergessen derselben, das Zeichen als willkührlich erscheint; und daß eben diese Art der Wortbildung ein mächtiger Schritt ist zur Willkühr der Sprachzeichen. Man vergesse übrigens nicht, daß der Mensch, welcher durch Gehörszeichen darstellen wollte, das Hörbare bis in eine Gegend verfolgte und ergriff; in welcher wir, aus Mangel an Interesse, es nicht mehr suchen und finden; und daß daher wir uns künstlicher Weise, in den Sprach = erfindenden Menschen versetzen müssen, um die Grenzen seiner hörbaren Nachahmungen, welche sich weiter erstrecken, als es uns jezt scheint, zu entdecken.

Indeß war es allerdings nothwendig, Zeichen für andere Gegenstände, als die an sich und bedingungsweise tönten, aufzufinden, und deren gab es noch eine große Menge. Dahin gehören zuerst alle Gesichtsempfindungen, z. B. die Farben, hernach auch die Empfindungen aller anderer Sinne, das Fühlbare, Riechbare und Schmeckbare, und außer diesen Qualitäten auch noch die durch Form und Farbe, ohne die Eigenschaft des Tönens, blos sichtbaren Gestalten. Wie war es nun mög-

lich, dies alles in Tönen aufzufassen, und welchen Gang mußte der Mensch nothwendig dabei nehmen?

Bei dem ersten Blicke scheint es freilich, als wenn durch das von beiden Sinnen gemeinschaftlich wahrgenommene Prädikat der Bewegung, es möglich sei, der vorigen Operation analog Wörter zu bilden und so die Bewegung im Raume gleichsam in die Zeit zu übersetzen, durch Töne die Langsamkeit oder Geschwindigkeit derselben nachahmend darzustellen. Und so ist es in der That; so wird zum Beispiel in dem Worte Blitz durch die Kürze des Zeichens, die Schnelligkeit der bezeichneten Substanz sehr charakteristisch und glücklich ausgedrückt. Aber abgerechnet, daß die Hülfe, die wir von dorther zu erwarten hätten, sehr klein sein würde, indem es eine Menge sichtbarer, bewegungsloser Gegenstände giebt, enthält ja das Wort Blitz, nicht blos das Prädikat der Kürze, und die Andeutung der Schnelligkeit, sondern es fühlt ein jeder, daß die Consonanten Bl vorne, das zischende Z hinten, und der hohe Vokal I in der Mitte eben so charakteristische Laute sind; und daß also der Grund dieser Erscheinung tiefer liegen muß. Wir fragen daher von neuem: wie läßt sich das Sichtbare in das Hörbare übertragen?

Was auch der Grund hiervon sein mag, so können wir doch im Voraus so viel festsetzen: daß die Verfahrungsart des Menschen, bei Auffassung nicht hörbarer Gegenstände, der bei der Darstellung hörbarer, analog sein werde; und daß es also nur darauf ankomme, die gemeinschaftliche Würkung aufzufinden, welche alles Sinnliche als solches auf uns macht. Aus dem oben Gesagten folgt unmittelbar, daß diese Würkung sich bei jedem

sinnlichen Eindruck vorfinden muß, und da nun unser Körper Eine Reizbarkeit ist, in jedem Punkte desselben. Nun äußert sich aber diese Reizbarkeit an dem größten Theile der Oberfläche desselben als Gefühl, und folglich wird in diesem nothwendig der gesuchte Punkt anzutreffen sein. Was uns hierin noch bestätigen kann, ist: daß wir oben das Gefühl als den Elementarsinn des Menschen kennen lernten, als den Sinn, von dem die übrigen nur Modifikationen gleichsam Ableitungen wären. Auch haben wir eben daselbst die Art seiner Funktionen durch eine saitenartige Erschütterung im allgemeinen bestimmt und angemerkt, daß diese allen sinnlichen Eindrücken zum Grunde liege; dies giebt uns auf einmal einen Aufschluß über die Möglichkeit der Bildung von Wörtern, und die Erfahrung bestätigt es, daß die Sprache diesen Weg eingeschlagen hat.

Der Weg, um die sinnlichen, nicht hörbaren Eindrücke darzustellen, ist nehmlich kein anderer, als daß der Mensch, jeden sinnlichen Eindruck als reinen Gefühls-Ausdruck behandelt und auffaßt, folglich auf die saitenartige Erschütterung, von welcher jeder derselben nothwendig begleitet sein muß, aufmerkt; daß er diese in Tönen auffaßt; und indem er das Ohr ebenfalls als Gefühlsorgan behandelt, dieselbe Erschütterung dem Ohre mittheilt, welche irgend ein anderes sinnliches Organ empfunden hat. —

Es erhellt, daß dieser Art von Wortbildung dasselbe Prinzip zum Grunde liegt, welches der Darstellung des Hörbaren zum Grunde lag, nehmlich die Nachahmung; oder richtiger: die Nachahmung des Hörbaren ist eine Art von dieser Wortbildung, denn das Hörbare erschüttert die

Gehörsnerven auf eine bestimmte Art; diese Erschütterung ist Gefühl; ich ahme diese Erschütterung nach, nur an demselben Werkzeuge, und eben, weil dasselbe Werkzeug, welches die Nachahmung empfängt, auch das Nachgeahmte empfangen, ist man auf diesen Unterschied noch nicht gekommen.

Man sieht aber aus allen diesen, welche wichtige Rolle die Buchstaben als Elemente der Sprachdarstellung zu spielen anfangen. Sie sind nichts anders als die Körper, welche das Gehör als Gefühlssinn erschüttern, und die analogen Schwingungen hervorbringen; und es ist unbegreiflich, wie so viele Sprachlehrer die Untersuchungen über diesen Punkt haben verwerfen oder übergehen können; und wie diejenigen, welche ahndeten, daß der Sitz der Sprache und der Bedeutsamkeit der Wörter in der Combination der Buchstaben liege, theils zu träge zum Nachdenken darüber waren, oder zu feige, um das Resultat ihres Forschens auszusprechen.

Es ist nehmlich unleugbar, daß die Zahl der Buchstaben überhaupt bestimmt ist, daß ein jeder derselben an sich als solcher einen Sinn hat, daß dieser durch das Verbinden mehrerer mit einander zu Sylben modificirt wird; und daß so ein jedes Wort eine Bedeutung erhält, welche sich, wenn dies System ausgebildet werden könnte, und der empirische Gegenstand nicht eine Menge Einschränkungen und Vorsichtigkeits-Regeln nothwendig machte, a priori beweisen ließe. Sodann begründet dies allgemeine Gesetz der Wortbildung, eine allgemeine Aehnlichkeit der einzelnen Wörter einer Sprache, weil aus ähnlichen Verfahrungsarten, ähnliche Produkte entstehen müssen; und am ähnlichsten werden sich Sprachen sehen,

welche ihrer Entstehung am nächsten sind; und diese wieder vorzüglich in der Region der Anschauungen, weil hier alles sehr scharf abgeschnitten, gesondert und dargestellt werden kann. Da aber die Sprache, wie wir oben angaben, und unten weiter beweisen werden, zu gleicher Zeit ein progreßives Ganze ist, welches immer aus der Nothwendigkeit der Mittheilung gebraucht, und so unvermerkt verändert wird; und da, ein Grund, welcher hier mehr hergehört, indem er nicht historisch ist, dasselbe Ding sich nicht nur mehreren Sinnen, sondern auch einem Sinne sich von verschiedenen Seiten offenbart: so begründet sich hierdurch wieder wesentlich ein Unterschied in der Wortbildung, und die Möglichkeit mehrerer Sprachen läßt sich begreifen.

Es war oben davon die Rede, daß die Erfahrung, das aus Begriffen entwickelte bestättige; und wir müssen dies allerdings durch einige Beispiele zeigen, welche zugleich ein Exempel abgeben werden, wie wir die allgemein aufgestellten Sätze im einzelnen anzuwenden gedenken. Wir werden uns aber größtentheils auf die teutsche Sprache einschränken, weil diese uns näher liegt, und weil wir uns inniger in dieselbe versetzen können. Es seien die Wörter, Licht, Luft, Blitz, deren Bildung wir untersuchen wollen; die beiden ersten Aufgaben sind besonders schwer, indem die erstere eine reine Gesichts-Empfindung, und die lezte, fast ganz reine Gefühls-Empfindung ist.

Sehen wir auf die Buchstaben des ersten Worts: so finden wir einen sehr weichen Buchstaben L an der Spitze, dann einen sehr hohen Vokal, ein durch Aspiration gemildertes K, und ein schließendes festes T. Das

Ganze ist ein einsylbiges, und sanft tönendes, leise erschütterndes Wort. Sehen wir nun auf die Bedeutung: so wird durch dasselbe eine Gesichts-Empfindung ausgedrückt, welche zwar im Ganzen das Auge leicht berührt, und daher sanft, aber auch sehr scharf abgeschnitten ist, ein Umstand, welcher durch das J ausgedrückt wird und den harten Consonans. Die Hauptidee des Ganzen ist daher die einer leichten Berührung, was leicht für das Gefühl ist, ist Licht für das Auge; eine Analogie, welche die englische Sprache noch sinnlicher darstellt, indem light beide Arten der Empfindung bezeichnet. Das Wort Luft ist im Ganzen ähnlich gebildet, nur ist es durch den tiefern Vokal, und durch den Mangel eines harten Consonans in der Mitte, ein Zeichen für etwas sanfteres und unbestimmteres, auch ist eine leise Nachahmung des Hörbaren, der Begriff der Bewegung, in seiner Bildung unverkennbar. Der Sinn, das Wort Luft, gegen das Wort Licht gehalten, ist: daß Luft für einen andern Sinn dasselbe sei, was jenes für das Gesicht, und der Bau des Wortes ahmt dem Ohre die sanften Schwingungen des Gefühlwerkzeuges nach, mit einer leisen Andeutung des Tons. Das Wort Blitz ahmt durch den sanften Anfang mit Bl, durch den hohen Vokal und durch das sehr bestimmt zischende Z. das Milde des Blitzes als Licht, das scharfberührende und schnell verschwindende nach, und als Ganzes mahlt er die heftige Bewegung der Augennerven dem Ohre. In fulgur aber ist mehr das Blendende des Blitzes und στρον der begleitende Donner dargestellt. Dies letztere kann zugleich zum Beispiel dienen, wie Sprachen einen Begriff verschieden auffassen und darstellen, welches wohl

am deutlichsten bei Gehörsbegriffen in das Ohr fällt, wenn man zum Beispiel die verschiedenen Benennungen des Donners vergleicht. —

Nach den oben gegebnen Beispielen, gehe man nun alle reine Gesichtsempfindungen, die Farben, alle reine Empfindungen des betastenden Gefühls, die Formen durch, und man wird immer finden, daß das Zeichen für dieselben, in dem Ohre sich bestrebt, analoge Erschütterungen hervorzubringen. Derselbe Fall ist es bei dem Elementargefühl selbst, und dem Geschmacke und Geruche, deren Empfindungen entweder ganz allgemein bezeichnet werden, durch angenehm und unangenehm, oder da das Elementargefühl als betastender Sinn sich am feinsten äußert, mit dem Zeichen dieses; Geschmacks- und Geruchsempfindungen aber, werden als Abarten des betastenden Gefühls mit den Zeichen desselben, die übertragen werden, dargestellt, und in allen Fällen liegt ihnen die Erschütterung des Elementargefühls zum Grunde. Um uns bei der Auseinandersetzung des Einzelnen nicht aufzuhalten, führen wir nur Wörter für unsere leztern Behauptungen an, hart, weich, blau, roth, grün, süß, sauer, scharf ꝛc.

Auf diese Art müssen also, und werden auch die Zeichen für die äußere Anschauung gebildet, und auf diese Art sind sie zu erklären. Allein wenn wir die jezt gefundenen Arten der Wörter ansehn: so zeigt sich, daß sie alle das Subjektive, die Empfindung ausdrücken, und zwar etwas in dem äußern Objekte ruhendes, nicht sich bewegendes, welches den Begriff der Zeit mit sich führte. Es sind mit einem Worte Adjektiva, und da der Mensch nach der Erfindung der Zeichen, für diese, ebenfalls ge-

nöthigt ist, sie als im Objekt enthalten darzustellen, und deswegen sie in die Form des Satzes zu stellen, sie aber als ruhend in dem Objekte, den Begriff der Zeit nicht wesentlich bei sich führen; eine jede Substanz dagegen existirend in der Zeit gedacht wird: so müssen sie mit der Beziehung auf uns dargestellt werden, das ist: es sondert sich bei dieser Gelegenheit das Verbum Sein von dem eigentlichen Verbo ab, und tritt als für sich bestehende Form auf; und dies ist nun die zweite Art der Sätze, welche der Mensch erfindet. Eben diese Form aber führt ihn auch sinnlich auf die Bemerkung: daß das Accidenz, als gänzlich getrennt von der Substanz könne gedacht werden, und es ist nur ein kleiner Schritt, dem Subjektiven Selbstständigkeit zu leihen, und so den ersten Schritt zur Abstraktion und zur Bildung des Abstrakten zu thun. Uebrigens ist es seltsam, daß die ersten Substanzen des Menschen aus einer Vereinigung des Subjektiven in der Form des Sichtbaren bestehen, und daß die ersten Substantiva, welche in der Sprache gebildet werden, aus einer Darstellung des Hörbaren, also etwas Subjektiven bestehen. Nicht das Sichtbare wird von der Sprache als Substanz behandelt, sondern das Sichtbare so fern es tönt, und von der Sinnlichkeit wird umgekehrt nicht nur das tönende Sichtbare, sondern das Ausgedehnte überhaupt als Substanz betrachtet.

Diese Art der Wortbildung scheint indessen ganz unmöglich zu sein, bei den Gegenständen des innern Sinnes. Unter dem innern Sinne pflegt man, wenn das Wort anders bestimmt sein soll, folgendes zu begreifen: Nach Abzug des äußern Objekts, und der durch dasselbe veranlaßten Empfindung; die übrig bleibende Summe der

Thätigkeiten, unsers Selbst mit Bewußtsein unserer Selbst gegenüber gestellt. Hiemit wird also nicht nur die sogenannte äußere Welt ausgeschlossen, sondern auch die scheinbar durch dieselbe erregte Empfindung, und das übrig bleibende Subjekt wird nun zu seinem eignen Objekt erhoben; und unter demselben werden theils eine Reihe Thätigkeiten des Verstandes, theils des Willens verstanden. Eine gründliche Philosophie hebt nun fürs erste diesen Unterschied zwischen äußerm und innern Sinne dadurch auf, daß sie das ganze Aeußere aufhebt und zu etwas Innern macht; und ferner dadurch: daß sie die Reihe der einzelnen Thätigkeiten auf eine einfache, einzige zurückführt; allein da die Sprache stets auf dem Standpunkte der Erfahrung sich befindet, muß man jene unphilosophische Absonderung dermalen annehmen. Bei alledem scheint es aber, als wenn hier die Veranlassung zur Bildung eines Zeichens, die organische Gefühls-Erschütterung gänzlich fehle. Doch bei dem einen Theile der unter diese Sphäre fallenden Thätigkeiten, läßt sich allenfalls unsere oben angenommene Art der Wortbildung noch retten, wir meinen jene Modifikationen des Willens, welche unter dem Nahmen Leidenschaften bekannt sind. Denn diese sind allerdings mit einer mehr oder minder heftigen Erschütterung des Gefühls verbunden, dessen Nachahmung man sehr leicht in den Zeichen wiederfindet; und zwar um so deutlicher, als die organische Erschütterung heftiger ist. Daher sind: zürnen, reuen, wüthen, lieben ꝛc. ausdrucksvoller, als z. B. wollen, können ꝛc. Aber mit dieser Erklärung der Wortbildung greifen wir nicht durch, denn es giebt gewisse Thätigkeiten, welche leisere, ja ganz unmerkliche organische Erschütterungen bei

sich

sich führen; und wo also die Nachahmung von dieser Seite durchaus unstatthaft ist, so z. B. das eben erwähnte wollen; wie wird nun hier der Verstand, wenn er zur Bezeichnung getrieben wird, ein Zeichen finden? Hierauf, dünkt mich, muß man folgende Antwort geben: Der Mensch stellt sich und sein Inneres unaufhörlich in äußeren Handlungen auf; es giebt in ihm keine innere Thätigkeit, welche nicht eine äußere würde, oder vielmehr, jede äußere ist eine, in der Materie ausgedrückte innere. Es kann daher nicht fehlen, daß der Mensch wenn er die reine, innere Thätigkeit bezeichnen will, nicht dieselbe Thätigkeit mit der Materie verbunden, also in der Sinnlichkeit anträfe; und diese dient ihm dann als Symbol der innern. Nun sahen wir aber, daß der Mensch das Sinnliche bezeichnen kann, er nimmt also das Zeichen jener äußern Handlung, und macht es zum Zeichen der innern, das heißt als Darstellung betrachtet, er braucht es metaphorisch. Da nun aber der allgemeinen Thätigkeiten des Geistes eine kleine Zahl ist: so folgt, daß diese in sehr modificirten Abdrücken sich in der Sinnlichkeit vorfinden müssen, und daraus ergiebt sich die Möglichkeit der Verschiedenheit der Sprachen auch hier. — Will man ein Beispiel des eben angeführten: so nehme man das oben angeführte Wollen. Dies ist offenbar das lateinische volo, und letzteres das griechische θέλω, welches mit ἕλω, dasselbe, welches den Begriff des Erfassens und Ergreifens in sich schließt. Auf eine ähnliche Art sind die Funktionen des Verstandes: Begreifen, Urtheilen, Schließen, zu erklären. Das erste Wort stellt den Verstand unter dem Bilde einer Hand, den Begriff als einen Körper dar; das zweite weist auf die Scheidung

und Vereinigung von Subjekt und Prädikat hin; und das dritte stellt die Mittelbarkeit der Denkoperationen unter dem Bilde eines Schlüssels dar. Dieselbe Wortbildung ist nun bei allen innern Thätigkeiten möglich, und damit ist von dieser Seite kein Mangel an Wörtern zu befürchten. —

Hier müssen wir aber noch einen Augenblick stehen bleiben, um über die Form zu sprechen, welche diese Zeichen in der Darstellung erhalten werden. Wir finden das Bezeichnete als Thätigkeit, daher die Verbalform nothwendig wird; aber wir finden auch diese Thätigkeiten als Modifikationen von uns, die wir doch von unserm innersten Selbst, wieder unterscheiden und absondern müssen. Dieses bahnt den Weg zur Abstraktion, indem uns hier in unserm Innersten, theils die wesentliche Einheit des Objekts und seiner Eigenschaften, als auch die Nothwendigkeit beides zu trennen und gegenüber zu stellen gegeben wird. Daher ist hier vielleicht der Punkt, von dem aus sich die Idee einer besondern Darstellungsform bildet. Sodann werden aber diese Thätigkeiten, nicht nur selbst als Objekte behandelt, sondern auch objektlos; denn das äußere Objekt, auf welches sie sich beziehen könnten, wird ganz aus dem Spiele gelassen, und also werden sie in reine Zustände unsers Selbst verwandelt. Dieser Umstand bestimmt die Form des Verbums. Endlich erscheinen die Modifikationen des innern Sinnes, nicht nur ohne äussere Gegenstände, sondern auch ganz absolut ohne innern Grund; und auch dies wird und muß einen formellen Einfluß haben.

Allein alle mögliche Methode der Wortbildung bezog sich jezt immer noch auf etwas Gegebnes, das heißt, auf

etwas, bei dem wir uns des Schaffens nicht bewußt sind; nun giebt es aber auch noch erworbene, erfundene Begriffe; und die Frage erneuert sich, wie es möglich sein wird, die dadurch entstehende, ideale Verstandeswelt zu bezeichnen? Die Antwort darauf ist: indem der Verstand das gefundene Produkt mit einem gegebenen vergleicht, und das Zeichen für das erstere von einem ähnlichen letzteren hernimmt; also grade wie im obigen Falle durch eine Metapher. Durch diese freilich in der Natur des Menschen gegründete Operation, folgt nun sehr natürlich, daß die Verstandeswelt mit der reellen Welt einen gleichen Rang in der Darstellung erhält, ein Umstand, welcher einen bedeutenden Einfluß auf die Formen hat. Um das eben Gesagte mit Beispielen zu belegen, betrachte man den Verstandesbegriff: Erscheinung. Unter Erscheinungen versteht man gemeiniglich eine Reihe von Prädikaten, welche Produkte eines unbekannten Etwas sind, und also als Grund und Folge zusammenhängen. Ob es so etwas Unbekanntes gebe, geht uns hier nicht an, aber glücklicher hätte man nicht leicht ein Wort finden können, um die Sache selbst zu bezeichnen. Denn fürs erste deutet das Wort auf etwas Subjektives, auf etwas Unselbstständiges, grade auf etwas, was nach dieser Lehre ausgedrückt werden soll. Die Abhängigkeit der Accidenzen überhaupt wird durch Erinnerung an eine Gattung derselben sinnlich gezeigt. Es sind ferner Gesichts-Empfindungen, an die erinnert wird. Auch dies ist ein glücklicher Gedanke, denn Gesichts-Empfindungen erscheinen stets in Begleitung der Form, und scheinen auf ihr, aus und durch sie gleichsam zu entstehen; so daß man die Form ganz leise als das Ding an sich denkt. Die be-

stimmt angedeutete Gesichts = Empfindung ist der Schein, als dessen Folge das Blenden oft sinnlich wahrgenommen wird, welches die Möglichkeit der Verirrung in der Spekulation andeutet, und in der That hat vielleicht dieser glückliche Ausdruck, indem man an dem Bilde zu sehr klebte, die Dinge an sich, welche erst neulich exterminirt sind, eben so sehr hervorgebracht, als daß Kant späterhin über dieselbe spricht, wie er nach dem Zweck seiner Kritik mußte.

Wenn man nun alles das, was sich aus dem eben Gesagten ergiebt, unter einem Blick befaßt: so zeigt sich folgendes als Resultat. Die Summe der Zeichen für die Anschauungen, wird gleichsam Basis für eine zweite Sprache, welche den Ausdruck des unkörperlichen zur Absicht hat. Jene zweite, hängt durch die Metapher mit der erstern zusammen, und verhält sich zu ihr, wie jene erstere zur Anschauung, und nun erst erkennen wir es deutlich, wie die Sprache nothwendig eine Masse willkührlicher Zeichen werden muß. Schon oben sahen wir nach den ersten Anfängen, den Grund dazu legen, allein dieses bildet sich nun immer mehr und mehr aus; und zwar nach den Stuffen der Willkühr, welche wir oben angegeben haben. Denn bei der Bezeichnung des Subjektiven, welche sich auf einer Gefühls = Erschütterung gründet, und dadurch Nachahmung wird, darf nur der Zusammenhang zwischen beiden vergessen werden, welches sehr leicht möglich, da er oft sehr locker ist, so erscheint das Zeichen als willkührlich. Nun aber besteht die Bezeichnung für die Regungen des innern Sinnes, und die für die Verstandeswelt in Metaphern, von der Bezeichnung der Anschauung hergenommen, und also aus

Zeichen nach der Analogie der Zeichen gebildet, und daher müssen diese Zeichen in einem noch weit höhern Grade willkührlich erscheinen. Da aber in der That die Verstandeswelt mit Freiheit und Willkühr erschaffen; liegt ein sehr tiefer Sinn darinn, daß der Mensch zu ihrer Bezeichnung, gerade der willkührlichsten Zeichen sich bedient und bedienen muß. In diesem Sinne erscheint nun die Sprache von neuem als eine Allegorie des Verstandes, der sich selbst durch diese Aeußerung, seiner Natur nach, ausspricht und darstellt.

Aus dem Ganzen erhellt aber auch ferner, daß die Sprache nicht nur ein System von Begriffen sei, welches aus einem Mittelpunkte gebildet worden, sondern auch ein System von Tönen. Die Darstellung dieses Systems, und die Beziehung des Tons als nothwendiges Zeichen für die Bedeutung, ist das Geschäft der Etymologie, welches vielleicht darum noch nicht glücklich ausgeführt ist, weil für dasselbe noch keine Grundsätze a priori aufgestellt sind. In einem Lexikon wird ebenfalls die Masse der Zeichen nach dem Tone geordnet, aber hier wird er als zufällig für die Bedeutung angesehn, oder vielmehr mit derselben in gar keine Beziehung gesezt, und sodann durch die orthographische Darstellung modificirt. —

Um uns nicht zu verwirren, wollen wir mit wenigen Worten den Zusammenhang auffassen; — der Hauptzweck war unsere Erklärung: Sprache sei Darstellung unserer Vorstellungen durch artikulirte Töne, entweder bestätigt zu finden, oder näher zu bestimmen. Zu diesem Zwecke, setzten wir die Sprache in Beziehung auf die Vernunft; und versuchten von ihr den Begriff der Darstellung abzuleiten. Sodann fragte es sich: ob die Spra-

che, wenn sie schon Darstellung ist, sich als Mittel; und warum sie sich artikulirter Töne bediene? Daher giengen wir die einzelnen Darstellungsmittel durch; die Nachahmung, das willkührliche Zeichen, und die Vortheile beider. Unter den willkührlichen Zeichen, waren wieder die Gehörszeichen zu diesem Zwecke die vollkommensten, und diese wählte daher der Verstand für sich, zu seinen Operationen, in ihnen drückt er seine Form aus; und als Vorstellungen heißen sie Begriffe, als Darstellungen Wörter. Nun muß aber der Verstand seiner Natur nach, alles in Substanz uud Accidenz theilen und in bestimmten Fällen wieder vereinigen, daher entsteht als Vorstellung das Urtheil, als Darstellung der Satz. Aber sogleich entstand die Frage: ob auch alles sich in die verlangten tönenden Zeichen übersetzen ließe; die Möglichkeit der Sprache und die Auflösung der Anschauungen, und dessen, was damit zusammenhängt, was der Verstand aus ihnen bildet, die Auflösung beider in Töne sollte bewiesen werden. Auch dies ist geschehen, wir zeigten die Auffassung des Hörbaren, dann die Darstellung des Sinnlichen, des Bewußtseins unserer Selbst; und bewiesen endlich die Möglichkeit der Bezeichnung einer Verstandeswelt. So fanden wir: Sprache sei dem Menschen seiner Natur nach nothwendig, denn sie sei Darstellung, und zwar von Vorstellungen; und fürs erste von Vorstellungen des Verstandes; und zwar durch artikulirte Töne. Kürzer: Sprache ist in artikulirten Tönen dargestellter Verstand und dargestellte Urtheilskraft. Unmittelbar ist daher ein Princip für die Anwendung zu leiten, daß der Verständlichkeit, welches sowohl aktivisch, als passivisch zu verstehen, das heißt: in einer gegebnen Sprache, ist die Bedingung

derselben, die sie von Seiten des Mittheilers erhält, und durch welche es möglich wird, den Zweck zu erreichen: die Darstellung des Verstandes. Diese ist stehende und Grundform. Diese vorzufinden rechnet derjenige, für den dargestellt wird; mit ihrer Analysis beginnt die Untersuchung der enthaltenen Vorstellung. Dieses, beiden, dem Darstellenden sowohl, als dem Subjekte, für das dargestellt wird, gemeinschaftliche Prädikat des Verstandes, wird dargestellt in dem Satze, der daher von dem Verstande abgeleitet, ein Analogon, ein Symbol desselben, der verständlich sein muß. Eben daher haben wir auch eine Reihe Formen deduzirt, welche in der Sprache nothwendig sind. Diese heißen Substantiv, Form für Substanz; Attributiv, Form für das Accidenz; und zwar erstlich Adjektiv = Form für das ruhende; sodann Verbum, Form für das handelnde Accidenz. Die übrigen vorher angeführten Formen, sind blos beiläufig und vorbedeutungsweise angemerkt. Nebst diesen Redetheilen fanden wir nun, ein Urtheil zu bilden, noch ein Wort durchaus nothwendig, nehmlich das Verbum Sein, mit diesem als logische Copula, ist nun die Möglichkeit des Satzes gegeben; und auf diese Art, die erste der oben gefundenen Aufgaben gelößt; denn wir haben hier Sprache, durchaus als Sprachfähigkeit behandelt; und zugleich die scheinbare Willkühr der Darstellung erklärt.

Allein bei dem geringsten Nachdenken zeigt sich, wie wenig sich das bis jezt gefundene Resultat als befriedigend ansehen lasse; denn zuerst sind nicht alle Arten von Wörtern aufgefaßt, es fehlen: die Präposition, die Conjunktion, das Adverbium, der Artikul, das Pronomen, und als einzelne Form das Participium. Es fehlen die

Ableitungen mehrerer Erscheinungen in der Sprache, der Deklination, der Conjugation, des Numerus, der Personen, der Comparation, des Generis, der Ableitungssylben, der Composition. Endlich ist über die Form der Wörter durchaus nichts bestimmt. Zuförderst würde sich wohl fragen: ob das eben angeführte, wesentlich verschieden; oder hier blos zufällig zusammengestellt sei; und ob daher auch die Erklärung durchaus in einem Einzigen zu suchen sei oder nicht? Ferner scheint es wieder, als wenn auf der andern Seite alles vollständig sein müsse. Denn ist der Zweck der Sprache, nach obigem Begriffe: bilden, durch Urtheile: so scheint es ja, als wenn ich ein jedes beliebiges Urtheil formiren und darstellen könnte? und wäre das leztere: so wäre ja die Sprache vollständig. Ein Mittelweg, welchen man gehen könnte, wäre der: daß manche Arten der Wörter, und manche Erscheinungen als Bequemlichkeits-Formen aufgefaßt und dargestellt würden; und also unter allerlei Rubriken auf die obigen Arten der Wörter zurückgeführt; und so könnte man zum Beispiel, das Pronomen für eine Form, die Wiederholung des Substantivs zu vermeiden, den Genitiv für die Abkürzung eines Satzes erklären. Allein dieser Mittelweg führt wie gemeiniglich alle Mittelwege nicht weit. —

Die Auflösung und Erklärung der hier gefundenen Schwierigkeiten ist folgende: das Zusammengestellte gehört nur zufälligerweise zusammen, und ist zum Theil nach ganz andern Principien zu erklären, welche sich im folgenden finden werden; ein anderer Theil des Angeführten ist aber allerdings noch dargestellter Verstand; und dies beweisen wir auf folgende Art. Freilich ist

Subſtanz und Accidenz, Subſtantiv und Attributiv, die Eintheilung, in welche der Verſtand die Welt in der Vorſtellung und im Begriff ſowohl, als auch in der Darſtellung zu trennen genöthigt iſt, allerdings macht dieſe Subſtanz, mit dieſem Accidenz durch Sein verbunden, eins aus, iſt eine Subſtanz, aber damit ſind die Darſtellungen und Vorſtellungen des Verſtandes nicht erſchöpft, wohl aber iſt die höchſte Form der Darſtellung gegeben. In ſo fern dieſe höchſte Form die einzige iſt, und die andern als Arten dieſer erſcheinen, iſt allerdings die Sprache vollſtändig; ſo fern aber dieſe Unterarten möglich ſind, und ſo fern ſie für die Darſtellung unentbehrlich werden, durchaus nicht. Aber eben durch Beſtimmung derſelben, finden wir einen Theil jener Erſcheinungen und Arten von Wörtern erklärt. Um nur zuförderſt bei dem allereinfachſten ſtehen zu bleiben: ſo giebt es offenbar mehrere Beziehungen, in welchen das Gegebne auf das Erkenntniß-Vermögen gedacht werden kann, und dieſe müſſen doch gewiß in der Darſtellung bezeichnet ſein. Ferner erſcheint die Welt der Sinnlichkeit, nicht als eine Menge einzelner Subſtanzen, ſondern als eine Reihe, das heißt, unter einander verbunden und abhängig. Dieſer Zuſammenhang wird von der Imagination ſo gewiß abgebildet, als er in der Würklichkeit iſt, und von dem Verſtande eben ſo ſicher begriffen, als von der Phantaſie abgebildet. Iſt aber dieſer Zuſammenhang einmal im Verſtande: ſo muß er ſich weſentlich der Darſtellung eindrücken. Statt alſo, daß blos wie im vorigen angegeben wurde, der Satz in ſeinem Prädikate nichts enthielt, als eine Einheit des Subjekts, kann nun auch nach dem Vorigen eine Subſtanz daſelbſt erſcheinen,

welche mit dem Subjekte zusammenhängt; jenes Subjekt ist dann das Unabhängige, und die im Prädikat erscheinende Substanz das Abhängige. In der Darstellung heißt jenes das Regierende, dies das Regierte. Dies begründet also eine dritte Art von Sätzen, richtiger von Subjekten oder Prädikaten, nehmlich solcher, wo nicht das Verhältniß einer Substanz zu sich selbst, sei es als handelnd oder ruhend; sondern einer Substanz gegen die andere ausgedrückt wird. Ja sogar Eigenschaften, Accidenzen können in ein gewisses Verhältniß gegenseitig treten. Zu diesem Zwecke also muß das Merkmal der Abhängigkeit, und mit demselben, und eben dadurch, auch der Begriff der Unabhängigkeit in die Sprache und in den Satz kommen, sei es nun durch die Stellung oder sinnliche Formen. Durch die letztere entstehen von den Arten der Wörter, die Präposition und die Conjunktion, von den einzelnen Erscheinungen, die Deklination mit ihren Casuszeichen, die Comparation, die Flexion und Tempora beim Verbo, die Modi, und in gewisser Hinsicht Personen und Numerus, obgleich diese, wie weiter unten gezeigt werden soll, auch an dem Unabhängigen des Satzes sein können. Alles dieses ist nichts anderes in der Sprache als Darstellung des Abhängigen, und das Angeführte begreift in seiner weitesten Ausführung die nothwendigen Arten. Eine weitere Auseinandersetzung gehört in das zweite Buch, wo wir das eben Gesagte durchaus verfolgen werden. Es fällt in die Augen, daß das Participium, das vereinzelte Verbum sei und daß der Artikul der Sprache nicht wesentlich ist; es bleiben demnach von den Arten der Wörter unerklärt zurück: das Pronomen, das Adverbium, und von den Erscheinungen

das Genus, die Ableitungssylben und die Composition. Vielleicht daß wir in diesem Buche noch manches erklären müssen; sollte aber dies auch nicht der Fall sein: so wird das folgende nichts unerklärt lassen dürfen.

Durch das eben Gesagte aber, ist nun auch die Sprache unendlich ausgedehnter geworden. Sie braucht nicht mehr ängstlich zu analysiren, sondern sie ist durch die Auffassung und Darstellung der Abhängigkeit fähig, eine kleine Welt in einem Satze aufzustellen, wenn sie nehmlich die Arten der Abhängigkeit vollständig aufgefaßt und dargestellt hat; da aber alles, was sie in einem Satze darstellt, immer etwas Unbedingtes voraussezt, in welchem am Ende alles sich vereint, was weiter darin vorkommt: so brauchen wir von der Erklärung des Satzes, er sei ein extendirtes Substantiv, nicht abzugehn. — Uebrigens kommt der Begriff der Abhängigkeit in dem einfachsten Satze vor; das Sein wird ja immer doppelt auf die Substanz und auf das Erkenntniß-Vermögen bezogen; nur daß wir bis jezt noch keine Nothwendigkeit fanden, diese Beziehung darzustellen.

Aber das Umfassende, was die Sprache durch dies Merkmal erhält, und das Bestimmte, zeigt schon von einem hohen Grade der Ausbildung des Verstandes. Es sind nicht mehr einzelne Vorstellungen, sondern mehrere; nicht blos mehrere, sondern auch die mannichfaltigsten Verhältnisse, in denen sie erscheinen. Hiebei also zeigt es sich zuerst, daß die Sprache ein progreßives Ganze sei. Darstellung durch Sprache war nothwendig, und die Darstellung nothdürftig; das erste war Substanz, was sich der Sinnlichkeit darbot; Darstellung und Bestimmung derselben war also das erste in der Sprache. Ver-

hältnisse des Darstellers zur Welt und mehrerer Substanzen zu einander, das zweite in der Anschauung, und daher auch in der Darstellung.

Bis jezt aber war zwar immer von darstellen und mittheilen die Rede, aber durchaus noch nicht bestimmt, für wen dargestellt wurde, ob für einen, ob für mehrere. Jede individuelle Sprache giebt uns die äußerste, und unser Verstand die engste Grenze der Darstellung an. Zwei gehören nothwendig zur Darstellung, und die weiteste Erstreckung derselben ist der unbestimmte Begriff: Volk. Ferner: eine jede individuelle Sprache ist weiter, enthält mehr als das oben angeführte, sie schließt das noch nicht Ertlärte in sich, die Sprache ist wenigstens extensiver, reicher. Endlich die Sprache ist in sich veränderlich und fortschreitend, mit und durch das Volk, welches sie spricht; sie kann also als ein Produkt desselben, historisch angesehn und historisch erklärt werden. Wenn wir nun das Individuelle von dieser Ansicht absondern, so werden wir eigentlich fragen müssen: Was ist das Historische, welches auf die Sprache einwürkt, und sie bildet, und dadurch die Verständlichkeit modificirt? Welche Erscheinungen bringt dieses historische Faktum hervor; und was sind nothwendige Ableitungen aus demselben? Durch welche extensive Stuffen geht die Sprache hindurch, bis sie Darstellung für ein ganzes Volk wird? Um dies alles zu erfüllen, und so die zweite Aufgabe, welche wir oben fanden, zu lösen, müssen wir uns nach einem oder einer Reihe von Faktis umsehen, welche wir als unleugbar zum Grunde legen können, und aus denen wir folgern. Dies Faktum aber ist kein anderes, als: daß die Sprache von dem Menschen in dem ungebildeten Zustande

als Bedürfniß erfunden sei. Dies Faktum bestätigen alle Traditionen, alle neuern Entdeckungen, und die Wandelbarkeit der Sprache selbst kann zur Befestigung dieser Meinung dienen. Es hindert uns daher nichts, den Einfluß dieses Faktums an sich zu prüfen, und den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, welcher für die Sprachlehrer so verwirrend gewesen ist, aus dieser Darstellung für jezt zu entfernen.

Die Folgerungen aus diesem Fakto sind nun von der grösten Wichtigkeit; denn wir sahen oben, daß der Verstand nichts anders enthalte, als die Objekte der Einbildungskraft; nichts sei, als die Art und Weise, diese Bilder zu fixiren. Denken wir uns also einen ungebildeten Menschen: so wird er in demselben Verhältnisse zur Umgebung stehen, als das Kind, dessen Verstand noch durchaus objektlos, dessen Sinnlichkeit aber dagegen auf die mannichfachste Weise gereizt wird. Empfindung und Darstellung derselben, wird also seine erste Sorge sein; denn in ihr findet er zuerst sich selbst, und wenn nun diese Empfindung sich in Töne ergießt, dann erhält sie den Namen Interjektion, welche also Vorbedeutung der Sprache und Symbol der Empfindung ist. Das nächste Vermögen, welches zur Thätigkeit gereizt wird, ist die Einbildungskraft; auf diesem Punkte hat nehmlich der Mensch sich schon von dem Objektiven gesondert, er findet sich selbst und etwas außer sich und von dem leztern Bilder in sich; indem nun dies geschieht: so wird der Verstand nach und nach mit Objekten erfüllt, aber natürlich in der Form der Einbildungskraft, der Verstand ist durchaus noch nicht erweiterndes, nur aufnehmendes Ver-

mögen, er begreift also die Natur, wie die Einbildungskraft sie ihm giebt, und diese giebt sie ihm, wie sie ihr nach der Sinnlichkeit erscheint. Nun kann aber das Aeußere dem Menschen nicht anders erscheinen, als er sich selbst; denn er ist ja das Organ, durch welches er die Natur ergreift; indem er sie in sich verwandeln will, fühlt er sich selbst, und eben dadurch trägt er sich in die Natur hinein. Der verständige Mensch befindet sich freilich in demselben Falle; aber indem er sich hineintragen will, wird er sich einer Erfahrung bewußt, die das Objekt ihm fremd macht. Ein Beispiel wird unsere Idee erklären. Der verständige Mensch sehe einen Baum: so werden eine Reihe sinnlicher Analogien zwischen diesem und sich, ihm sich aufdrängen, der Wachsthum, die Bewegung, das Rauschen als Ton ꝛc. aber seine Erfahrung wird ihm zu Hülfe kommen und eben so viele Unähnlichkeiten zeigen, das Eingeschränkte der Bewegung, die Unwillkührlichkeit des Wachsthums und des Tönens ꝛc. Diese Erfahrungen aber hat der Mensch in dem Zustande, von dem wir reden, noch nicht, wohl aber giebt ihm die Sinnlichkeit die Analogien; wohl findet er sich in jedem Momente aufgefordert, über die Natur zu urtheilen; er geht daher, und muß, wenn er dieses thut, als Maasstab von sich selbst ausgehen; und findet nun, daß der Baum ein anders organisirter Mensch sei. Worin nun das Wesen und die unterscheidende Natur des Menschen bestehe, weiß er freilich nicht auszusprechen; aber wohl kann er dies Objekt als Mensch in seine Phantasie aufnehmen und daselbst so behandeln. Dies nennt man sich in die Natur hineintragen; und es erhellet aus dem Vorigen, wie wesentlich dem ungebildeten Menschen diese

Ansicht, und wie nothwendig der Einfluß derselben auf die Sprache sei. —

Die Ideen, welche sich bei dieser Betrachtung jedem aufdringen: ob nehmlich die eben aufgestellte Ansicht ein Irrthum sei? ob nicht eine jede Bildung des Einzelnen mit einer ähnlichen, wenn schon nicht ganz gleichen Ansicht endige oder wenigstens dahin strebe? ob es endlich nicht gewisse Momente gebe, in welchen wir aus Willkühr und mit Freiheit diese Ansicht wieder herstellen, und was daraus erwachse? diese Ideen weiter auszuführen, ist hier der Ort noch nicht; doch werden eine Menge zerstreuter Winke in den folgenden Blättern vorkommen.

Wichtiger ist uns für jezt die Beantwortung der Frage: was denn eigentlich der Mensch von sich in die Natur hineinträgt? Und warum grade dies, und aus welchen Gründen? Das erste, was der Mensch in jedem Naturprodukte zu finden glaubt, ist ein seinem thierischen Leben und seiner Organisation verwandtes Leben und Organisation. Dieses paßt nun in der That bei einer großen Klasse von Natur-Gegenständen, nehmlich bei den Geschlechtern der Thiere; nur daß der erfahrungslose Mensch, das Prädikat des thierischen Lebens auch auf die untergeordneten Klassen und die Annäherungen zum Leben, auf das ganze Geschlecht der Pflanzen, ja gemeiniglich noch tiefer ausdehnt. Dasjenige nun, was den Menschen hiezu treibt, ist ein diesen Gegenständen allen gemeinsames Prädikat; es ist das der regelmäßigen Bewegung, und unfähig, die bloße mechanische Bewegung, von der mit Willkühr verbundenen zu unterscheiden, nimmt er die letztere, weil sie ihm am verwandtesten ist, als

allgemein an; und sie wird ihm Symbol des thierischen Lebens. Ist aber die Natur einmal für ihn eine Reihe lebendiger Wesen, anders geformter Menschen geworden: so werden sich auch bei den einzelnen Gegenständen dieselben Eigenschaften finden, welche der Mensch besizt; der Baum wird Nahrung zu sich nehmen, wie der Mensch; das Thier wird sprechen, wie der Mensch u. s. w. Von allen Eigenschaften aber, ist es besonders eine, welche dem Menschen besonders auffällt, und welche er auch an der, ihm zunächst untergeordneten Gattung, an den Thieren gewahr wird; es ist die Unterscheidung in zwei Geschlechter. Auch dieses Merkmal drückt sich seiner Imagination als jedem Naturprodukte wesentlich ein; und daher dehnt er es auch über die ganze Natur aus, nur wie natürlich, ohne die Erfahrung in jedem Falle zu befragen, sondern nach der Analogie, die ihm die physische Ansicht des Mannes und Weibes gewährt. Nun ist aber der in die Sinne fallende Unterschied kein anderer, als der der Stärke und Schwäche, des Erzeugens und des Gebährens, der Größe und der Schönheit, der Furchtbarkeit und des Reizes. Nach diesen Eigenschaften sondert er nun die lebendige Natur und die leblose ganz in verschiedne Geschlechter; und so wird alles, was außer ihm ist, Bild und Symbol von ihm selbst.

Aber nicht blos seine physische Natur trägt der Mensch in die Umgebung hinein, sondern auch seine moralische; und so gewiß er sich als ein freies Wesen, mit Verstand und Willen begabt fühlt, so gewiß wird er Freiheit in der äußern Welt ahnden, in sie hineintragen und finden. — Aber was ist es, was dem Menschen

seine

seine innere Freiheit äußerlich darstellt, sinnlich bewährt? Es ist das Würken, und zwar das physische Würken, welches bei dem freien, gebildeten Menschen eine der Folgen des Handelns ist, aber von dem erfahrungslosen Menschen, als die einzige Folge empfunden wird; denn das bloße Denken und Phantasiren erscheint ihm, wenn er sich auch dabei seiner Freiheit bewußt wäre, doch nie als Thätigkeit, sondern als leidender Zustand ohne Folgen. Nun ist aber eine jede Handlung, so fern sie physische Würkung hervorbringt, eine äußerliche Veränderung, und diese zeigt sich nothwendig sinnlich als Bewegung. Dies ist der Grund, warum der erfahrungslose Mensch, die Bewegung an einem Gegenstande, als Symbol der Freiheit desselben betrachtet, wie er vorher die Bewegung des Gegenstandes, oder eines beträchtlichen Theiles desselben, als Symbol des thierischen Lebens ansahe. Daher erscheinen ihm die Natur-Gegenstände, so fern sie sich äußerlich verändern, nicht nur belebt, nicht nur in Geschlechter gesondert, wie er, sondern auch mit Freiheit begabt, als Personen. Die Veränderungen an ihnen erfolgen ihm, nicht nothwendig nach mechanischen Naturgesetzen, sondern sind abhängig von innerer Freiheit und Thätigkeit; sie sind nicht Erscheinung aus Concurrenz blinder Kräfte, sondern unmittelbare Folge verständiger Handlung. —

Das Vorhergehende zeigt, um beiläufig darauf aufmerksam zu machen, wie innig und enge die Personifikation mit der menschlichen Natur verwandt sei, und es kommt nun auf eine Anwendung dieser Ansicht auf die Sprache an. Ist das eben Aufgestellte richtig; muß der Mensch ohne Erfahrung, die ihn umgebende Natur als

STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ein, nur der Form nach verschiedenes Bild des Menschen betrachten, muß er die einzelnen Gegenstände durch Beilegung der Freiheit zu Personen, durch Annahme des thierischen Lebens und Geschlechts zu belebten Wesen machen, muß er dies, weil er nur sich zum Grunde legen, weil er die Gegenstände nur mit der Imagination fassen, und der Verstand sie nur in dieser Form begreifen kann: so muß ja auch diese Ansicht sich in der Darstellung durch Sprache, welche in den Zeiten der eingeschränktesten Erfahrung entstand, offenbaren, und selbst die gebildete wird Spuren derselben tragen. —

Und so ist es in der That. Denn wenden wir uns nun zur Darstellung durch Sprache, und werfen einen Blick auf die Erscheinungen, welche uns die Erfahrung als in der Sprache vorkommend lehrt, und welche wir noch unerklärt gelassen haben: so erkennen wir gleich das Genus des Substantivs, als die Darstellung der eben gegebnen Ansicht, und folglich als Darstellung der Imagination. Ist nun aber das Substantiv durch Beilegung eines Geschlechts, in eine Person und in ein belebtes Wesen verwandelt: so erhalten nicht nur alle Redetheile, welche wir bis jezt angeführt haben, sondern auch der ganze Satz eine ganz neue Beziehung; denn indem der letztere zu einer Personifikation wird, tritt das Verbum als wesentlicher Theil dem Substantiv gegenüber, und die Menge derselben darf, da die meisten an sich und in ihrer Anwendung, Schöpfungen der Imagination sind, nicht befremden.

Dies giebt uns nun ein neues Merkmal, welches wir der Erklärung der Sprache, welche wir oben gegeben, hinzufügen wollen. Unsere obige Erklärung hieß:

Sprache sei in artikulirten Tönen dargestellter Verstand und Urtheilskraft; wir werden hinzufügen müssen: sie ist auch dargestellte Einbildungskraft; denn ein jeder Satz spricht nach dem obigen ein Bild aus; und nur unsere Gewöhnung daran verursacht, daß wir es nicht merken. Da aber eben der Erfahrungslosigkeit wegen, die Einbildungskraft unbedingt herrscht: so ist ihr Einfluß auf die Sprache ein blinder, dessen Hinwegschaffung und reine Wiederherstellung viele und sehr bedeutende Schwierigkeiten macht. Die nächste Frage aber, welche uns beschäftigen muß, ist nun die: wenn nun neben der Form des Verstandes, auch eine Form der Imagination in der Sprache existirt, welche von beiden wird die wichtigere, welche die untergeordnete seiu? Die Antwort ist leicht gefunden, und heißt: da die Sprache als Bedürfniß entstand und sich bildete: so ist die Verständlichkeit, weil in ihr Mittheilung am leichtesten möglich ist, aus Gründen, die oben da gewesen, die Hauptform und jene andere wird ihr unterworfen. Wenn nun aber die Sprache nicht mehr als Bedürfniß, sondern nur als Darstellungsform überhaupt gebraucht wird, wie man die Luft zum Athmen und zur Musik anwendet; dann hängt es von der jedesmaligen bestimmten Anwendung ab, welche der Formen herrschen, und welche dienen solle. Dies sind die ersten Momente, aus denen sich die sogenannte poetische Licenz und die philosophische Terminologie herleiten und rechtfertigen lassen; nur vergesse man nie: daß hier Mittheilung immer wesentliche Bestimmung, und daher Verständlichkeit nie zu verletzende Regel bleibe.

Nun aber geschieht die Darstellung des Verstandes und der Urtheilskraft, mit der Darstellung der Imagina-

tion, in einem und demselben Moment; beide werden absolut vereinigt. Diese Vereinigung aber findet, wie wir oben sahen, nur in dem höchsten Vermögen des Menschen, in der Vernunft statt; sie faßt die Stoffe des Verstandes und der Imagination zusammen, und bildet aus ihnen eine Einheit, und in dieser Einheit sich ab. Und nun ist es mit einemmahle klar, was Sprache sei, und welche hohe Stelle ihr gebühre; sie ist dargestellte Vernunft, Offenbarung der höchsten Kraft des Menschen, in dem sinnlichen Stoffe des artikulirten Tones; sie ist Dokument des Adels der Menschen, Allegorie seiner selbst, Chiffer seines Wesens. Was wir früher nur ahndeten, nur als Vermuthung aufstellten, können wir hier mit Gewißheit behaupten; sie verbindet den Menschen als vernünftiges Wesen in sich; nicht nur Darstellung durch Sprache fordert die Vernunft, sondern sie bringt sie auch zu Stande, indem sie sich in den artikulirten Tönen verkörpert.

Aber noch ist unsere Untersuchung nicht geendet; denn noch sind die verschiedenen Stufen nicht dargestellt, durch welche Sprache Darstellungsform für ein ganzes Volk wird; noch ist von der Sprache immer, als von dem Produkt eines Einzelnen geredet. Um nun auch dies zu erklären, wollen wir zuförderst bemerken, daß die Sprache, so fern sie Darstellung ist, dennoch aus zwei sehr verschiednen Gesichtspunkten angesehen werden könne. Zuerst als reine, freie Darstellung, welche sich selbst begründet, und sich selbst erfüllt, dann wird das Merkmal der Mittheilung nicht als wesentlich aufgenommen, der Darsteller ist dann eigentlich sich selbst genug, und bestimmt seine Darstellung mehr für sich selbst, als

für andere; wenigstens ist der Gebrauch, den andere davon machen, Nebensache. Oder aber man betrachtet sie als von Bedürfniß erzeugte, für andere bestimmte Darstellung; dann erscheint die Mittheilung als wesentliches Merkmal; die Beziehung auf ein empfangendes Subjekt wird deutlich angegeben; die Verständlichkeit für einen bestimmten Kreis wird nothwendig.

Nun fragt sich zuförderst nach der Ausdehnung dieses Kreises, und sodann nach der Bedingung der Verständlichkeit. Wenn Mittheilung der äußere Zweck der Darstellung sein soll: so folgt, wie schon oben erinnert worden, daß zwei Subjekte nothwendig sind, um die Darstellung zu Stande zu bringen; ein thätiges, welches sie produzirt; ein leidendes, welches sie empfängt; und die Darstellung selbst ist das dritte, das Vereinigungs-Mittel, zwischen beiden Subjekten. Dies Verhältniß, welches unter der Bedingung der Darstellung nothwendig und wesentlich ist, wird in der Würklichkeit durch die Personen selbst, und die Personen in der Darstellung durch ihre Nahmen ausgedrückt. Allein die letztern, welche nur das Individuum, nicht das Individuum in der Darstellung begriffen ausdrücken, sind nicht hinreichend, um das darstellende Verhältniß darzustellen, und doch muß dies eben so gewiß dargestellt werden, als die Darstellung selbst ist. Derjenige Theil nun, welcher dies reine Darstellungs-Verhältniß darstellt, ist das Pronomen Substantivum; und dasjenige Verhältniß, welches den engsten Kreis der Darstellung darstellt, ist der Dualis, welcher nicht, wie so viele Sprachlehrer behaupten, ein Luxus, sondern eine der Sprache wesentliche Form ist. Das Pronomen Substantivum aber, als Darstellung

des nothwendigen Darstellungs-Verhältnisses, muß nothwendig nach dem obigen in drei Zeichen sich spalten; in ein Zeichen für das darstellende Subjekt; in eins für das empfangende; und in eins für die Darstellung selbst. Nun erhellt aber von selbst, daß der Kreis für die Darstellung, in das Unendliche hin vergrößert sein kann, aber sich immer in jene wesentlichen Theile trennen muß, in den Darstellung producirenden, und Darstellung empfangenden.

Allein ohne auf die Extension dieses Kreises zu sehen, fragen wir: Unter welcher Bedingung Darstellung durch Sprache verstanden werden kann? Denn ob wir gleich oben die Nothwendigkeit der Sprache, und die Möglichkeit derselben bewiesen haben: so ergab sich doch in dem Beweise auch die Möglichkeit einer verschiedenen Ansicht und einer daher entstehenden verschiedenen Darstellung. Sprache war freilich dargestellter Verstand und dargestellte Einbildungskraft, durch den artikulirten Ton; allein die Darstellung selbst, der artikulirte Ton konnte verschieden sein; die Darstellung durch Sprache im allgemeinen hat Nothwendigkeit, aber im individuellen ist Zufälligkeit, nicht nur möglich, sondern auch, wie die Erfahrung uns lehrt, würklich. Die Ursache dieser Willkühr, und die Bedeutung derselben, ist oben auseinander gesezt; und sie wäre sehr gleichgültig, wenn das darstellende Subjekt auch zugleich das empfangende wäre; allein sobald nun das Prädikat der Mittheilung und ein äußerer Zweck als der Sprache wesentlich angenommen wird; so fragt sich: Wodurch erkennt das empfangende Subjekt, die einzelnen, in Form des Verstandes und der Imagination, dargestellten Begriffe und Bilder? Aus

dem Vorhergehenden erhellt, daß die bestimmte Darstellung durch den artikulirten Ton, ursprünglich eine individuelle Ansicht sei; und eben ihrer scheinbaren Zufälligkeit wegen nicht verständlich. Könnte die Vernunft sich unmittelbar offenbaren, ohne Material, könnte der Verstand seine Begriffe, die Imagination ihre Bilder ohne artikulirten Ton, ohne willkührliches Zeichen, sondern wie der Mahler durch Nachahmungen und nothwendige Zeichen ausdrücken: so wäre für die Verständlichkeit gegenseitig nicht zu sorgen. Allein nun muß durchaus eine Bedingung hinzukommen, welche in diesen willkührlichen Zeichen, nicht blos dem Erfinder und Bilder derselben, sondern auch dem empfangenden Subjekte den Verstand und die Imagination im Ganzen und Einzelnen merklich macht. Soll aber dies geschehen: so muß die individuelle Darstellungsform als solche, diejenige Nothwendigkeit erhalten, welche ihr als menschlicher, vernünftiger Darstellung schon beiwohnt, das heißt: das empfangende Subjekt muß dieser individuellen Form die Nothwendigkeit und Allgemeinheit für sich beilegen, die es als vernünftiges Wesen den artikulirten Tönen des darstellenden Subjekts zutrauen muß; kürzer: das empfangende Subjekt muß in den individuellen Tönen die Vernunft, den Verstand und die Einbildungskraft anerkennen.

Allein sind wir nicht in einem Zirkel befangen? Das empfangende Subjekt soll die Vernunft in der Darstellung anerkennen; wie ist dies möglich, wenn es sie nicht versteht? und wenn sie es wieder versteht, wozu das Anerkennen? Endlich wenn dies doch nothwendig sein sollte, wodurch geschieht das Anerkennen selbst? Die Antwort ist: So wie das darstellende Subjekt dadurch auf die

Darstellung gerieth, daß sich ihm ein ähnlich organisirtes, nach Zweck und Absicht handelndes Wesen gegenüberstellte; und er nun in der Voraussetzung der Freiheit und Vernunft darstellte: so muß das empfangende Subjekt aus demselben Grunde, Vernunft in der Darstellung voraussetzen; es muß an fremde Vernunft glauben, aus dem Grunde, weil es diese mit seiner Organisation verbunden fühlt. Wenn aber auch das empfangende Subjekt, Vernunft in der Sprachdarstellung voraussezt, vielleicht um so mehr, weil es sich selbst eines Triebes zu ihr oder gar einer Aeußerung desselben, bewußt ist, wie soll es dieselbe anerkennen? Die Antwort ist nach dem vorigen leicht gegeben. Ein Theil der individuellen Darstellungsformen bezieht sich in der Zeit, wovon wir hier reden, und in welcher allein das Faktum vorkommen kann, auf Anschauungen; und die Zeichen derselben sind, wie wir oben sahen, Nachahmungen. Nun sind aber Nachahmungen nothwendige Zeichen, und wenn auch die Nachahmungen der Sprache aus obigen Gründen durchaus nicht genau sind: so erleichtern sie doch die Verständlichkeit, durch die ihnen beiwohnende Nothwendigkeit. Ferner sind diese Darstellungsformen, Anschauungen; nun aber ist Gestalt dasjenige, in welches der Mensch alles Subjektive vereinigt; und daher giebt es ein Mittel, das Substanzzeichen, dadurch, daß man es mit dem Sichtbaren verbindet, verständlich zu machen, und dies geschieht durch das Zeigen. Denn da das Zeichen ursprünglich nichts ist, als das fixirte Bild einer Anschauung: so entsteht durch das Zeigen, ebenfalls ein Bild einer Anschauung, und die Einbildungskraft sezt das empfundene Zeichen in Beziehung auf beide, welche das Gedächtniß ver-

wahrt. Für das Subjektive aber, giebt es besonders eine Art der Uebersetzung des artikulirten Tons, und dies ist die Gebehrde. Die Gebehrde ist nehmlich, eben weil sie, wie die Empfindung, Modifikation von uns ist, ein treffliches Zeichen, um diese auszudrücken; aber zugleich hat sie eine Allgemeinheit, und eben damit eine Verständlichkeit für jeden. Daher wird, so fern die Empfindung sich durch Gebehrden äußert, und das darstellende Subjekt zu derselben den artikulirten Ton nennt, die Imagination den Zusammenhang zwischen Empfindung, Gebehrde und Zeichen auffassen und das Gedächtniß ihn verwahren. Eben so läßt sich der innere Sinn durch Gebehrden darstellen; und wenn erst die Subjekte sich in so weit genähert haben, dann ist für das Verstehen der Verstandes = und Imaginations = Welt keine Gefahr, denn durch Anschauungen werden beide ja vorgebildet; und daher muß es auch möglich sein, durch die Zeichen für dieselben sie nicht nur für sich, sondern sie auch einem äußern Subjekte darzustellen. — Das empfangende Subjekt wird in der Region der Verstandes = und Imaginations = Welt, das Bezeichnete durch das Zeichen errathen und erschließen. Daß das darstellende Subjekt zu der Zeit, von der wir eigentlich hier reden, noch auf die sinnliche Welt begrenzt ist, macht keinen Einwurf; denn ein empfangendes Subjekt steht ja in irgend einem Moment gegen ein darstellendes in dem Verhältnisse, welches hier angegeben; und dann müßte ja doch auf diese Frage geantwortet werden. Dies ist nun der Punkt, auf welchem das empfangende Subjekt durchaus selbstthätig erscheinen muß, wir sagen durchaus selbstthätig; denn ein gewisser Grad der Selbstthätigkeit war schon nöthig,

um sich die Zeichen zu den Begriffen einzuprägen; und ein noch höherer, um die Mißverständnisse, welche durch die sehr unvollkommne und undeutliche Uebersetzung des artikulirten Tons im Zeigen und Gebehrde entstanden, nach und nach zu berichtigen; allein um die Zeichen der Verstandes = und Imaginations = Welt zu verstehen, ist der höchste Grad erforderlich.

Wenn nun das empfangende Subjekt durch Voraussetzung der Vernunft bei dem Darstellenden, die Töne desselben durch Zeigen, Gebehrde, Errathen und Erschliessen versteht: so muß das Darstellende nun auch von diesem Verstehen benachrichtigt werden; es muß erfahren, daß die auf die Darstellung gewandte Mühe nicht vergeblich gewesen. Dies könnte nun zwar durch eine dem Zeichen entsprechende Handlung geschehen, wenn nur allemal Darstellung durch Sprache, Hervorbringung einer Handlung zum Zwecke hätte. Da dies aber nur eine sehr einseitige Benachrichtigung wäre: so liegt eine andere und in der Natur der Sache durchaus gegründete, weit näher; nehmlich: daß das empfangende Subjekt darstellendes wird, und in seiner Darstellung sich der Zeichen, des im jetzigen Augenblicke empfangenden, ehemals darstellenden bedient. Durch diese Handlung erkennt also das Subjekt die erlernten Zeichen als menschliche, das heißt: Verstand und Imagination ausdrückende Darstellung, an, und begiebt sich stillschweigend des Rechts seine ihm eigenthümlichen Zeichen, im Falle es deren hätte, und jenes Subjekt sie nicht anerkennt, zu gebrauchen. In diesem Momente wird die Sprache Rede, und in so fern geht die Sprache von der Unterredung aus etwas, von dem die Spuren sich durch die ganze

Sprache zerstreut finden. Nun ist freilich in der Würklichkeit das darstellende und empfangende Subjekt während der ganzen Operation des Verständigens nicht so bestimmt getrennt, wie wir hier angenommen haben; allein daraus kann unmöglich ein Einwurf gegen das Aufgestellte, abgeleitet werden; denn in jedem einzelnen Momente des Verständigens tritt das Subjekt A oder das Subjekt B in eins der angegebnen Verhältnisse, als darstellend und belehrend, oder als empfangend und erlernend. Ist nun aber die Sprache erst Rede, ist Unterredung möglich geworden, dann ist es auch möglich, durch Verabredungen Zeichen zu bilden, und diese sind dann natürlich auch die allerwillkührlichsten. Zu diesen können aber auch nur gewissermassen gerechnet werden, die abgeleiteten und komponirten Wörter, weil diese gemeiniglich in eine spätere Periode der Sprachbildung fallen und durch Analogie bestimmt werden. Krone und Spitze aber von aller Sprach = Bildung ist das Kunstwort; denn hier ist man sich des Bezeichneten, der freien Wahl des Zeichens, und der Analogie, nach welchen man es bildet, am deutlichsten bewußt.

Dadurch nun, daß ein zweites Subjekt sich der individuellen artikulirten Töne eines ersten bedient, hören sie auf, individuelle Töne zu sein, sondern werden für den Kreis der Darstellung allgemeine. Eben dadurch aber wird auch, die sonst einzelne, zufällige Darstellung nach einem Uebereinkommen der Individuen, eine nothwendige; es wird eine Art der Darstellung, mit Willkühr als allein verständlich angenommen, und zwar eine bestimmte, weil diese bis jezt allein verständlich ist. Nun kann man den Kreis der Darstellung erweitern; kann im-

mer mehrere und mehrere Subjekte an einer bestimmten Darstellung Theil nehmen, und sie dieselbe für nothwendig erklären lassen, dann ist diese einzelne Darstellungs-Art, so fern sie allgemein gedacht wird — eine einzelne Sprache. Ueberhaupt aber hat die Erscheinung der einzelnen Sprache, wie man schon vor Alters bemerkt, eine Aehnlichkeit mit dem Gelde, dessen Nothwendigkeit und Allgemeinheit ebenfalls nur auf einem Uebereinkommen beruht, und nur in einem bestimmten Kreise repräsentirt. Uebrigens ist zu merken, daß die vorhergehende Erklärung der Möglichkeit, die individuellen Sprachzeichen eines andern zu verstehen, ihrem Wesen nach eine Beantwortung der ganz allgemeinen Frage ist: Wie es möglich sei, daß ein willkührliches Zeichen, welches doch in irgend einem Momente Zeichen eines Einzelnen sein mußte, Zeichen, und zwar verständliches Zeichen für viele ward. Da aber diese Untersuchung doch am Ende Darstellung der Sprache zum Zweck hätte: so haben wir gleich am Anfange der Untersuchung das charakteristische Merkmal des artikulirten Tons mit aufgenommen. Ferner: jede Sprache ist Darstellung von Vorstellungen, also Form; nun drückt aber eine jede einzelne Sprache nicht blos die allgemeine Form des Verstandes und der Einbildungskraft, sondern sie auch individuell in dem bestimmten Stoffe des artikulirten Tones aus. Dies soll heißen: da der Verstand seiner Natur nach die Welt in Substanz und Accidenz zerlegt: so sind nicht blos Zeichen für diese allgemeine Rubriken da, nicht blos für die möglichen Verhältnisse derselben, sondern diese Verhältnisse werden auch, auf eine ganz bestimmte Weise, und gemeiniglich sehr philosophisch richtig durch Verlängerung des Wortes

oder durch Diphthongen ausgedrückt; dies muß doch in der Natur des Menschen einen Grund haben, welchen man aufsuchen und darstellen muß.

Allein nun wird es auch Zeit, auf die Extension des Kreises zu sehen, für welchen dargestellt wird; und wenn es mehrere Kreise giebt, durch welche die individuelle Darstellung geht, diese genau anzugeben, und die Reste dieser einzelnen, in der Volkssprache wieder aufzusuchen. Wir sahen zuerst, daß das Individuum ursprünglich für sich selbst bezeichnet, allein diese Art der Bezeichnung kommt in keine Betrachtung, da wir hier das Merkmal der Mittheilung mit aufnehmen. Zwei sind der nächste Kreis der Darstellung, und der weiteste ist, wie oben schon angemerkt, der sehr unbestimmte Begriff: Volk. Nun aber ist der Begriff Volk, ein durch Kultur gebildeter und entstandener; und dies giebt uns einen Wink, an welchem Orte wir die Perioden der Sprachbildung zu suchen haben; sie sind eins mit den Perioden der Kultur; und Sprache und Bildung treten daher in eine sehr begreifliche Wechsel = Würkung, und so dürfen wir demnach nur die zwischen dem einzelnen Menschen und seiner Vereinigung in Staaten nothwendige Kultur = Verhältnisse auffassen, um historisch = philosophische Resultate für Sprache zu finden.

Die nächste und natürlichste Vereinigung der einzelnen Menschen, ist die von der Natur durch die Ehe selbstgegründete in eine Familie. Hier vermischen und verschmelzen sich nun zuerst die Sprache und rohen Töne des Individuums, und erhalten aus der Nothwendigkeit der gegenseitigen Mittheilung eine Allgemeinheit und Einheit. Aber die aus der Allgemeinheit entstehende Einheit der

Darstellungsform, läßt sich nicht so schnell in der Würklichkeit produciren, als sie sich aus der Natur des Menschen beweisen läßt; und daher bleibt die Familiensprache, gewiß noch ein Chaos einzelner Formen, mit einer allgemeinen Aehnlichkeit; sie ist durchaus noch nicht fixirt. Auch sind die Bedürfnisse gering, der Gegenstände wenig, und daher die Aufforderung und Nothwendigkeit darzustellen selten. Die Darstellung selbst erscheint uns daher gewiß unbequem, obgleich sie, bei allem Mangel für uns, bequem für jenes Bedürfniß ist; und wenn man daraus folgern wollte: so wäre es Mangel an Deutlichkeit und an Kürze, das diese Darstellungen auszeichnet.

Nun aber vermehren sich die Menschen, das natürliche Familienverhältniß dehnt sich aus und trennt sich eben deswegen; aus der Familie wird ein Stamm; der Unterschied zwischen einer befehlenden und gehorchenden Classe entwickelt sich deutlicher; die menschliche Gesellschaft wird Vorbild und Annäherung zum Staate. Die Erfahrung, die Bedürfnisse, die Gegenstände der Bezeichnung wachsen, die Nothwendigkeit und Gelegenheit der Darstellung durch Sprache, wird vermehrt. Die Sprach-Arten oder Darstellungs-Arten des Einzelnen verschwinden immer mehr und mehr; die Sprache erhält einen festern, fixirten Charakter, und die Reste der individuellen Darstellung werden seltner.

Aus mehreren Stämmen bildet sich, nach Anleitung von einzelnen, äußeren Umständen, ein Staat; die nachbarlichen Stämme mit ihren im Ganzen ähnlichen Sprachen, schmelzen zu einem Volke zusammen; es entsteht Volkssprache, welche einen allgemeinen und noch festern Charakter bekommt. Allein diese Stämme vereinigen sich

anfangs nur durch ein sehr lockeres Band, und die einzelnen Stammsprachen bleiben daher noch lange Zeit von einander getrennt, und erhalten blos eine allgemeine Aehnlichkeit. Diese allgemeine Aehnlichkeit ist nun die eigentliche Landessprache, und die übrigen Stammsprachen erscheinen in Hinsicht auf diese als Dialekte. Nun ist aber ein doppelter Fall denkbar; entweder dies Band zwischen den verschiedenen Stämmen bleibt so locker, als es anfangs war, und jeder kultivirt sich für sich, dann wird die jedesmalige Provinz, in welcher die Kultur wohnt, ihren Dialekt zur Hauptsprache erheben, und temporell die Sprachen der andern Stämme als abweichend und weniger gebildet herabsetzen; oder die Stämme nähern sich einander bis zur Vermischung, dann entsteht eine Hauptsprache, welche die andern, durch zufällige Umstände, sich neben der Hauptsprache erhaltenden Dialekte, würklich als fehlerhaft und provinziell, wenigstens für die schriftliche Darstellung, verwirft. Griechenland liefert Beispiele zu beiden, in der anfänglichen Trennung in einzelne Stämme und Dialekte, und der spätern Reception des attischen Dialekts als klassisch.

Ein Umstand aber ist es besonders, welcher die noch immer schwankende Sprache im Staate fixirt; es ist die Sichtbarmachung derselben, die Schreibekunst. Der Endzweck der Sprache ist freilich zunächst, daß sie gesprochen wird; und es hat einen schönen Sinn, daß sie eine verhallende Modifikation von uns ist; aber eben dies veranlaßt die Unbequemlichkeit, daß das empfangende Subjekt gegenwärtig sein muß. Der Darstellungskreis wird nur momentan gezogen, und ist ganz an die Gegenwart gebunden. Soll nun auch die Möglichkeit einer Dar-

stellung für künftig bei der Abwesenheit der Subjekte begründet werden; so muß die Sprache Ausdehnung, Sichtbarkeit erhalten, denn an diese Eigenschaften ist die Dauer geknüpft; dies geschieht, indem sie Schrift wird. Da diese nun die Willkühr willkührlich darstellt: so ist auch in ihren Zeichen nicht mehr die kleinste, innere Nothwendigkeit, sondern blos eine äußere, auf Verabredung gegründete.

Jeder gebildete Staat aber hat Unterabtheilungen in sich, Stände, und jeder derselben hat neben den Gegenständen der Erfahrung, die er als Mensch und Bürger hat und bezeichnet, noch seine eigne Welt, in der er einheimisch ist, und einen bestimmten Kreis seiner Erfahrung als Mitglied des bestimmten Standes. Daher muß er ein Interesse dabei haben, die Gegenstände dieses Kreises zwar nach allgemeiner Analogie der Landessprache, aber doch mit Willkühr kurz und deutlich zu bezeichnen für sich und seine Standesgenossen. Die Bezeichnung dieser Erfahrungen, Bedürfnisse und Objekte heißt Terminologie; diese bildet in der Landessprache eine individuelle.

Nun aber giebt es selbst in den Terminologien und deren Willkühr Grade; die künstlichste derselben ist die wissenschaftliche, weil diese wieder in sich selbst zusammenhängen muß, und von diesen ist die höchste die philosophische, weil das Objekt derselben der Mensch ist. Von diesen Gegenständen wird die Rede weiter unten sein.

Endlich sahen wir oben, daß es eine reine Darstellung durch Sprache gebe; ein Subjekt, welches einen innern Trieb fühlt sich auszusprechen, sucht nach Mitteln

umher,

umher, und findet unter diesen auch artikulirte Töne. Dieser, und bestimmter derselben, bedient er sich nun als Organ, um sich selbst zu offenbaren, und dabei kommen ihm in dem Momente der Offenbarung, die übrigen Subjekte nicht in Betrachtung, sondern er bezieht die Landessprache in diesem Momente nur als Mittel auf sich, und als Mittel für seine Darstellung. Daher paßt er nun die Sprache seiner Individualität an, und beugt sie da, wo sie sich ihm nicht anschmiegen will. Diese Individualität in der Sprache ausgedrückt, heißt Styl, und die Beugung der Sprache, zum Behuf des Ausdrucks, welche nur in gewissen Fällen und unter Bedingungen erlaubt ist, heißt Licenz.

Und jezt haben wir auch die zweite der oben erwähnten Aufgaben gelößt. Es wurde nehmlich dort zweierlei gefragt, zuerst: Wie eine Menge Menschen es möglich gemacht habe, einerlei Sprachzeichen zu wählen, und sich ihrer zur Verständigung zu bedienen? und zweitens, da die Sprache ein progreßives Ganze sei, durch welche nothwendige Bildungsstuffen sie sich zur Allgemeinheit erhoben habe? — Wir haben beide Fragen dadurch beantwortet: daß Sprache das Produkt des erfahrungslosen Menschen sei, der also dem Einflusse der Einbildungskraft unbedingt unterliege; daß sie allgemeines Zeichen für ein Volk werde, durch die Annäherungen zur bürgerlichen Gesellschaft, und zulezt durch diese selbst, und daß eben so, wie sich zwei verständliche Zeichen lehren können, sich auch ein ganzes Volk gegenseitig gleiche Sprachzeichen erschaffen werde.

Eben damit aber ist nun auch jene oben gegebene Erklärung: Sprache sei Darstellung unserer Vorstellun-

gen durch artikulirte Töne bestätigt und näher bestimmt. Wir haben nehmlich noch zwei Merkmale gefunden, welche wir als Arten der Vorstellungen aufnehmen müssen; Sprache ist Darstellung der verständigen Vorstellungen, des Verstandes, unter dem unbedingten Einflusse der sinnlichen Vorstellungen, der Einbildungskraft; beides aber wird unzertrennt, als Ganzes, dargestellt im artikulirten Tone. Dies ist nur möglich durch eine höhere Kraft, durch Vernunft, und demnach ist Sprache: Vernunft sich äußernd im Materiale des artikulirten Tons, zuerst als sich mittheilend für eine andere Vernunft als Bindungs = und Einigungs = Mittel einzelner Vernunften, späterhin sich darstellend, um sich darzustellen. Diese Erklärung und Ansicht legt uns nun bei der folgenden Analysis des Einzelnen, und dem Beweise für diese Erklärung aus dem speciellen, folgende unerläßliche Pflichten auf. Zuerst: das Ganze der Sprache, ihre höchste und weiteste Form, der Satz, muß im Verstande ein Correlat so gut, als in der Imagination haben. Zweitens: Jeder einzelne Theil des Satzes, jeder einzelne Redetheil, muß als einzelne Darstellungsform im Verstande und in der Imagination sein Correlat haben. Die Redetheile entstehen und bilden sich gewissermassen historisch, da die Sprache ein progreßives Ganze ist; auch hievon muß Rechenschaft gegeben werden. Viertens: die Redetheile haben gewisse Eigenschaften, deren Zweck und Darstellung mit der Vorstellung zusammenhängen muß, und dieser Zusammenhang muß erklärt werden können.

Allein bei der würklichen Ausführung und Angabe des Einzelnen, können wir nicht in der angeführten Ordnung zu Werke gehen, und mit dem Ganzen, dem Zu-

sammengesetzten anfangen; sondern wir wollen vielmehr mit dem Einfachsten, dem Worte beginnen, und dann bei einer jeden Art desselben, zuförderst das Correlat im Verstande, dann die an demselben sichtbare Einbildungskraft, sodann die historische Bildung, so weit es möglich ist, oder wo dies nicht möglich, die Gründe dieser Unmöglichkeit anführen, dann die Eigenschaften dieses Redetheils bestimmen, und endlich über die Darstellungs-Form selbst Betrachtungen anstellen.

Die wenigen, welche über den Ursprung der Sprache nachgedacht haben, wird man am leichtesten in folgende Klassen ordnen. Zuerst in solche, welche einen göttlichen Ursprung, eine unmittelbare Belehrung des höchsten Geistes annehmen. Und in der That hat die Erscheinung der Sprache so etwas seltsames, daß dem nicht denkenden, poetischen Menschen diese Erklärung am nächsten liegt. Das älteste und ehrwürdigste Buch, welches wir kennen, lehrt in seiner ungeschmückten Darstellung diese Meinung, und giebt einen herrlichen historischen Wink, daß wohl mit der Nachahmung des Geschreies der Thiere, dem ersten Feinde des wehrlosen Menschen, die Nachahmung und die Sprache angefangen habe. Freilich kann es Stimmungen geben, in welchen man entweder an einer Deduktion der Sprache aus der Vernunft nicht glaubt, oder sie nicht für möglich hält, und dann verschwindet der Theil des Wunderbaren, den sie durch ihre Künstlichkeit erhält; und sie hat nur das Wunderbare der Existenz überhaupt. In diesem Sinne findet Lukrez lib. V. 1055. die Sprache unter der Bedingung der Redeorgane, und der verschiedenartigen Rührung der Sinnlichkeit, nicht wunderbarer,

als den Gesang der Vögel und das Geschrei der Thiere, verwirft die Ableitung der Verabredung mit Recht, und deutet seine Idee darüber, daß das Bedürfniß zuerst die Ursache des Sprechens gewesen, und daß Wink, Gebehrde und unartikulirter Ton der rohste Anfang der Sprache sei, nur sehr flüchtig an. v. 1017. seq. Und in der That ist die Erscheinung der Sprache so wesentlich mit der Natur des Menschen verwebt, daß sie bei gesunden Organen, selbst in der Einsamkeit sich äußert. Denn selbst die, deren Sprachwerkzeuge nicht natürlich gebaut sind, bilden sich mit den wenigen Tönen, welche ihnen zu Gebote stehen, eine Art Sprache, s. Heinikens Beobachtungen über Stumme, und die beiden Kinder, welche Psammetich, wie Herodot im 2ten Buche ab init. erzählt, zu einem sehr seltsamen Zwecke, der sich auf einer unrichtigen Ansicht der Sprache gründete, erziehen ließ, hatten eine gemeinschaftliche Bezeichnung erfunden, oder vielmehr den Ziegen abgehört, obgleich diese Bezeichnung nothwendig bei Menschen solcher Art, bei den rohsten Anfängen stehen bleiben mußte, und wie Quinctilian lib. X. 1. zu sagen scheint, nur aus einzelnen Worten, nicht aus eigentlicher Rede, oder gebildeter Sprachfähigkeit, bestanden haben kann. Wenig Glauben verdienen daher die Erzählungen von den völlig stummen Völkern, und die Wahrheit an der Sache, wird sich wohl zulezt auf das oben Gesagte zurückführen lassen.

Auch über den Ursprung der verschiedenen Sprachen giebt die mosaische Urkunde einen Wink. Es war die Ausdehnung der Stämme, und die Möglichkeit ihrer Trennung, die man als Uebel betrachtete, welche den

mythischen, Thurm veranlaßte, und der als eine Widersetzlichkeit gegen den Willen des Gottes der Juden, dessen Sitze er sich unmittelbar näherte, gerade mit dem Schicksale bestraft wurde, welches sie fürchteten. Eine Sage, welche allerdings einen sehr schönen, wahren Sinn enthält, wenn sie gleich die Ursache und Würkung verwechselt. Aber eben dadurch, daß dies Buch, aus dem diese Sagen geschöpft sind, als Religionsbuch aufgenommen, und daher der historischen Prüfung und Erklärung entzogen wurde, ward die Idee des göttlichen Ursprungs der Sprache gleichsam canonisch, und der Merkur der Griechen und der Aegypter Thaut nur eine Ahndung und Annäherung an Eine That des Gottes der Juden, Meinungen, welche neuere Gelehrte oft und viel vertheidigt haben, am gründlichsten aber Süßmilch, dessen Widerlegung vielleicht dieser ganzen Classe der Erklärer ein Ende gemacht hat.

Der menschliche Ursprung der Sprache, und daß sie ein Resultat der einzelnen Kräfte sei, ist eine zweite und der vorigen ganz entgegengesetzte Meinung; aber über die Art sind die Sprachlehrer noch oft getheilt. Ohne uns auf die seltsame Meinung des Vitruv im 2ten Buche cap. 1. weiter einzulassen, kann es nur folgende Meinungen über den Ursprung der Sprache geben.

Zuerst: da die Menschen die Nothwendigkeit der Sprache fühlten: so mußten sie eine, dem Bedürfnisse entsprechende erschaffen, und daher ist Willkühr und Verabredung der Ursprung der Sprache. — Wir haben oben dieses Princip geprüft, und es zur Erklärung der Spra-

che unzureichend gefunden, zugleich aber den Grund aufgedeckt, aus welchem dies Princip entstanden sei, nehmlich aus der Bemerkung des zufälligen Zusammenhanges zwischen Zeichen und Bezeichneten. Uebrigens sezt diese Erklärungsart die Gesellschaft, und in ihrer größern Ausdehnung, die bürgerliche Gesellschaft voraus; und nicht leicht ist irgend ein Begriff für die Sprachlehrer verwirrender gewesen, als dieser; denn nun fragte man, indem man sich auf den unleugbaren Zusammenhang zwischen der Bildung der Sprache und der Gesellschaft berief, was dem andern habe vorhergehen müssen, die Gesellschaft der Sprache, oder umgekehrt? v. Rousseaus sur l'inégalité etc. ab init. Monboddo im ersten Bande zweites Buch. In unserer Darstellung, in welcher wir Sprache als Produkt eines Einzelnen dargestellt, aber die Bildung und Allgemeinheit der Gesellschaft zugeschrieben haben, sind wir dieser Schwierigkeit ausgebeugt.

Die zweite Erklärung verwandelt, oder strebt zu verwandeln, die willkührlichen Zeichen der Sprache in nothwendige, indem sie die Sprache zu einem Resultate der Empfindung, und gleichsam zu einer ausgewachsenen Interjektion macht. Aber diese Erklärung läßt sich durchaus nicht durchführen, und durch sie die Willkühr der Zeichen gar nicht beweisen; daher die Philosophen, welche aus diesem Princip erklären, z. B. Condillac, ihre Darstellung mit Hypothesen und Sprüngen anfüllen müssen, welche oft lächerlich genug sind. Die Frage übrigens: ob die Zeichen der Sprache nothwendig oder willkührlich sind, wird in dem Cratylus des Plato mit der ihm eigenen Ironie und Grazie abgehandelt, und aus die-

sem Dialog, lernen wir diese Frage zugleich als Streitpunkt für ältere Philosophen kennen, von denen uns Prodikus und Heraklit genannt werden.

Die letzte Meinung endlich ist die: daß die Vernunft des Menschen sich selbst in der Sprache, durch das Organ des Verstandes, unter dem Einflusse der Einbildungskraft und in dem Materiale des artikulirten Tons dargestellt habe. Soll nun diese Erklärung Haltbarkeit haben: so muß folgendes bewiesen werden. Daß die Vernunft ihre Ideen, der Verstand seine Begriffe, die Imagination ihre Bilder in artikulirte Töne übersetzen könne; sodann daß diese artikulirten Töne auch die bequemsten Zeichen für alles dies wären, und endlich muß ein inneres und äußeres Bedürfniß, das innere ist Empfindung, das äussere ist Mittheilung, aufgestellt werden, als zur Darstellung anregend und treibend. Ferner muß das willkührliche Zeichen, welches einen so großen Platz in der Sprache einnimmt, in Nothwendigkeit aufgelößt, und aus natürlichen Zeichen, den Nachahmungen entspringend, erklärt werden. Endlich muß die Möglichkeit einer einzelnen, und die Entstehungsart mehrerer Sprachen bewiesen, und das Verhältniß der bürgerlichen Gesellschaft zur Sprache angezeigt, und zulezt dargestellt werden, welchen Antheil im Einzelnen und im Ganzen der Verstand und die Einbildungskraft habe. Diese Forderungen haben wir uns bestrebt zu erfüllen, und es ist klar, daß wir, wenn es uns gelungen, die beiden andern Principia mit in unsere Darstellung gezogen haben.

Folgende Betrachtung bietet sich aber sehr leicht dar. Die Verschiedenheit der Sprachen ist, in so fern sie die

Mittheilung der Menschen begränzt und hindert, in der That ein Uebel, obgleich eben diese Verschiedenheit, so fern durch sie ein Medium geschaffen wird, in dem die menschliche Vernunft sich offenbart, sehr interessant ist. Sollte nun, kann man fragen, nicht eine Sprache geschaffen werden können, welche nicht auf ein einzelnes Volk sich bezöge, sondern auf die Menschen überhaupt; deren Darstellungskreis nicht ein Volk, sondern die Menschheit ist. Um dies zu beantworten, wollen wir die nothwendigen Bestimmungen einer solchen Sprache aufsuchen.

Zuerst muß es gerade Sprache, gesprochene Sprache sein? Gesprochen nun wohl eben nicht, aber die Zeichen der geschriebenen, müssen sich in artikulirte Töne auflösen lassen, weil nach der Einrichtung unserer Natur, der artikulirte Laut die bequemste, und dadurch für uns nothwendig gewordene Darstellungsform ist. Allein bei dieser Auflösung in artikulirte Töne, sind zwei Fälle möglich: entweder der artikulirte Laut, in welchen aufgelößt wird, ist gar keine individuelle, sondern eine ideale, ersonnene und erschaffene Sprache; oder dies ist nicht der Fall, sondern der artikulirte Laut, in welchen sich die Schriftzeichen auflösen, ist immer die individuelle Sprache des Lesenden. Diesen letzten Fall betrachten wir zuerst; und da ist es denn klar, daß die allgemeine Sprache, hier in blos allgemein = verständlichen Schriftzeichen bestehe, welche ein jedes empfangende Subjekt in seine individuellen Darstellungsformen auflößt. Die Möglichkeit nun, solche allgemeine Schriftzeichen zu erfinden, scheint um so weniger schwierig, da nach unserer eigenen

Angabe, der Verstand eine Tendenz zur Zahl ist, und wir eben schon in den Zahlzeichen solche allgemein verständliche Schriftzeichen besitzen. Denn eine jede Nation, wenn sie die Zeichen kennt, wird folgenden Satz in ihrer eigenthümlichen Sprache richtig lesen und auslegen: $6 + 8 - 2 = 12$. Sollte es nun nicht möglich sein, Zahlen oder zahlähnliche Zeichen von demselben Charakter und derselben Würkung zu erfinden.

Um dies gehörig beurtheilen zu können, muß man folgendes sich einprägen. So wie der Raum als unendlich angenommen wird, und die in demselben gesetzten Substanzen als Begränzungen und Ausschnitte aus denselben gedacht werden: so stehen sie doch ebenfalls als reine Substanzen, in ein bestimmtes Verhältniß der Menge nach, dann ist jede einzelne Substanz, auf eine andere bezogen, eine Eins; und die Darstellung dieses allgemeinen Raumverhältnisses, ist die reine Zahl. So wie nun oben der Raum unendlich war: so ist es auch eben darum die Zahl; aber eine jede bestimmte Zahl schneidet aus dieser Unendlichkeit eine Begränzung heraus, die in ihrer allgemeinsten Beziehung auf reine Substanzen geht. Nun aber machet die reine Ausdehnung und die reine Zahl, welche wir, unserer Natur nach, gezwungen sind, außer uns anzunehmen, die mathematische Welt aus, die auch mit diesen beiden Verhältnissen geschlossen ist, aber, wohl gemerkt, nicht blos ihre Vielheit, sondern auch ihre Einheit, Linie und Zahl-Einheit in sich schließt, also die Größe ganz objektiv, außer dem Subjekte betrachtet. Denn so fern Größe nur empfunden wird, eine Menge von Bäumen, die man nur sieht, die Höhe eines

einzelnen, ohne Maasstab oder Zählen, ist kein Gegenstand der Mathematik. — Nun aber steht eben die ganze Welt, das Objekt der Sprache, in dieser doppelten Beziehung, einmahl als ausgedehnter Stoff, und sodann als empfundener Stoff, und zwar wird dieser empfundene Stoff mit dem ausgedehnten vereinigt, erst das Objekt ausmachen. Dies ändert nun in der Sprach-Darstellung die ganze Sache; denn nun wird die Einheit subjektiv und innerlich, also kein absoluter Gegenstand der Mathematik, und also der Darstellung durch Zahl nicht fähig, sondern ein bedingter, so fern sie als Einheit in ein äußeres Objekt aufgenommen ist.

Dies äußere Objekt aber heißt in der Sprache Substantiv, und dies ist eine Zahl, so fern es nehmlich eine Menge von Adjektiven in sich schließt; so fern aber diese nicht bestimmt sind, ist es keine; so fern das Adjektiv äußerlich bezogen wird, ist es auch Zahl, nehmlich Einheit, aber auch nur in so fern; absolut betrachtet ist es dargestellte Empfindung. Nun folgt daraus, daß in einem einfachen Satze, wo das Subjekt ein Substantiv, das Prädikat aber, ein Adjektiv oder mehrere ist, gar kein Zahl-Verhältniß entstehen kann. Denn das Prädikat sagt zwar Einheiten aus, aber das Subjekt ist eine unbestimmte Vielheit, und daher kann es nicht in Zahlen ausgedrückt werden. Daher hatten wir Recht den Verstand eine Tendenz zur Zahl, und können die Sprache selbst das Zahlähnliche nennen, aber ohne daß je die Sprache Zahl wird. Zwar giebt es eine Region, wo dies würklich erreicht ist, nehmlich wenn in einem Substantiv, willkührlich eine Quantität Qualitäten gelegt ist,

dann kann ein willkührliches Zahlverhältniß entstehen, und die vollständige Summe derselben, als Prädikate aufgezählt, erhalten unter gewissen Bedingungen den Nahmen Definition.

Wir sehen also: eine schriftliche Darstellung durch Zahlen ist durchaus nicht möglich, weil wir die Objekte nicht blos räumlich, sondern nach der Empfindung ordnen, und ein jedes Objekt aus einer, der Quantität nach, unbestimmten Vereinigung dieser Empfindungen besteht. Auch zahlähnliche, orthographische Zeichen lassen sich nicht denken, oder vielmehr die Sprache selbst ist ein solches zahlähnliches Zeichen; und daher bleibt nichts übrig, als die Erfindung willkührlicher Schriftzeichen, die Allgemeinheit erhalten; wir sagen willkührlicher, denn die Absurdität nothwendiger Schriftzeichen, welche das Objekt oder die Empfindung selbst ausdrückten, fällt in die Augen. Solche schriftliche Sprachzeichen kann es nun geben; aber sie entstehen nur durch Verabredung und Annahme, und so fern nun die Zahlzeichen willkührliche und durch allgemeine Annahme nothwendige Zeichen sind, wäre eine solche Schriftsprache würklich Zahl, ja man könnte sich der Zahlen dazu bedienen, wenn man mehr dadurch erreichte, als ein Numeriren der Worte, und wenn in der Sprache nicht noch andere Verhältnisse auszudrücken wären, als das Verhältniß der Größe. Dies sezte also an den Zahlen wieder eine Bezeichnung der reinen Sprachverhältnisse voraus, und diese sind bei der Figur der Ziffern sehr schwierig anzudeuten. Daher sind ersonnene Charaktere besser, welche dann jeder in seine individuellen Sprachzeichen auflösen

kann. Allein, gesezt alle Schwierigkeiten wären überwunden, man hätte ersonnene, bequeme Charaktere, durch die man alle Begriffe und die Verhältnisse derselben darstellen könnte, und diese Darstellung wäre auch allgemein angenommen: so sezt dies immer voraus, daß die individuellen Auflösungen gleich wären, das heißt: daß alle Sprachen dieselbe Masse und Ausdehnung der Begriffe haben. — Wir machen dies letztere deutlicher, die Charaktere der allgemeinen Schreibekunst wären doch am Ende die Darstellungen von Begriffen, wer stände nun dafür, erstlich: daß das empfangende Subjekt diesen Begriff in der individuellen Sprachdarstellung hätte, und zweitens: daß das empfangende Subjekt das Wort, welches es dafür setzte, eben so gleich ausdehnte? Diese Bezeichnung sezt demnach stillschweigend eine Gleichheit der Begriffs = und Wortmasse voraus, und zugleich auch eine Gleichheit der Abscheidung der Begriffe. Beides hat einen sehr guten Grund; denn da die sinnliche Natur zuförderst das Objekt der Sprach = Bezeichnung ist: so sind die Abschnitte durch die Natur selbst gegeben; und im Reiche der Anschauungen ist daher nicht zu besorgen, daß die Möglichkeit zu übersetzen aus dem Grunde fehlen würde, weil die Begriffe der individuellen Sprachen sich nicht decken, obgleich auch nach der Verschiedenheit der Erfahrungen, die Zahl der Anschauungen in einer Sprache geringer sein kann, als in der andern; alleim im Reiche des Verstandes und der Abstrakzion herrscht Willkühr, und daher müßte die allgemeine, schriftliche Bezeichnung sich entweder bis hierher nicht verbreiten, oder es müßte eine Gleichheit in der Ausdehnung der Verstandes = Begriffe erwiesen, und da dies nicht möglich ist,

erschaffen werden. — Erschaffen aber ist nur möglich unter der Bedingung des Uebereinkommens über artikulirte Töne, und deren Bedeutung, und dies wäre demnach die Idee einer allgemeinen Sprache, aus der denn die Auffassung der artikulirten Töne in Buchstaben, und also die allgemeine Schreibekunst als ein Späteres von selbst folgte. Dies ist der zweite Fall, über welchen wir hier sprechen müssen.

Daß diese allgemeine Darstellungsform Sprache sein müsse, ist oben hinlänglich bewiesen, und eben dadurch angenommen, daß sie aus willkührlichen Zeichen bestehen müsse. Denn wir sahen oben, daß die Welt, als Nachahmung, sich nicht in Sprachzeichen auffassen läßt, aber wohl willkührlich. — Nun wäre es freilich möglich, daß man übereinkäme, eine individuelle Volks-Darstellungs-Art zur allgemeinen zu erheben; und diese Sprache müßte natürlich unveränderlich und also ausgestorben sein. Dies Mittel hat man allerdings versucht, indem man die lateinische zur Gelehrten-Sprache erhoben hat. Die noch lebende französische, wurde nach einem richtigen Gefühl zur Conversations-Sprache gewählt — denn Sitte ist, wie lebende Sprache, der Zeit unterworfen. — Allein man erreichte durch die lateinische Sprache seinen Zweck sehr schlecht; denn erstlich sahe man sich genöthigt, die individuelle Ansicht des sprechenden Volks, welche, wie oben gezeigt, in der Sprache niedergelegt ist, mit in die Darstellung aufzunehmen. Zweitens fand man aber, da jede Sprache mit der erweiterten Erfahrung und Nachdenken Hand in Hand geht, eben weil die Sprache todt war, sich auf eine bestimmte Masse und Darstellung

der Begriffe begränzt, nehmlich auf die, zu welchen sich die Römer erhoben hatten, eine Schwierigkeit, deren Ueberwindung fast unmöglich ist.

Demnach bleibt nichts übrig, als eine ideale, eine völlig erfundene Sprache, willkührliche Zeichen mit Freiheit erschaffen, die ihre Nothwendigkeit erst durch die allgemeine Annahme erhalten. Aber soll diese erfundene Sprache Werth haben: so muß sie, wie das Geld, zwar im ersten Ursprung willkührlich sein, aber in ihrem innern Bau durchaus nothwendig. Dies kann nicht anders geschehen, als wenn sie eine sinnliche Construktion der Vernunft in artikulirten Tönen wird. Dies sezt voraus, daß alles dasjenige, was durch Einbildungskraft allein in die Sprache gekommen ist, durchaus vernichtet werde, z. B. das Geschlecht bei leblosen Gegenständen, und daß der Verstand als Hauptform herrsche, folglich aller Sprachgebrauch und Ausnahme aufhöre, und jeder Satz nur die reine Form des Verstandes spiegle, daß alle reine Verhältnißzeichen vollständig da sind, und konsequent gebraucht werden. Endlich daß die ganze Darstellung sich in die Form der Einbildungskraft eben so gut kleiden lasse, als die des Verstandes die herrschende bleibt; also unbedingte Verbindung der poetischen und Verstandes = Form.

Die Sprachzeichen sollen ferner, ihrem Ursprunge nach, so viel als möglich, natürliche Zeichen sein, aber diese mahlende Form wird dem Verstande durchaus unterworfen sein müssen; die Derivata sollen mit den Primitivis in einem nothwendigen Zusammenhange stehen,

z. B. das Zeichen für das Metall ist willkührlich, erscheint aber als nothwendig in dem Zeichen für das Blei, so daß auf diese Art die ganze Kultur, Philosophie und Erfahrung, in der Darstellung durch Sprache niedergelegt, und daß der artige Zufall in einigen individuellen Darstellungen hier mit Freiheit hervorgebracht wird. Dann würde die Sprache in der That Natur und Menschheit zugleich sein, ihre Erlernung nicht besonders schwierig, und ein etymologisches Lexikon würde nicht nur die Zeichen, sondern in diesen Zeichen die Wissenschaft selbst darstellen.

Eine solche Sprache aber, welche so organisirt wäre, ist unmöglich, denn sie schlöße nicht allein den Schein, sondern auch den Irrthum aus. Sie ist nur unter der Bedingung der geschlossenen Erfahrung, der vollendeten Wissenschaft denkbar, die Massen der Wahrheit müssen vollständig und systematisch konstruirt sein, und ein einziger, in ihr aufgenommener Irrthum würde ihren nothwendigen Bau in eine temporelle Ansicht, und ihre, in Rücksicht des Objekts nothwendige Zeichen, in willkührliche verwandeln. Aber das Ideal dieser Sprache muß man kennen, um den Werth der individuellen darnach zu bestimmen, und sie als Annäherung daran zu schätzen. Diese allgemeine Sprache in einer einzelnen soll zum Theil die Terminologie darstellen, welche daher auch eine Consequenz erfordert, die man nicht gehörig beobachtet hat, und wo man mit zu vieler Willkühr umgegangen ist.

Können wir aber schon diese Sprache nicht realisiren, in Rücksicht der Masse ihrer Zeichen: so können

wir sie doch realisiren, in Rücksicht ihrer Form; denn diese ist mit unserer Vernunft und den übrigen untergeordneten Kräften zugleich bestimmt. Diese Form ist dann die Lehre von der Sprache überhaupt; und sie muß in jeder Sprache liegen, und von ihr sich scheiden lassen. Diese Form aufzufinden, ist nun der Endzweck der folgenden Bücher, und der Plan dazu ist mit seinen Gründen schon oben da gewesen, so daß wir mit Zuversicht und Festigkeit die Untersuchung beginnen können.

Zweites

Zweites Buch.

Der Zweck des ersten Buchs und der darin vorkommenden Untersuchung über den Ursprung der Sprache, war freilich zunächst der, die folgende Untersuchung zu sichern, und in so fern war das Buch selbst lediglich einleitend, und in demselben ist nichts geschehen, als daß die Möglichkeit einer Sprachlehre bewiesen ist. Denn wenn die Vernunft die Darstellung durch Sprache fordert, und also alle einzelne Sprachen auf einem und demselben Wege, nach einem und demselben Gesetze entstehen: so müssen alle eine gewisse Aehnlichkeit haben, und die vollständige Ableitung, Zusammenstellung und Erklärung dieser Aehnlichkeiten muß möglich sein, und sie zusammen machen die Wissenschaft aus, welche man Sprachlehre nennt. Allein neben diesem Hauptzwecke hat das erste Buch noch mehrere; und unter andern auch den, die Frage über den Ursprung der Sprache zu entscheiden; obgleich die Aufgabe selbst episodisch behandelt wird, und sehr untergeordnet erscheint. Nun aber heißt den Ursprung der Sprache nichts anders, als die absolute Nothwendigkeit derselben beweisen, und dies kann wieder nicht anders geschehen, als daß man bis auf die einzelnen Theile der Sprache, und ihre Vereinigung zu einem Ganzen herabgehe. Diese Untersuchung aber schließt sich in sich selbst ab, denn indem die Sprache als ent-

stehend behandelt wird: so ist der Zweck erreicht, so bald sie als entstanden erscheint, und die genauere Erforschung der gebildeten Sprache bleibt einer andern Untersuchung vorbehalten. Da indeß auch die Entstehung und das Entstandene von denselben Prinzipien abhängt: so sind diese unvermerkt, einzeln und stellenweis in dem vorigen Buche angedeutet; und daher wird es auch der Keim der folgenden Untersuchungen. Wir finden in ihm nicht nur die Zahl der Aufgaben, sondern auch die Methode, nach welcher wir zu verfahren haben, deutlich an einzelnen Stellen angegeben; und es giebt wohl keine schicklichere Einleitung zu dem gegenwärtigen Buche, als wenn wir den Inhalt desselben, die einzelnen Materien, und die Methode bei denselben, aus dem ersten entwickeln, und zu dem Ende die einzelnen Stellen zusamenrücken, und wo es nöthig thut, erläutern.

Der Mensch gieng bei Erfindung der Sprache von dem aus, was ihm außerhalb erschien, von dem sogenannten Gegebenen, der Anschauung. Diese faßte zunächst die Einbildungskraft als Bild auf, und der Verstand begriff sie, indem er sie zu diesem Ende bezeichnete. Die Gründe, warum diese Bezeichnung in dem artikulirten Tone geschah, haben wir oben gesehen. Nun findet sich aber eine doppelte Beziehung in der Würklichkeit; es giebt ein Objekt, und die Empfindung davon; beides, ursprünglich eins, stellt der Verstand ebenfalls in zwei verschiedenen Formen auf, als Substanz und als Accidenz, und bezeichnet sie durch die Sprachformen Substantiv und Attributiv; jene Verstandesformen erhalten den Nahmen Begriffe; diese Sprachformen den Nahmen Wörter, so daß die letztern jene als Correlat haben.

Nun sind aber jene Begriffe und diese Formen, nach dem obigen, nichts anders, als Materialien für eine höhere Operation, nehmlich für die des Urtheilens und des Sätzebildens, in so fern erhalten die Sprachformen den Nahmen Worte. Dies bestimmt die Materie der folgenden Bücher im allgemeinen; eines derselben wird von den Wörtern, welche das Correlat Begriffe, ein anderes aber von den Sätzen, welche das Correlat des Urtheiles haben, handeln.

Nun könnte aber jemand fragen: ob denn mit diesen beiden Büchern das System der reinen Sprachlehre würklich geschlossen sei, da sich doch im Verstande noch eine Operation, nehmlich die des Schließens, vorfinde, und kein Grund abzusehen ist, warum diese keine eigene Darstellungsform erhält? Die Antwort darauf ist diese: daß der Schluß in der Form des Satzes enthalten ist, und also keiner neuen Form bedarf; denn er ist nur ein extendirtes Urtheil, und bringt eben so gut, wie der Satz, nur einen Begriff hervor; ja sogar würde der Satz gar nicht nöthig sein, wenn es nur Begriffe und Substantiva genug gäbe, denn er selbst ist nichts in der Darstellung, als ein Modus, um Substantiva zu bilden. So aber, da die Begriffe das Urtheil, und dieses wieder Begriffe produciren, ist der Satz nothwendige Darstellungsform. Das eben angeführte aber, bringt uns auf die Entscheidung der Frage: welches Buch das erstere sein solle? Das, in welchem wir die Sätze, oder jenes, in welchem wir die Wörter untersuchen? Denn da nach dem obigen die Wörter nichts anders, als Mittel zur Bildung eines Satzes sind: so scheint es ja, als wären die ersten von dem letzten abhängig, so daß man die

Natur des Satzes erst erklären müsse, ehe man die der Wörter begreifen kann, und also müßte nach diesen das Buch über die Sätze vorangehen. Wiederum, wenn das Urtheil ohne Begriffe nicht gefällt werden kann: so scheint als müßte die Lehre von den Wörtern vorausgehen. Allein man kann allerdings antworten, daß der Begriff, also das Wort, dem Urtheile und Satze wesentlich vorhergehen müsse, und daß, wenn schon das Urtheil nur Begriffe, und der Satz Substantiva intendire, diese doch gemeiniglich zu keiner andern, als der eben genannten Darstellung im Urtheil und Satze, durchaus nicht zu einer einzelnen Darstellung als Begriff, oder Wort, gebildet seien; woraus denn natürlich folgt: daß die einzelnen Wörter, besonders das Substantiv, wesentlicher und vollendeter sind, als der Satz, welcher doch nur ein späteres, ein Supplement gegen sie gerechnet, ist. Daher lassen wir billig die Lehre von den Wörtern vorausgehen, und enthalten uns der Betrachtung derselben als Worte oder Redetheile, das heißt, als Tendenzen zum Satze. Aber freilich geht dadurch scheinbar etwas sehr wichtiges verlohren, nehmlich die leichtere Methode; denn hätten wir den Satz zum Zweck der Wörter gemacht; hätten wir diese ursprünglich als Tendenzen dazu angesehen: so hätten wir unstreitig in seinen wesentlichen Theilen, eine Anleitung zur Methode gefunden, welche wir nun allerdings vermissen. Und doch ist diese Anleitung durchaus nothwendig; wir selbst haben uns auferlegt, zu einer jeden Art der Wörter ein Correlat zu geben, und es muß daher ein Punkt gefunden werden, von wo aus dies möglich ist; wenn aber die Wörter nichts anders sind, als dargestellter Verstand, und alle Begriffe sich am Ende in den allgemeinsten Be-

griff, Ding, auflösen lassen: so müssen die höchsten und nothwendigen Bestimmungen desselben, welche die Vernunft fordert, schafft und findet, das Gesuchte sein, und in der That werden die reinen Verstandesbegriffe uns, wie die Folge zeigen wird, das Verlangte leisten, und wir bemerken nur im Voraus, daß wir den Begriff, Substanz, durchaus einzeln auf ein Objekt, nicht auf das Subjekt eines Urtheils bezogen wissen wollen.

Nun ist es aber von äußerster Wichtigkeit, sich das Verhältniß zwischen den reinen Verstandes-Begriffen und den Sprachformen richtig zu denken. Jene sind gleichsam nothwendige Organe, welche die Vernunft sich anerschaft, und welche die Philosophie nur zu entdecken und zu erklären hat, die Sprache dagegen bildet sich nach und nach, unter der Willkühr, und dem unbedingten Einflusse der Einbildungskraft; und so gewiß daher der Sprache die reinen Denkformen zum Grunde liegen müssen; so gewiß die Sprache sie darstellen muß: so läßt sich doch durchaus kein Grund finden, durch den es nothwendig würde, sie auf eine eben so einfache Art in der Sprache dargestellt vorzufinden, als der Philosoph sie auffaßt. Denn wenn die Sprache Spiegel der Natur und Vernunft ist: so kommen ja den einzelnen Darstellungen sowohl, als den Arten, unendlich mehrere Bestimmungen zu, welche sich natürlich unter die höchsten Formen werden subsummiren lassen, aber sie doch nur mit vielen Nebenbestimmungen ausdrücken. Wenn man zum Beispiel das Correlat des Adverbii angeben wollte: so würde man darnach die ganze Categorien-Tafel vergeblich durchsuchen; denn der einzige Ort, auf welchem es passen würde, wäre das Accidenz; aber dieser ist durch

das Attributiv schon besezt, und zudem fühlt jeder das Unpassende davon, und dies Gefühl kommt daher, weil es noch eine Nebenbestimmung hat. Ferner bildet die individuelle Form einer Sprache sich nur unter der mittelbaren Leitung des Verstandes; sie ist ein imaginativ = historisches Produkt, und daher darf es uns nicht wunderbar vorkommen, wenn die Sprache, eine einfache Verstandesform kaum ahndend, für dieselbe mehrere Darstellungen versucht und sanktionirt hat: so sucht man für die Categorie der Negation durchaus eine einfache Form vergeblich; denn theils ist die Negation gar nicht angedeutet, theils sind dahin die Adverbia negandi und die Partikel un zu rechnen. Eben so selten werden die reinen Arten des Seins durch einfache Formen dargestellt. Ueberhaupt ist wohl der unrichtige Gebrauch der Categorien für die Sprache nur daher entstanden, weil man von ihnen keinen richtigen Begriff hatte. Wenn man, wie die neueste Philosophie uns belehrt, weiß, daß sie zwar Organe und sich konstruirende Vernunft sind, und also deren Form durchaus haben müssen; dagegen aber auch nur höchste Anschauungsweisen: so hat ihre Anwendung durchaus keine weitere Schwierigkeit. Denn alsdann legen wir die Categorie der Relation allen übrigen zum Grunde, und diese findet sich würklich rein in der Sprache abgedrückt; denn Substantiv und Attributiv sind nichts anders, als Darstellung dieser Basis. Die Quantität kommt nur dem Substantiv, die Qualität nur dem Attributiv zu; und da sich die Categorientafel auf Anschauungen, also auf etwas außer uns gedachtes seiendes bezieht: so müssen in ihr sich die reinen Arten des Seins, die Categorie der Modalität, vorfinden; und so

werden wir bei der folgenden Untersuchung an diesen reinen Verstandes-Begriffen einen sichern Leiter haben, wenn wir ihn nur recht zu gebrauchen verstehen.

Nebst dem Substantiv, dem Attributiv und dem Sein, als dem Zeichen alles Erkennbaren, fanden wir durch den Begriff der Abhängigkeit, noch folgende Wörter: die Präposition, die Conjunktion, und durch den der Darstellung überhaupt, das Pronomen. Diesen müssen wir hier noch das Adverbium, als zufälliges Merkmal des Zufälligen, und den Artikel als Darstellungsform des Substantivs beifügen. Neben diesen Arten fanden wir noch in den Modifikationen des Seins die Modi und Tempora, durch die Mehrheit der Substanzen die Numeros, durch die Arten der Abhängigkeit die Casus, durch die Darstellung der Imagination das Genus, und durch das Verhältniß der Accidenzen die Comparation. Dann sind noch, als künstliche Sprachdarstellung, Ableitung und Zusammensetzung zu bemerken. Die meisten dieser Arten der Wörter und Sprachmerkmale haben wir schon im ersten Buche erklärt und abgeleitet; die es nicht sind, sollen es hier noch werden, und unsere Bemühung muß sein, die Unterarten der Redetheile, und die einzelnen Merkmale derselben, vollständig darzustellen. Da nun, nach dem vorigen, Sprache ein hauptsächliches Produkt des Verstandes, sodann der Imagination, und endlich einer historischen Bildung ist: so wird eben damit auch der Gang im einzelnen vorgeschrieben, und wir betrachten daher sogleich das Substantiv nach den angegebenen Momenten. —

Diejenige Erklärung des Substantivs, welche, nach dem obigen, am nächsten liegt, ist die: das Substantiv hat als Correlat in der Vorstellung die Substanz, und ist die Darstellung davon. Nun stehen aber die Anschauungen in zwei Beziehungen; zuerst sind sie Empfindungen veranlassend, und in diesen unterscheidet man Einzelnheiten, theils stehen sie außerhalb von uns, als ausgedehnter Stoff, in welchem wir Merkmale gewahr werden. Die einzelnen Merkmale nun veranlassen [die einzelnen Empfindungen, und ihre Summe bringt die Totalität hervor. Daher ist nun die Substanz für den Menschen nichts anders, als diejenige Einheit, in welche er eine gewisse Summe von Empfindungen vereinigen muß, und als Charakter der Substanz bleibt gar kein Inhalt, sondern der bloße Umriß, als das Mittel der möglichen Vereinigung, übrig. Das Substantiv ist dem zufolge nichts anders, als die Darstellung der Einheit einer Reihe von Accidenzen. So fern nun das Substantiv eine Vielheit in sich schließt, deren Einheit das einzelne Accidenz ist; so fern es eine Quantität Qualitäten in sich begreift, ist es für den Verstand eine Zahl, und nur in so fern wird das formelle Denken möglich, welches in einer Subsumtion der Zeichen besteht. Wenn aber, könnte Jemand sagen, demnach das Substantiv in einer Zahl vereinigter Accidenzen besteht, welches ist ihre bestimmte Zahl und der Grund der bestimmten Vereinigung? Diese Frage, welche in einer andern Gestalt schon oben da war, muß so beantwortet werden. Da alles von der Empfindung ausgeht, und der Mensch, seiner Natur nach, für die Einzelnheit derselben, ein einzelnes Merkmal, und für die Totalität derselben eine

Vereinigung von Merkmalen, eine Substanz anzunehmen, gezwungen ist: so liegt in dieser der Grund der speciellen Vereinigung, das heißt: der Mensch schließt von der Identität der Empfindung auf die Identität der Merkmale, und von da auf die Substanz. Die Masse von Empfindungen, welche nun stets bleibt, trotz dem Wechsel der äußern Bedingungen, führt natürlich auf eine Masse bleibender Merkmale, und diese erhalten den Nahmen der wesentlichen. Da nun aber die bestimmte Zahl derselben mit den Arten Substanz wechselt: so läßt sich über die bestimmte Zahl der Attributiven im Substantiv durchaus nichts bestimmen; sondern diese müssen, wenn die Nothwendigkeit eintritt, aus dem Dargestellten, der einzelnen Anschauung abgeleitet und abgezählt werden. Es folgt daher, das Substantiv sei für den Verstand nur etwas zahlähnliches, welches die wesentlichen Merkmale darstellt.

Nun aber fragt es sich zunächst, wie vielerlei Arten von Substantiven möglich sind? und da findet sich denn, daß die Substanz auf zweierlei Art angesehen werden kann: erst als Anschauung, das heißt, gegenwärtig und empfunden; und zweitens als Begriff, vergangen und gedacht; jene Art drückt Individuen, diese Gattungen aus, und so gewiß diese Arten der Ansicht, und nur diese möglich sind, so gewiß müssen sie in der Darstellung aufgestellt werden. Nur eine einzige Schwierigkeit ist noch, nehmlich die: daß eine Darstellung in dem Momente, wo sie zu Stande gebracht wird, etwas späteres ist, als die Anschauung, und daß daher der angegebene Unterschied bei der Substanz, aber auch nur lediglich bei ihr statt finde, dagegen aber bei der Darstellung sich wieder natürlich aufhebe. Dies würde nun auch in

der That der Fall sein, wenn das Individuum nicht ein Merkmal hätte, welches der Gattung durchaus nicht zukommt, und dies ist nichts anders, als die Realität in der Sinnenwelt. Dadurch wird das Individuum zum Einzigen, und die Einzigkeit kann natürlicher Weise dargestellt, und von ihr auf Realität, und also Individualität geschlossen werden. Die Darstellung einer Substanz als einzig, und folglich als in der Sinnenwelt gegeben und nothwendig angeschaut, ist das Nomen proprium. Nun aber bestand, nach dem obigen, ein jedes Substantiv aus der Bezeichnung einer Reihe von Merkmalen, also auch das Nomen proprium, und diese müssen einzeln können aufgestellt werden; eine solche Aufstellung, wenn sie vollständig geschieht, und diese Vollständigkeit wird nach einem andern Zwecke abgemessen, heißt eine Beschreibung oder Schilderung.

Dem Nomini proprio steht geradezu entgegen, das Nomen appellativum, welches Begriffe darstellt, das heißt nicht: als wenn das Objekt der Darstellung nicht in der Sinnenwelt existirte; sondern nur der Begriff der sinnlichen Existenz wird nicht in die Darstellung mit aufgenommen, und folglich fallen alle dahin gehörigen Merkmale durchaus weg, und es verbleiben nur diejenigen, welche die Art konstituiren. Daher ist auch der Umfang des Appellativs durchaus geringer, und es ist, dieser schärfern Begränzung wegen, zahlähnlicher, als das Proprium; und wie dieses Substantiv für die Sinnlichkeit ist: so ist jenes Substantiv für den Verstand. Die Angabe der wesentlichen Merkmale eines Appellativs heißt eine Erklärung.

Mit diesen beiden Arten der Substantiven sind aber auch die Darstellungsformen der Sprache durchaus erschöpft, und wenn die Logik noch von Gattungen, Höhern und höchsten redet: so ist davon in der Bezeichnung durch Sprache keine Spur und das mit Recht zu sehen; denn alle diese sind bloße, wiederhohlte Anschauungsweisen, und dies wird, wie billig, in der Darstellung durch eine einzige Form bezeichnet. Der logische, zum formellen Denken gebildete Unterschied, kommt auch aus eben dem Grunde bei der Sprache nicht in Betrachtung, als die Operation des Schließens nicht dargestellt wurde; dieses geschah, weil der Schluß in der Form des Satzes enthalten, und also durch diese dargestellt werden kann; und jenes, weil die Gattung in der Art enthalten ist, und also ebenfalls dargestellt werden kann.

Nun aber haben, nach obigem, beide Arten der Substantiven, als Darstellungen, keine Existenz in der Sinnenwelt, sondern nur in dem Verstande; als Darstellungen sind sie sich demnach wieder gleich, und ihre Form kann daher eben nicht sehr verschieden ausfallen, nur wird das Nomen propriuni sich jederzeit dadurch unterscheiden, daß es den Begriff der Einzelnheit in sich trägt, und als solches daher der Darstellung der Vielheit ermangelt.

Das Resultat aus dem Vorhergehenden ist folgendes: für den Verstand ist das Substantiv nichts anders, als die Darstellung der Substanz, und folglich ist es Zeichen der Vereinigung mehrerer Empfindungen und Merkmale, welche einer Substanz als wesentlich gedacht werden. Solcher Substantiven giebt es zweierlei Arten; die eine stellt die Substanzen dar, bei denen die Existenz in

der Sinnenwelt wesentliches Merkmal ist, das heißt, Anschauungen und Individuen, dann ist es Nomen proprium, oder die Existenz in der Sinnenwelt wird aufgegeben, aber die im Verstande wird als Hauptmerkmal angenommen, folglich die Substanz als Begriff und Art dargestellt, und dann heißt das Substantiv, Nomen Appellativum.

Wir haben oben erinnert, daß eigentlich das Auge es ist, welches die Welt in einzelne Körper zerschneidet, indem es, wie wir sahen, mit dem betastenden Gefühle in eine berichtigende Beziehung tritt, und die Möglichkeit der Betastbarkeit, oder die Form als höchste Einheit annimmt, und die ursprüngliche Einheit des Gesichts die Farbe sich unterordnet. Wir nannten diese Form, verbunden mit Farbe, Gestalt, und die Farbe, so fern sie nur Zeichen der Betastbarkeit ist, so fern sie es ist, welche die Gränze ausmacht, Umriß. Hierauf nun gründete es sich, daß wir die Rührungen der Einbildungskraft Bilder nannten, welche als solche nothwendig aus einem Umriß und Theilen bestehen, die den Umriß konstituiren, welche in der Einbildungskraft absolut eins ausmachen; nur der Verstand trennt, wie wir sehen, beides, und jener Umriß wird bei ihm Begriff und Substantiv. Wenn aber nun der Verstand der Imagination das Zeichen zurückgiebt: so entsteht nicht das Bild selbst; denn dies sezt eine reelle Anschauung voraus, sondern eine leere Form, ein bloßer Umriß, zu dem noch etwas hinzukommen muß, wenn es ein Bild werden soll; und daher ist das Substantiv für die Imagination eine reine Figur, die Skizze zu einem zu entwerfenden Bilde. Nun aber denkt der erfahrungslose Mensch sich die ganze Welt

belebt, und vernünftig, aus oben angegebenen Gründen, daher erscheint ihm jene Figur nicht als ein todtes und unbelebtes, sondern als ein lebendiges und mit Freiheit begabtes Wesen, mit einem Worte, als Person. Was daraus folgt, ist die Beilegung eines Geschlechts; denn der Mensch, indem er er seine organische und geistige Natur bei der Betrachtung des Universums zum Grunde legte, trug auch den Unterschied des Geschlechtes hinein, welchen er auch bei dem belebten Theile der Natur würklich fand. Bei dieser Ansicht aber, legte er auch die allgemeinen Ideen von Mann und Weib, und dem Verhältnisse beider auf einander zum Grunde, und eine jede Substanz, welche einen hohen Grad sinnlicher Größe, Thätigkeit und Kraft hatte, so wie eine jede, welche den Grund einer andern enthielt, oder stets einer andern vorhergieng, und gleichsam erzeugte, ward als männlich; die aber, welche als schwach, leidend, bewürkt oder nachfolgend, und gleichsam empfangend und gebährend erscheint, ward als weiblich gedacht. Aus diesen Grundsätzen sind die sogenannten allgemeinen Regeln über das Genus herzuleiten, nach welchen natürlich alle Männernahmen und alle männliche Beschäftigungen ein männliches Geschlecht erhalten; aber aus angeführten Gründen auch die Nahmen der Winde und Flüsse wegen der auffallenden Gewalt, welche sie in ihren Würkungen äussern. Weiblich sind natürlich alle Weibernahmen und alle weibliche Beschäftigungen, aber auch die Nahmen der Bäume, Städte, Länder und Inseln, weil den letztern der Begriff des in sich fassenden und gleichsam empfangenden zum Grunde liegt. Geht man nun einzelne Wörter durch: so wird man diese Bemerkungen, und oft

in allen Sprachen, bestätigt finden. Die Erde, welche die Dichter so schön die allgemeine Mutter nennen, ist weiblichen Geschlechts, und zwar im Lateinischen, Griechischen und Deutschen; der umfassende, befruchtende Himmel dagegen ist männlichen Geschlechts, und auf dieselbe Art kann man das oben Auseinandergesetzte bei mehreren Worten anwenden, und ihr Geschlecht aus ihrer Bedeutung ableiten. So ist es zum Beispiel wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die sanftern Tugenden darum weiblichen Geschlechts sind, weil sie, eben wegen ihrer Sanftheit, dem sinnlichen Eindrucke, welchen das Weib macht, näher liegen; wie auch manche Laster, deren Ausbruch nicht stürmisch und rauschend ist; ja man kann mit Glück aus diesen Bemerkungen, und aus ähnlichen, welche sich jedem von selbst darbieten, die Personifikation der Mythologie, die Grazien, Furien, Parzen ꝛc. ableiten. Nur sind bei diesem Geschäfte eine Reihe von Vorsichtigkeits-Regeln nöthig, welche wir hier beifügen wollen. Die erste Schwierigkeit ist die, daß, wenn das Geschlecht auf die Art entstanden, und also nach bestimmten, sinnlichen Analogien, den Substantiven zugetheilt worden, es auch sogleich als nothwendig bestimmt erscheint, und also den Substantiven, von einerlei Bedeutung, in verschiedenen Sprachen einerlei Geschlecht zukommen müsse; allein die kleinste Aufmerksamkeit lehrt sogleich das Gegentheil, die allgewaltige Zeit ist im Deutschen weiblich, und im Griechischen männlich, und im Lateinischen unbestimmt oder Neutrum. Ein zweites Hinderniß ist das sogenannte Genus neutrum; denn wenn einmahl der Mensch jene oben angeführte Ansicht aufzustellen sich genöthigt fühlt; wenn das Genus die Folge davon ist: so

muß

muß doch, scheint es, ein jedes Substantiv eines von beiden haben; es muß in Rücksicht des Geschlechts nicht unbestimmt bleiben. Wenn endlich das Geschlecht der Substantive nach den obigen sinnlichen Analogien vertheilt wird: so steht zu vermuthen, daß wenigstens die Bestimmung desselben, in einer und derselben Sprache konsequent sein werde; aber auch hier findet man das Gegentheil. Die Sonne und der Mond in der deutschen Sprache können zum Beispiele dienen; jene mit einem eigenthümlichen, würksamen Lichte versehen, müßte, nach dem obigen, männlichen Geschlechts sein, und ist es auch in der griechischen, lateinischen und andern, jener der ein fremdes Licht aufnimmt und eine geringere Würkung äußert, sollte nach jenen Grundsätzen weiblichen Geschlechts sein; allein wir finden im Deutschen gerade das Gegentheil. Um diese Einwürfe gegen die oben aufgestellten Sätze zu entfernen und zu widerlegen, müssen wir vor allen Dingen uns daran erinnern, daß, so wie es in den verschiedenen Sprachen, verschiedene Bezeichnungen in den Substanzen giebt, welche sich auf einer verschiedenen Ansicht derselben gründen: so muß es auch in ihnen, eben dieser verschiedenen Ansicht wegen, eine verschiedene Bestimmung des Geschlechts geben. Nun kann es freilich sein, daß wir, diese Ansicht aufzufinden, nicht mehr im Stande sind, denn sie ist historisch; aber deswegen sind jene, aus der Natur des Menschen geschöpften Grundsätze nicht zu verwerfen; sondern die einzelne Sprachlehre hat diese Abweichungen, als individuelle Darstellungsformen, ohne alle weitere Betrachtung aufzuführen, und der Sprachlehrer also nichts zu thun, als die Inkonsequenz der individuellen Spra-

che in Hinsicht auf sie selbst, oder auf andere zu bemerken.

Was endlich das Genus neutrum betrift: so fällt in die Augen, daß hier die Benennung Genus an sich nichts sagt, indem es kein Geschlecht ist, und daß Neutrum nur die Negation vom männlichen und weiblichen Geschlecht ausdrückt. Die Wörter dieser Art haben also würklich kein Geschlecht, und dies kann, nach dem obigen, keinen andern Grund haben, als weil die Sprachbilder jene Ansicht, daß die Natur eine Reihe belebter Gegenstände sei, ihnen durchaus nicht anpassen konnte. Wäre dies: so müßten alle Neutra auch zugleich unbelebte Dinge sein, und am wenigsten in der Natur würklich bestimmtes Geschlecht haben, wie zum Beispiel: das Weib. Durch den obigen Grund, als den gewöhnlichsten der Sprachlehrer, welche sich auf diese Untersuchung eingelassen haben, wird die Sache nicht entschieden. Nach dem Einflusse, welchen wir der Einbildungskraft einräumen mußten, würde diese ganz gewiß an einer jeden Substanz irgend eine, auf männliches oder weibliches Geschlecht führende Eigenschaft bemerkt haben, und daher muß zur Erklärung dieser Erscheinung ein anderer Grund aufgesucht werden. Vielleicht ist er durch das folgende aufgefunden. Das älteste Monument irgend einer Sprache ist dennoch immer weit von der Entstehung dieser individuellen Sprache entfernt; und da nun Sprache ein historisches Produkt ist: so enthält es eine Menge von Formen zu sehr verschiedenen Zeitpunkten der Sprachbildung geformt, und denen also nicht blos eine einzige Ansicht der äußern Welt, sondern mehrere zum Grunde liegen. Nun sind aber besonders zwei Epo-

chen in der Sprache zu unterscheiden; die erste ist die, in welche sie unmittelbar durch ihre Bildung rückt, die poetische, und wo sich die Darstellung auf das individuelle bezieht; die zweite, in welcher nicht wie dort die Einbildungskraft, sondern der Verstand als herrschendes Prinzip auftritt, und wo die Darstellung sich auf das Allgemeine bezieht, die philosophische; jene ist die frühere, diese die spätere; jene erstere kennt nur männliche und weibliche Substanzen, aber in dieser, wo die Einbildungskraft unter dem Verstande steht, und ihm dient, und wo, bei fortgehender Kultur, die Gegenstände der Bezeichnung sich mehren, entdeckt sie theils nicht mehr die Merkmale, welche auf ein männliches oder weibliches Geschlecht führen könnten; sondern vielmehr fühlt der Verstand die Unbequemlichkeit, sie unter diese beiden Klassen zu subsummiren, theils ist das Genus schon als Verstandesform anerkannt, und erfindet deswegen eine dritte, welche nichts anders ursprünglich bezeichnet, als den Ausdruck dieser Unmöglichkeit. Die Neutra sind dem zufolge spätere, aus einem höhern Grade der Sprachbildung entstandene Formen, an welchen der Verstand, und nicht mehr die Imagination Theil hat. Denn das Genus eines Substantivs erhält schon in den frühern Zeiten eine ganz neue Anwendung für den Verstand. Als Begriff hat nehmlich das Substantiv durchaus kein Genus, sondern der Verstand braucht es lediglich als Merkmal und Form zu einem gewissen Behuf, den wir erst in der Syntax vollständig werden kennen lernen, und der kein anderer ist, als eine Reihe anderer Wörter sich formell anzueignen. Hieraus kann man es sich erklären, warum das Weib z. B. ein Neutrum

sei? das eigentliche Geschlecht ist natürlich weiblich, aber so fern es dem Verstande nur um ein Merkmal zu thun ist, nach welchem sich eine Reihe anderer Formen ordnen können, ist jenes eben so gültiges Zeichen, als dieses. Um das eben Gesagte historisch zu bestätigen, dürfen wir nur einen Blick auf die hebräische Sprache werfen, deren Monumente der Entstehung um ein gutes Theil näher liegen, als seiner Ursprache das Griechische des Homer liegt, und welche kein Neutrum kennt, weil sie noch auf der Stuffe der imaginativen Bildung steht; dagegen hat keine Sprache mehr Neutra, als die auf der höchsten Stuffe der intellektuellen Bildung stehende Englische, welche auch die bestimmtesten Regeln über das Genus kennt. Indeß ist zu merken, daß das Neutrum immer ein einzelner und ohnmächtiger Versuch bleibt, die Sprache von der imaginativen Form zu befreien, denn es ist ganz unmöglich ohne das Participium gänzlich auszurotten. Ein einziges hinzugesetztes Particip verwandelt auf dar Stelle den leblosen Verstandesbegriff in ein lebendiges und vernünftiges Wesen, und damit wird also das Neutrum wieder für die Darstellung vernichtet. Uebrigens ergiebt sich aus dieser Ansicht von selbst, daß das Neutrum in einer Sprache, ihrer Vollkommenheit unbeschadet, fehlen könne, wie es denn in mehreren lebenden Sprachen würklich der Fall ist.

So wird denn, nach dem obigen, durch ein jedes Substantiv für den Verstand eine Vereinigung des Subjektiven, und für die Phantasie ein lebendiger Umriß dargestellt, und zwar geschieht beides in einem und demselben Moment; es muß also auch in einem bestimmten Falle, der Antheil der Imagination, oder auch der des

Verstandes können herausgehoben, und zum Behuf einer Darstellung können gebraucht werden; das Substantiv leidet seine poetische und philosophische Anwendung, und alles jezt Gesagte ist nicht etwa eine Scheidung in Arten, sondern blos eine verschiedene Ansicht desselben Objekts.

Für die Einbildungskraft übrigens giebt es nicht jene oben genannte zwei Arten, sondern nur eine einzige. Das Nomen proprium und Appellativ erscheinen ihr beide nur als ein Umriß, ja selbst im Verstande ist der Unterschied, wie auch schon angemerkt, gar nicht so groß, als er anfangs scheint; denn als Darstellungsformen existiren beide nur im Verstande, und sind in so fern sich gleich. Da aber der Unterschied darin besteht, daß das Proprium die Anschauung als solche, folglich das volle Bild der Imagination darzustellen strebt, das Appellativ aber die Anschauung als Begriff auffaßt, und beide sich also in dieser Rücksicht geradezu gegenüber stehen: so fragt sich, ob die Sprache kein Mittelglied hat, durch welches beide Arten vereinigt werden? Dies gesuchte Substantiv müßte nun folgende Eigenschaften haben: es müßte zuerst eine Einzigkeit darstellen, und dadurch dem Nomini proprio sich nähern, und auf der andern Seite müßte es auch eine Allgemeinheit haben, um sich dem Appellativ anzuschließen. Soll aber das geschehen: so muß dies Substantiv keine reelle Substanz, und auch keinen allgemeinen Begriff ausdrücken, weil beides sich entgegen steht und einander ausschließt; sondern es müßte eine erschaffene Substanz und also eine Idee bezeichnen. Nun aber ist der Mensch durchaus nicht im Stande, irgend etwas zu bilden ohne eine vor-

hergegangene Anschauung, und ohne Analogie derselben. Eine Anschauung aber steht theils als ausgedehnter Stoff, theils als Empfindung in Beziehung auf uns; jener kann nicht das Objekt einer Idee werden, denn er kann nur entweder würklich angeschaut oder begriffen werden, es bleibt demnach nur die Empfindung, und da die Totalität derselben den ganzen Stoff vorausseżt, eine einzelne übrig, welche das Correlat Merkmal hat; dies Merkmal nun aus dem Stoffe herausgerissen, ist das Gesuchte, vorausgesezt, daß es als Ganzes, folglich als Substanz aufgestellt, und damit auch, der Form nach, jenen beiden Arten gleichgemacht wird; denn mit dem Appellativ hat es das gemein, daß es mehreren Arten von Stoffen zukommt, und mit dem Proprio, daß es nur ein einziges ist. So korrespondirt einer gewissen Empfindung ein Merkmal im ausgedehnten Stoff, welches man schön nennt; dieses herausgerissen, und als Substanz dargestellt, heißt Schönheit, ein Merkmal, welches einer ganzen Art von Stoffen zukommt, und doch als ein einfaches Merkmal, also einzig gedacht wird. Daß übrigens das Nomen Abstraktum würklich ein Mittelbegriff zwischen Proprium und Appellativum sei, kann auch noch formell bewiesen werden. Das Proprium hat nehmlich, so fern es ein einziges darstellt, nothwendig keinen Pluralis, und erhält ihn nur, so fern sich der Singularis als Gattung festsetzen läßt und festgesezt ist z. B. Mäcenas als Zeichen für den Beschützer der Wissenschaften, hat den Pluralis Mäcenate, und dieser verhält sich gegen jenen, wie die Art gegen die Gattung; dasselbe findet bei dem Abstrakto statt, welches auch nur in dieser Hinsicht einen Pluralis hat, und dessen Verhältniß

zum Singularis dasselbe ist; z. B. Tugend hat im Plu=rali Tugenden, aber Tugenden sind die Arten der Tu=gend. Mit dem Appellativ aber hat es gemein, die Ge=wöhnlichkeit, ja die Nothwendigkeit des Pluralis, und die Darstellungsform, die in Sprachen, welche einen Artikul haben, auch diesen fordert. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß diese Art Substantiven, so fern sie Darstellungsform sind, sie ebenfalls als eine des Ver=standes und der Imagination können betrachtet werden; und wenn dies geschieht: so zeigt sich, daß sie dem Ver=stande eine einzige Empfindung und Merkmal darstellen, obgleich daraus natürlich nicht folgt, daß das materielle Denken nicht noch sollte Merkmale an diesem Abstrakto entdecken, oder ein formales sie ihm scheinbar beilegen können. Für die Imagination aber ist das Abstraktum, um im Bilde des Bildes zu bleiben, ein bloßer Zug, welcher aber doch als Umriß behandelt wird, und der folglich ein Genus erhält, und durch dasselbe für einen weitern Gebrauch beider Kräfte fähig gemacht wird. Das Abstraktum ist demnach weit bestimmter, als die beiden andern Arten der Substantiven, es ist ein mit Freiheit und durch dieselbe erzeugtes Produkt, und eigentlich Substantiv für die Vernunft und die Allegorie jener. — Nun aber bleibt noch, da die Sprache historisches Pro=dukt ist, eine Geschichte des Substantivs übrig, in wel=cher theils die erste Entstehung desselben, theils die Bil=dung der Arten angegeben wird.

Die ersten Substantiva, welche in die Sprache ka=men, waren Darstellungen sinnlicher Substanzen, und zwar zuförderst solcher, welche ein hörbares Merkmal hatten. In dies wurden nur die andern Merkmale ver=

einigt; jenes trat in das Gedächtniß, und war der Imagination reizender Stoff, um die übrigen zu produciren, allein die erste Darstellung des hörbaren Merkmals galt nur dem eben bemerkten Gegenstande, mit einem Worte, die ersten Substantiven waren Nomina propria. Daß sich aus diesen Appellativa bilden und bilden mußten, weil dieselben Gegenstände, unter veränderten, äußern Bedingungen, sich der Sinnlichkeit offenbarten, ist sehr natürlich; eben so, als daß, durch die Bemerkung der Wiederkehr desselben Gegenstandes, der Begriff der Zahl auf dieselben übergieng, und zwar weil die Sprache bei dem erfahrungslosen Menschen sich bildete, der Begriff der Vielheit ganz unbestimmt. Dasselbe Schicksal hatten alle sinnlichen Gegenstände und Substanzen; durch Darstellung eines Merkmals wurde die Totalität der Empfindungen im eigentlichen Verstande bezeichnet, und die Folge hiervon konnte für die Form der Substantiven nicht anders, als wichtig sein. Denn wenn man in den Begriff der Darstellung die Aehnlichkeit mit dem Bezeichneten aufnimmt: so folgt sehr leicht, daß das Substantiv, da es nur ein einziges Merkmal enthält, in Hinsicht auf nachahmende Darstellung, allen denen Redetheilen nachstehen muß, welche ein Merkmal auch nur durch ein Wort ausdrücken, und daß es also als das willkührlichste Zeichen, in der Reihe der Redeformen erscheinen muß; eine Bemerkung, welche die Erfahrung bestätigt, wenn man die hörbaren Gegenstände, bei denen die Nachahmung leicht gefunden, aber auch nur sehr einseitig ist, ausschließt. Die zweite und wichtige Folge für die Form der Substantiven ist aber die: daß diese eigentlich nichts andres sind, als ein Accidenz in einer

besondern Form gedacht. Das Substantiv ist ein wahres Attributiv, durch welches aber eine Vielheit nicht eigentlich dargestellt, sondern bezeichnet und angedeutet wird. Es ist demnach als solches für die Imagination, welche nach Individualität der Darstellung, ihrer Natur nach, streben muß, ein unfruchtbarer; aber für den nach Allgemeinheit ringenden Verstand ein sehr brauchbares Wort, indem durch dasselbe jenen ein bloßer, farbenloser oder einfarbiger Umriß, diesem aber eine Einheit geliefert wird, in welche er eine Menge untergeordneter Merkmale fassen, oder aus welcher er sie entwickeln kann. Sieht man nach dieser Bemerkung einige Substantiven an: so findet man, daß bei vielen sich neben der substantiven Form die attributive erhalten, und oft nur durch die Abwesenheit eines gewissen Merkmals von jener unterschieden, oft ganz gleich mit jener ist, z. B. Licht und licht. In dem letzteren Falle könnte nun natürlich blos die Stellung entscheiden, in den meisten aber giebt die Sprache den Substantiven in der That ein sinnliches Kennzeichen, durch eine dem Attributiv gegebene Sylbe, die wir Andeutungssylbe nennen wollen. Je bestimmter dies Merkmal nun ist, je vollkommner die Sprache; aber mag dasselbe auch noch so bestimmt sein: so kann einer Schwierigkeit nicht aus dem Wege gegangen werden, und diese ist folgende: Bei der Darstellung selbst schließen sich an das Substantiv eine Menge Redetheile an, und wollen mit demselben vereinigt werden; diese Vereinigung nun auszudrücken und zu bezeichnen, bleibt nichts anders übrig, als ein Merkmal dafür, sei es nun in die Stellung gelegt, oder was besser ist, sei es minder zweideutig ausgedrückt, und also durch eine Sylbe

bezeichnet. Aber welche Sylben könnten wohl für das Streben, nach Vereinigung mit dem Substantiv, zweckmäßiger gewählt sein, als die dem Substantiv zur Unterscheidung vom Attributiv schon beigelegten; wie könnte die Einheit mit dem Substantiv genauer und ausdrückender dargestellt werden, als durch die Einheit der Bezeichnung. Damit aber geht nun wieder jener Vortheil verlohren, eine unterscheidende Form zwischen Substantiv und Attributiv zu Stande zu bringen; sie werden sich wieder gleich. Es bleibt also nur ein anderes Mittel zu wählen übrig, nehmlich durch eine ganz besondere Form die Substantialität eines Attributivs anzudeuten. Nun aber ist, nach dem obigen, das Ende des Wortes schon durch jene charakterisirenden Sylben versehen, es bleibt also nur noch der unbesetzte Theil übrig, und da nun die Verschmelzung dieses Zeichens unmittelbar mit dem Worte, theils eine Verdunkelung der Wurzel, theils eine Reihe mechanischer Unbequemlichkeiten haben würde: so hat man in den meisten Sprachen dafür ein besonderes Wort gewählt, und dieses Wort heißt der Artikul. Um hier aber nicht mißverstanden zu werden, fügen wir folgendes hinzu: Wir entlehnen zuförderst die Behauptung, daß Arten von Wörter mit dem Substantiv vereinigt werden wollen, aus dem folgenden, ohne für jezt die Nothwendigkeit zu beweisen; aber man hüte sich hier ja, an eine Verbindung zu einem Satze zu denken, sondern wir vereinigen blos ein Attributiv mit einem Substantiv, welches immer noch ohne die Bedingung eines Satzes möglich ist. Es ist allerdings unsere Meinung, daß eine jede Sprache eines Artikuls bedarf aus dem eben angeführten Grunde, weil sie die Darstellung eines Zeichens

der Substantialität nöthig hat; aber es ist hiermit durchaus nicht gemeint, daß jede Sprache für ihn eine besondere Form, noch daß er den eben angeführten Gebrauch allein habe; eben so wenig kann man aber jezt schon fragen, woher die Sprache, wenn sie für ihn eine besondere Form hat, ihn erhalten werde. Nur so viel ist klar: daß der eben angeführte Gebrauch desselben für die Darstellung des Verstandes gehört, und daß er auch einen Zweck für die Imagination haben müsse; und dieser ist nun kein anderer, als die sinnliche Darstellung des Geschlechts = Unterschiedes bei der Personifikation der Substantiven, welche die Einbildungskraft vollbringt, und daher eine Spaltung desselben in zwei Formen, oder da das Neutrum einmal in der Sprache ist, in drei. Da jedoch der Ursprung des Artikuls in einem Bedürfnisse des Verstandes zu suchen ist: so sind jene drei Formen desselben nur eine sehr zufällige Vollkommenheit der Sprache, und die englische, zum Beispiel, entbehrt sie ohne Nachtheil. Aus allem diesen erhellt, daß der Artikul eine Wortart ist, welche sich ganz genau an das Substantiv, und zwar an dieses nur allein schließt, und daher ist seine Kraft und sein Gebrauch nur hier zu erläutern. Denn was wir bis jezt von ihm entwickelt haben, bezog sich nur auf seinen Gebrauch als reines Zeichen, aber über die Art, wie es dieses Geschäft vollbracht, ist noch nichts bestimmt; die Betrachtung seiner als Wort ist noch nicht geschehen. Wir sahen nehmlich oben, daß die Nomina propria und Appellativa ursprünglich eins wären, und diese nur von jenen, durch die darin liegende Existenz im Verstande, verschieden. Nun besteht aber die uns umgebende Welt aus lauter indivi-

duellen Dingen, welche aber keine individuelle Darstellung durch ein Nomen proprium erleiden, sondern nur eine allgemeine durch die Appellativa. Daraus folgt, daß der Fall nicht nur möglich, sondern sehr häufig eintreten muß; daß man ein solches, unter einer allgemeinen Form begriffenes Individuum als solches durch dieselbe darstellen will, das heißt: man will einem Appellativ die Kraft eines eignen Nahmens geben, und also jenem das Prädikat der Einzigkeit beilegen. Sollte nun dies ohne Darstellung, durch ein dazu bestimmtes Wort geschehen: so wäre kein anderes Mittel, als aus der Masse gleichartiger Substanzen, nachdem man das bezeichnende Appellativ genannt, dasjenige durch Zeigen zu bezeichnen, welches der Gegenstand der diesmaligen Darstellung sein sollte, und dann wäre die Aufgabe erfüllt. Allein die Schwierigkeit macht, daß bei der Darstellung eben der Gegenstand derselben abwesend gedacht, oder wenn er dies auch in einigen Fällen nicht sein sollte, so behandelt wird. Dies macht also ein Zeigen unmöglich, daher muß für diese Handlung eine Darstellung durch ein Wort gefunden werden, und dies ist, nach einem sehr richtigen Gefühle, eben dieselbe Form, welche die Substantialität ausdrückt; es ist der Artikul. Denn sein Geschäft ist hier dasselbe, welches es oben war, und leidet nur hier eine nähere Anwendung. Aber die Sprache beachtet diesen Unterschied nicht, und daher dieselbe Art der Bezeichnung. Dies bahnt nun einen Weg, die nothwendige, individuelle Form in einer jeden Sprache für den Artikul aufzufinden, den wir unten, wo wir auf diese Materie noch einmal zurückkommen, betrachten werden. Durch diese Darstellungsform ist nun der Un-

terschied zwischen Proprium und Appellativ in der Form selbst aufgehoben, so wie der Charakter beider durch das Abstraktum in einer einzelnen Form aufgestellt war. Das Abstraktum aber ist auch, seiner Natur nach, die späteste Art der Substantiven, weil zu seiner Bildung schon ein hoher Grad der Selbstthätigkeit gehört. — Den äußern Grund dazu haben vielleicht diejenigen Modifikationen von uns gegeben, welche man unter dem Nahmen des innern Sinnes begreift. Denn der erfahrungslose Mensch, indem er sich fühlte, fühlte auch seine Selbstständigkeit, und doch war es ihm nothwendig, gewisse Thätigkeiten, welche er in sich fühlte, als Modifikationen seiner selbst anzusehen, und doch als Objekte aufzufassen. Doch geschah dies vielleicht anfangs nicht in der Form der Substantiva, sondern in einer andern, der bemerkten Regung ähnlichen Form. Vorzüglich aber brachte wohl den Menschen die Wahrnehmung desselben Merkmals und derselben einzelnen Empfindung in und bei mehreren Gegenständen zuerst auf die Idee, dem Zeichen der einzelnen Empfindung Substantialität zu geben, und so ein Substantiv von vorzüglicher Reinheit der Darstellung zu bilden. Hieraus folgt nun aber, daß diese Abstrakta in der Form sich durchaus nicht von denen der reellen Anschauungen oder Begriffe unterscheiden werden; sondern daß sie dieselben Merkmale und Verhältnisse haben werden, als jene.

Wenn nun aber ein jedes Substantiv die Andeutung einer Vielheit von Empfindungen, wenn das Abstraktum nichts anders ist, wie eine einzelne Empfindung als Substanz dargestellt: so folgt, daß ein jedes Attributiv als Substanz auftreten könne, so bald man ihm

nur die äußere Form der Substantiven, welche die individuelle Sprache fordert, beilegt. Und so ist es in der That; ja sogar die reine Handlung, welche, so fern sie wahrgenommen, ein Merkmal ist, und so fern sie würkt, als Empfindung behandelt werden kann, müssen als Substantiva erscheinen. Von dem Pronomine Substantivo, und in gewissen Fällen vom Adjektivo schweigen wir hier, und fügen nur hinzu, daß man in den Sprachlehren zu den Arten des Substantivs eine Menge Wörter rechnet, welche aber durchaus keine Arten des Substantivs sind, wie denn auch sehr richtig die Sprache keine besondere Form für sie hat; sondern es sind Appellativa, die sich aber durch ihre Bedeutung und ihren Inhalt von einander unterscheiden. Nun betrachten wir aber nur bis jezt die Sprache als formale Darstellung, ohne auf den Inhalt zu sehen, und demnach sind diese uns unwichtig. Ihre Nahmen sind Collectiva, Partitiva, Materialia und Iterativa. Das Partitiv ist ein relatives Substantiv, und fordert demnach durch seine Bedeutung, welche einen Theil eines Ganzen ausdrückt, ein anderes als Erfüllung; und dies muß nun natürlich ein Ganzes bezeichnen. Das Collectivum bezeichnet Vielheiten in Singularer Form, sein Pluralis aber drückt die Arten der Vielheiten aus, das Materiale die Einheiten ununterscheidbar, das Iterativ Einheiten der Zeit nach geordnet; in manchen Sprachen hat es bisweilen eine Andeutungssylbe.

Wir haben oben die Entstehung des Generis und auch die des Neutrius angegeben, und aus derselben das Recht und die Möglichkeit hergeleitet, Regeln darnach zu bilden, und aus dem Inhalte des Wortes auf die formelle Darstellung im Genere zu schließen. Man kann

daher sagen, daß das Genus die allgemeinste Bedeutung des Wortes ausdrücke, und daß also aus demselben auf den Inhalt zurückzuschließen sei. Daß man hierbei sehr vorsichtig verfahren müsse, hat die obige Darstellung schon gelehrt, und wir kommen nur noch einmal auf diese Materie zurück, um das Recht und die Möglichkeit zu zeigen, aus der Endung eines Wortes auf ein bestimmtes Genus zu schließen, welches in vielen Sprachen, besonders den ältern, häufig geschieht. Ein jedes Sprachmonument hat, nach dem obigen, eine Menge Formen aus sehr verschiedenen Kultur-Perioden in sich, die aus der frühern Zeit nach dunkeln Begriffen, schwankenden Analogien und zufälligen Empfindungen gebildet sind, und daher ist ihre äußere Form unbestimmt; jene späteren aber, nach klareren Begriffen gebildet, haben deutlichere und regelmäßigere Formen. Um nun den Attributiven den Charakter der Substantialität aufzudrücken, sahen wir in einer hinzugesetzten Sylbe ein leichtes und bequemes Mittel; welche Sylbe, so fern ihr dies Geschäft zukommt, am schicklichsten Andeutungssylbe genannt werden kann. Auch diese Sylbe muß aber gebildet werden, und da es nach der Weise, wie die Sprache entsteht, durchaus widersprechend ist, ein mit Freiheit gebildetes Zeichen anzunehmen: so muß dieses schon vorhanden sein, und nur zu dem bestimmten Gebrauch von einem einzelnen Worte abgerissen werden. Geschieht dies aber: so hat dies Wort oder diese Wörter, von denen sie getrennt werden, eine bestimmte Bedeutung, welche diese einzelne Sylbe mit konstituiren hilft, und eine allgemeine Bedeutung bleibt ihr auch noch nach der Trennung. Diese allgemeine Bedeutung ist nun die Ansicht

ihres Inhalts, welche durch das beigelegte Geschlecht aufgestellt wird; und diese nehmen daher die abgerißnen Sylben mit sich hinüber, und fügen sie dem Worte hinzu, dem sie beigelegt werden. Je früher nun die Kultur-Periode ist, in welcher dies Anpassen fällt; je dunkler die Analogie, nach welcher dies geschieht; je unsicherer also auch der Schluß von der Andeutungssylbe auf das Geschlecht, weil die frühere Ansicht die spätere kann verdunkelt haben; dann geben die meisten Fälle die Regeln, und die andern die Ausnahmen. Je später dagegen, je bestimmter die Analogie, je mehr sorgt der Verstand dafür, daß Inhalt eines Wortes und Form sich nicht gar zu sehr widersprechen; daher wird schon die Andeutungssylbe selbst, nach einem bestimmteren und sich gleich bleibenden Innhalt, von den Wörtern getrennt, und nach einer festen Analogie hinzugefügt, und dadurch erhält sie selbst eine gewisse Bedeutung. Dies ist der Grund, warum es möglich ist, von ihrer Anwesenheit nicht nur auf ein bestimmtes Geschlecht, sondern auch auf einen bestimmten Inhalt eines Substantivs zu schließen. So fern nun jene Andeutungssylben noch einen bestimmten Nebenbegriff haben, welcher oft durch charakteristische Zeichen angedeutet wird, und welchen sie dem Substantivo hinzufügen, heißen sie Ableitungssylben und Regeln über das Geschlecht der Substantiven durch die Endung in einer einzelnen Sprache; bestehen demnach in nichts anderm, als in einer Aufzählung der Ableitungssylben mit einem historischen Beweise, daß diese und jene individuelle Form, im allgemeinen dies oder jenes Geschlecht bezeichnet habe, und einer Darstellung der jedesmaligen Anomalien dabei. Ein Beispiel wird die Sache deutlicher machen.

machen. Die Sylbe or, gen. is im Lateinischen ist Andeutungssylbe gemeiniglich einer männlichen Form allein noch mit einigen Ausnahmen; jedoch tor ist Ableitungs- und Andeutungssylbe zugleich, drückt eine männliche Beschäftigung aus, und erleidet gar keine Anomalie. Aus dem allen folgt aber auch, daß die Ableitungs- und Andeutungssylben entbehrlich in der Sprache, ob sie gleich von einer großen Bequemlichkeit sind.

In dem ersten Buche ist aber auch der Grund zu einer noch weitern Betrachtung der Substantiven gelegt. Es wurde nehmlich dort angemerkt, daß die äußern Gegenstände uns nicht einzeln, sondern als eine verbundene und abhängige Reihe erscheinen. Nun aber kann sich der Verstand diesen Zusammenhang der Substanzen eben so gut vorstellen, als die Einbildungskraft ihn auffassen und die Sinnlichkeit ihn empfinden muß, und ihn nicht anders erklären, als durch die Annahme eines Unabhängigen, wodurch dann in jedem einzelnen Fall der Verstand befriedigt wird, und dies Unabhängige nennt er Ursache, das Abhängige aber Würkung. Diese von der Sinnenwelt abgezogene Vorstellungen, müssen sich in der Darstellung durchaus wieder finden, ob so einfach, wie in dem Verstande, darauf kommt freilich nichts an, wie wir oben erwähnt haben. Im allgemeinen kann man nun allerdings behaupten: daß die Ursache in der Darstellung ein Regierendes, die Würkung ein Regiertes wäre; allein theils bezieht der Sprachgebrauch diese Wörter vorzüglich auf die Theile des Satzes, theils sind es bloße Formeln, welche nur das im Verstande Vorgestellte bedeutungslos darstellen; folgendes dagegen wird zum Ziele führen. Es soll eine Darstellungsform für ein Verhält-

niß der Subſtanzen gefunden werden, und zwar eine ſolche, durch welche die eine Subſtanz als unabhängig, und eine andere als abhängig dargeſtellt wird. Ein Verhältniß war nun die Beilegung des Geſchlechts bei Subſtantiven ebenfalls, und die Sprache bediente ſich dazu zweierlei Mittel; theils gewiſſer, am Worte ſelbſt befindlicher Merkmale, theils einer eigenen dazu gebildeten, einzelnen Form; und es iſt daher möglich, auch in dieſem Falle auf eine, oder die andere, oder beide Arten zu verfahren. Nun erhalten wir aber die Anſchauung dieſes Verhältniſſes im Raume; ſollte es alſo charakteriſtiſch dargeſtellt werden: ſo müßte es durch einzelne, Raumverhältniſſe ausdrückende Formen geſchehen, welche zuſammen die möglichen Verhältniſſe erſchöpften und darſtellten. Es bedarf wenig Scharfſinns um einzuſehen, daß die unter dem Nahmen Präpoſition bekannte Wortart, das Geſuchte ſei, der alſo als Correlat in der Vorſtellung des Verſtandes der Begriff der Dependenz entgegenſtehe, und deren Bildung und Ableitung durch das vorige hinlänglich beſtimmt iſt. Nun aber giebt es gewiſſe, zwiſchen den Subſtanzen immer fortdauernde Verhältniſſe, als das eben angeführte der Würkung und der Abhängigkeit; dieſe können zwar ebenfalls durch Präpoſitionen, oder durch die bloße Stellung der Subſtanz dargeſtellt, weil aber jenes, bei der öftern Wiederkehr derſelben Verhältniſſe und Darſtellungsart, zu weitläuftig, dieſes zu undeutlich wäre: ſo haben manche Sprachen dieſe Vurhältniſſe unmittelbar am Worte dargeſtellt, und die Sprache nennt beides, die Verhältniſſe ſelbſt, als auch deren einzelne Merkmale, Caſus. — Caſus ſind alſo abgekürzte Präpoſitionen, und ſie haben ebenfalls

den Begriff der Dependenz zum Correlat. Daß übrigens den Casibus würklich Präpositionen zum Grunde liegen, läßt sich durch die Sprachen, welche keine mit dem Worte verbundene Darstellungsformen haben, und daher statt ihrer würklich Präpositionen gebrauchen, formell beweisen. Eben so leicht erhellt, daß die Anzahl zufällig sei, indem durchaus nicht bestimmt werden kann, welche Anzahl von Verhältnissen der darstellenden Nation gewöhnlich vorkommen sollen. Indessen ist es doch möglich, bei denen, welche fast in jeder Sprache angenommen sind, das Verhältniß anzugeben, welches ihnen zum Grunde liegt, und dies soll sogleich geschehen.

Drei Casus sind es nehmlich vorzüglich, die in denen Sprachen, welche ihre Casus einmahl bezeichnen, als nothwendig angenommen werden; diese sind: der Genitiv, Accusativ und Dativ. Der Genitiv drückt die Abhängigkeit ganz rein, und ohne alle Nebenbegriffe aus. Daher seine mannichfaltige Bedeutung und seine vielumfassende Kraft; denn alle Arten der Abhängigkeit sind unter ihm enthalten. Die Sprache stellt dies sehr schön unter dem Bilde einer Zeugung vor, und also die unabhängige Substanz als wirkende Ursache, die abhängige als Folge. Nun denkt man sich aber die abhängige Substanz entweder als eine Sache, oder als eine Person. Jene Art der Abhängigkeit wird durch den sogenannten Accusativ bezeichnet, diese durch den Dativ dargestellt. Es ist aber der Fall möglich, daß eine Substanz, welche ich als Sache darstelle, im nächsten Augenblick als Person dargestellt werden soll. Dann würde es nothwendig sein, daß die Substanz unmittelbar in zwei verschiedenen Arten der Abhängigkeit, müßte wiederholt werden. Da

aber nun das sächliche Verhältniß früher eintritt, und es im vorausgesetzten Falle auf die Person ganz gewiß würkt: so ist eine Bezeichnung des persönlichen Verhältnisses durchaus nicht nöthig. Ferner: da das sächliche Verhältniß ein späteres, durch eine würkende Substanz veranlaßtes ist: so haben mehrere Sprachen, weil gemeiniglich noch ein, die specielle Ursache der Abhängigkeit ausdrückendes Zeichen vorangehen muß, und die abhängige Substanz durch ihre Stellung hinter demselben, sich schon genugsam charakterisirt, diese weiter gar nicht bezeichnet; den Genitiv dagegen, mit seinen mannichfachen Bedeutungen, bezeichnet selbst die an Casuszeichen so arme, englische Sprache. Indeß ist sehr wohl zu bemerken, daß die Präposition jene Bedeutung der Casuum beherrscht. Es ist nehmlich klar, daß die Präpositionen die Arten der Abhängigkeiten der Substanzen in sich schließen, und daß sie daher sich die Casus unterordnen, welche nichts anders sind, als die reinern Arten der Abhängigkeit, bezeichnet. Nun aber können auch diese reinern Arten durch Präpositionen ausgedrückt werden, daher in den Sprachen oft zwei Formen vorkommen: eine mit einem Casus, und eine andere mit einer Präposition, z. B. Gellerts Fabeln, und Fabeln von Gellert. Man sollte daher auch von dem regieren der Präpositionen durchaus nicht sprechen, sondern nur von einer Verbindung derselben mit diesem oder jenem Casu. Mit welchem ist zwar keinesweges so willkührlich, als man gemeiniglich annimmt, denn es läßt sich ein sehr guter Grund angeben, warum z. B. von, mit, dem Dativ, durch, um, den Accusativ erhält, weil nehmlich diese Wörter, mit der Hauptbedeutung dieser Casuum vorzüglich übereinkom-

mende Verhältnisse ausdrücken; allein man muß hier wohl bemerken, daß doch die eigentliche Kraft in der Präposition liegt, jene Bezeichnung des Casus dagegen in Verbindung mit der Präposition ein zufälliges Merkmal wird, auf welches oft die Sprache zu reflektiren nicht nöthig hat, und es auch oft nicht thut.

Aber dies ist die Darstellung der abhängigen Substanz; wie wird die unabhängige bezeichnet werden? Die Antwort ist: Durch die Abwesenheit jener Merkmale. Nur im Plurali ist eine Form für die Bezeichnung der Unabhängigkeit nöthig, welche aber hier auch die Vielheit bedeutet, und mit dem Zeichen dafür zusammenfällt. Von einem Substantiv, welches unabhängig erscheint, sagt man: es stehe im Nominativo. Man hüte sich daher wohl, jene Andeutungs- und Ableitungssylben, welche im Nominativo erscheinen, für Casuszeichen zu halten; man kann sie zwar in einer Grammatik als Merkmal der Classifikation bei den Substanzen gebrauchen; auch kann man sie eben deswegen als, aber wohl zu merken überflüßiges Zeichen der Unabhängigkeit ansehen; aber Casuszeichen sind es aus dem Grunde nicht, weil man unter Casus Abhängigkeit versteht, und also der Nominativ nicht zu ihnen gehört, man müßte sich denn mit der Spitzfindigkeit helfen: daß so fern der Nominativ den andern eigentlichen Casibus entgegenstehe, sich ihm auch ein Verhältniß bilde; nehmlich eben das der Unabhängigkeit, welches doch nur durch die Abhängigkeit anderer sich bemerken lasse. Endlich ist noch der Vocativ übrig, welcher eine Substanz unabhängig, aber in einem Verhältnisse mit dem darstellenden Subjekt, nehmlich als empfangendes, darstellt. Das Pronomen der zweiten

Person leistet dies repräsentativ, allein es kann auch würklich durch ein Substanzzeichen geschehen. Diese Darstellungsform heißt der Vocativ. Wenn man nun das letztere, zufällige Verhältniß einer Substanz, und jenes aus dem Gegensatze entspringende negative derselben, wenn man Vocativ und Nominativ zu den Casibus rechnen will: so nennt man sie im Gegensatze der Darstellungen der reineren Arten der Abhängigkeit, welche durch die andern ausgedrückt werden, Casus rektos, jene aber Casus obliquos; sehr gute Ausdrücke, um die einzelne Anschauung unverschoben, oder durch Abhängigkeit gleichsam schief gerückt, zu bezeichnen. Wenn aber, kann man fragen, die Casus und die Präpositionen Darstellungsformen der Abhängigkeit für den Verstand sind, welche Verrichtung werden sie für die mahlende Einbildungskraft haben? Die Antwort ist folgende: Da der Einbildungskraft das Substantiv als Umriß erscheint: so ist die Präposition zuerst ein Mittel, mehrere Umrisse zu einer Gruppe zu knüpfen; allein sie und die Casus legen auch zugleich den Grund zu der Möglichkeit einer Sprachperspektive, indem sie durch ihre Localbedeutung, ein Raumverhältniß der Umrisse gegen einander begründen; doch ist diese letztere Kraft, da die Sprache andere Mittel in ihrer Gewalt hat, Nebensache.

Es ist oben gesagt, daß die Quantität auf die Substantiven angewendet werden könne, und diese Anwendung bestimmt sie dem Numerus nach. Die Darstellung der Einheit einer Substanz geschieht durch den Singularis, die der Vielheit durch den Pluralis, und die der Allheit sehr oft eben dadurch. Man muß aber, um das folgende zu verstehen, folgendes wohl bemerken. Wir

haben in unserer obigen Darstellung ein jedes Substantiv für eine Einheit von Merkmalen erklärt; allein davon sprechen wir hier durchaus nicht, sondern von der Quantität dieser einzelnen Größen selbst, und darin liegt schon der Grund, warum nur die Appellativa allein, genau genommen eines Numeri fähig sind. Denn die Propria bestehen zwar auch in einer Vereinigung von Merkmalen, allein zu einer eigentlichen Anschauung; also sind sie auch nur einzig, und treten daher nur in der Form des Singularis auf. Das Appellativ dagegen, welches eine Art der Anschauungen bezeichnet, setzt eine Menge Individuen voraus, und sein Singularis drückt nichts anders, als die Möglichkeit der Anschauung eines Individui, sein Pluralis die mehrerer, oder auch aller aus. Nun ist aber die Quantität eines Substantivs durch die Reihe der Individuen bestimmt, welche es in sich schließt, und ein jedes einzelne ist, in Beziehung auf vorige und folgende, eine Annäherung an die Allheit. Diese Annäherung muß nun ausgedrückt werden, und dies geschieht durch Zahlen, und in der Darstellung durch Zahlwörter. Die Zahl ist daher etwas, worauf es bei den Begriffen in so fern ankommt, ob ich die Individuen einer Art gegenseitig beziehe, mit einem Worte: ein späteres und weniger wesentliches, ein Nebenmerkmal, und daher wird sie auch nicht unmittelbar am Substantiv, sondern durch besondere Formen, durch Zahlwörter, sowohl bestimmte, als unbestimmte, ausgedrückt. Hier haben wir also ein Beispiel, daß ein reiner Verstandesbegriff, nicht eine einzelne Darstellungsform, sondern mehrere hat; und auch daß einer Darstellungsform, der des Pluralis zwei Correlate im Verstande entsprechen: Allheit und Vielheit;

denn weil alle viele sind: so hat hier die Sprache nicht unterschieden. Der Pluralis ist also diejenige Form des Substantivs, welche eine unbestimmte Mehrheit ausdrückt. Neben diesen beiden Formen für die Quantität, findet sich in einigen Sprachen eine dritte, welche eine bestimmte Mehrheit, nehmlich von zweien, ausdrückt; andere aber haben sie, weil zwei, viele sind, ebenfalls unter dem Pluralis begriffen. Der Dualis ist überhaupt als historische Spur merkwürdig, daß Sprache sich aus Unterredung gebildet, indem er den engsten Kreis der darstellenden Subjekte darstellt; auch mag er durch die sinnliche Anschauung des doppelten in der belebten Natur, der Augen, Hände u. s. w. sich gebildet haben, indem hier die Zahl zwei nicht zufällig, sondern wesentlich erschien, und sie daher dem Substanzzeichen unmittelbar einverleibet wurde. Die Anwendung der eben angeführten Sätze auf die Arten des Substantivs, ist theils oben schon gemacht, theils ist sie leicht. Das Nomen Proprium hat keinen Plural als solches; das Appellativ aber, in so fern es eine Art ausdrückt; das Abstraktum nur sehr bedingt, so fern sein Pluralis Arten bezeichnet; über Collektiva, Partitiva, Materialia ꝛc. entscheidet gemeiniglich die einzelne Sprache. Was aus ihrer Bedeutung für den Numerus folgt, ist so leicht, daß wir es uns ersparen hier anzuführen. Die historische Bildung des Pluralis geschieht nehmlich durch Wiederholung derselben Empfindung, die der Mensch derselben Substanz zuzuschreiben genöthigt ist; doch da dies oben da gewesen, gehen wir zum letzten Moment, der Betrachtung der Substantiven über, indem wir nun die Darstellungsform selbst betrachten.

Wir haben nehmlich bisher immer von den Substantiven in Rücksicht auf Substanz gesprochen, und nach Anleitung des Correlats, den Begriff und die Eigenschaften entwickelt; jezt ist noch übrig, daß wir nun sehen, wie dieses alles dargestellt wurde, und dann können wir zu einer neuen Wortart und deren Betrachtung übergehen. Mit dem Substantiv als solches haben wir hier wenig zu thun; es bildet sich nach dem obigen mit dem Atiributiv zugleich, und ist eigentlich ein als Substanz aufgestelltes Merkmal. Ein Substantiv in diesem Zustande ohne alle Nebenbestimmung heißt ein Wurzelwort. Allein nun giebt es wenig solcher reinen Substantiven; sondern die meisten sind noch mit andern Merkmalen versehen. Diese sind nach dem vorhergehenden: Andeutungssylben, Zeichen des Numerus und des Casus. Nun können freilich diese Zeichen, als Nebenmerkmale abgesondert, dargestellt werden, namentlich ist dies oft bei den Casuszeichen der Fall; aber wenn dies nicht geschieht: so muß auch über die Darstellungsform etwas allgemeines sich festfetzen lassen. Zuerst also die Art der Bezeichnung betreffend: so ist klar, daß durch alle die angegebenen Merkmale der Substanz ein neues hinzugefügt, oder wenigstens gedacht wird; daß die Substanz um eins oder mehrere vermehrt sei. Diese Vermehrung soll am Zeichen selbst ausgedrückt werden; und sinnlicher kann dies wohl nicht geschehen, als wenn man irgend ein Darstellungs-Merkmal dem Substantiv hinzufügt. Nun aber giebt es bei der Sprache keine andern Darstellungs-Mittel, als artikulirte Töne, und daher folgt: daß artikulirte Töne, dem Substantiv hinzugefügt, jene Merkmale ausdrücken werden. Es sind aber diese Merkmale

selbst sehr zufällige, und Nebensachen bestimmende Merkmale; dies kann in der Sprache nur durch die Kürze der Darstellungsform selbst erreicht werden; daher werden theils alle die einzelnen Wörter, welche diese Merkmale bezeichnen, merklich kürzer in Hinsicht der Substantiva sein müssen, theils auch die einzelnen, am Worte zur Bezeichnung dieser Verhältnisse gebildeten Sylben in Hinsicht auf die Substantiva. Einzelne Ausnahmen beweisen wenig. Ferner denkt man sich diese Nebenbestimmungen als enthalten in und an der Substanz, und folglich wird bei der Darstellung der zweckmäßigste Ort der Darstellung das Wort selbst sein; man wird am Worte selbst diese Verhältnisse wo möglich bezeichnen, und zwar so eng als möglich mit demselben verbunden.

Endlich sind diese Bestimmungen selbst ein Späteres. Der Mensch erkennt erstlich die Substanz rein, nur später wird er Verhältnisse an derselben gewahr; diese spätere Erkenntniß kann in der Darstellung, am besten durch Bezeichnung am Schlusse des Wortes ausgedrückt werden. Eine Bezeichnung in der Mitte würde das Zeichen als Ganzes trennen, und daher nicht nur eine Unverständlichkeit, sondern auch eine unrichtige Vorstellung von dem Wesen der Substanz veranlassen. Am Anfange dagegen die Bezeichnung dieser Verhältnisse darstellen zu wollen, lenkt den Geist auf sie als auf die Hauptsache; indeß sind doch die Darstellungen der Abhängigkeit hievon ausgenommen, und Präpositionen und Casuszeichen werden eben so richtig, ja vielleicht noch richtiger vorne dem Worte hinzugefügt. Die Ursache ist nehmlich die: daß hier das Unabhängige ebenfalls als würkendes in Betracht kommt; daher ist die eigentliche Stelle der Prä-

position zwischen dem Substantiv, welches unabhängig gedacht wird; derselbe Sinn liegt im Statu construkto der Hebräer und in ihrer Art die Casus zu bezeichnen. Nun ist nur noch eine einzige Frage übrig: Wie nehmlich die Sprache, bei dem Zusammenstoße mehrerer dieser Bezeichnungen, sich zu verhalten habe? Die Antwort ist: Bei dem Zusammentreffen zweier dieser Verhältnisse, wird das der Substanz als solcher wesentlichere Verhältniß, früher; das zufälligere, später ausgedrückt; ganz obigen Ideen gemäß. Folglich die Ableitungssylbe dem Wurzelworte zunächst, denn diese schließt den Begriff der Substantialität wesentlich ein; dann die Andeutungssylbe, in welcher die Begriffe mehr zufällig und verschwunden liegen; dann das Casuszeichen, wenn die Sprache diese Verhältnisse unmittelbar am Worte bezeichnet, und hinter diesem müßte das Zeichen der Vielheit gesezt werden, als das von allen unwesentlichste, wenn sich in den Sprachen, welche die Casus durch Endsylben bezeichnen, nur die Zeichen derselben vom Zeichen der Vielheit trennen ließen; in Sprachen, die besondere Wörter für die Bezeichnung der Casus haben, giebt es allerdings ein bestimmtes Zeichen der Vielheit. Genau genommen ist nehmlich das Zeichen des Nominativ pluralis in Sprachen, welche Casus bezeichnen, zwiefach; nehmlich erstlich Zeichen der Unabhängigkeit, zweitens Zeichen der Vielheit; er ist Zeichen der reinen Mehrheit. Endlich ist der Vocativ, welcher ebenfalls, wie der Nominativ, Unabhängigkeit ausdrückt, diesem auch darum gemeiniglich gleich, und sehr charakteristisch oft nur dem Accent oder der Quantität nach, von ihm verschieden. Der Vocativ ist nehmlich die Substanz, als

empfangendes Subjekt betrachtet, und zur Empfängniß der Darstellung aufgefordert. Dies kann nun nur unter der Bedingung des Hörens geschehen. Zum Hören aber wird durch ein Rufen aufgefordert, daher ist er auch zugleich der Casus für die Anrede. Beim Rufen aber wird stets die erste Sylbe oder die erstern mit der vollsten Kraft der Lunge ausgesprochen, sie erhält daher auch den stärksten Accent, so fern die Stimme hier am meisten erhoben, und die größte Länge, so fern sie am meisten gedehnt wird. Ob nun die Bezeichnung durch eines, oder das andere, oder durch beides geschehen soll, hängt von der Sprache und ihrem individuellen Bau ab. Uebrigens bemerken wir nur, daß im vorigen die Fundamente einer allgemeinen Formenlehre gelegt sind; daß alle Wörter mit den Substantiven zusammenhängend die individuelle Formen desselben erhalten müssen; und daß nun alle Momente der Betrachtung des Substantivs geendet sind.

Wir erklärten das Substantiv oben für eine Darstellung vereinigter Accidenzen durch die Andeutung einer einzigen, und demnach für eine Zahl oder für etwas zahlähnliches. Hier haben wir es nun mit den Einheiten zu thun. Die Anschauung steht, hieß es oben, in doppelter Beziehung; außer uns als solche, und in uns als Empfindung; die Darstellung der einzelnen Empfindung, der ein Merkmal in der Anschauung korrespondirt, ist es nun, was das Wesen der Darstellung, das Accidenz ausmacht. Allein nun entstehet zuförderst eine

Schwierigkeit bei der Darstellung selbst. Wir können nehmlich in der Anschauung zweierlei Momente sehr gut unterscheiden, von denen einige als nothwendig und andere als zufällig, jene als wesentlich, diese als unwesentlich erscheinen. So ist zum Beispiel in dem Begriff eines Menschen eine gewisse Art der Gestalt, ein wesentliches Merkmal; allein die Farbe ist durchaus zufällig, obgleich sie in der einzelnen Anschauung bestimmt ist. Nun, sahen wir, faßte das Substantiv die Menge der Merkmale durch Andeutung eines einzelnen zusammen; und jene angedeuteten, welche nach einem äußern Interesse abgeleitet und dargestellt werden konnten, waren allemal wesentliche. Hier aber wird gleich so viel klar, daß die Sprache die Wesentlichkeit oder Unwesentlichkeit der Merkmale durchaus nicht bezeichnen kann; denn diese liegt ja im Substantivo, oder richtiger in der Bedeutung desselben. Aber eins ist gewiß, daß das Merkmal in der Substanz liege; dieses Enthaltensein ist nun das einzige, was bezeichnet wird; ob es nothwendig aus dem Sein der Substanz folgt, muß, wenn es bezeichnet werden soll, am Sein ausgedrückt werden; und dies gehört nicht hieher.

Eine zweite Schwierigkeit ist die Anwendung der Categorie der Qualität auf diese Wortart. Alles in der Substanz enthaltene wird nur empfunden, und folglich müssen die Momente der Qualität, Realität, Negation und Limitation, darauf anwendbar sein. Nun ist zwar sehr leicht einzusehen, wie die Realität dargestellt werden könne, nehmlich durch das Zeichen selbst; aber es ist gar nicht leicht zu finden, wie dies mit der Negation geschehen solle.

Daß in B enthalten sei a, wird sehr leicht durch a. B. bezeichnet; wie aber, daß es nicht enthalten sei? Dies ist nur so denkbar, daß man erstlich die Existenz von a sezt, und sie dann wieder vernichtet; sei es nun durch ein besonderes, dem zu vernichtenden Worte angehängtes oder vorgesetztes Zeichen, wie « im Griechischen, in im Lateinischen und un im Deutschen und Englischen, oder durch eine andere, auf das einzelne Wort zu beziehende Negationspartikul; doch hat die Sprache auch ganz besondere, die Verneinung ausdrückende Worte, z. B. dunkel; diese werden nun durchaus als Realität behandelt, und hier hat man sich besonders, da die Sprache sie nicht in einer negativen Form ausdrückt, vorzusehen, daß man ihnen nicht eine Realität unterlegt. Ferner alle Wörter, welche die Limitation ausdrücken, z. B. endlich, werden von der Sprache geradezu als Realität behandelt, und da man nun die Limitation verneinen kann z. B. unendlich: so ist hier eine große Vorsicht nöthig, wenn man sich nicht irren will. Aus dem vorhergehenden folgt also das Resultat: Daß die Anwendung der Momente der Qualität auf die Sprache durchaus in der Darstellung sich nicht äußere; und daß die Sprache, da sie die Negation durch Verneinung der Position ausdrücken müßte, alle als Realität behandle. Diese einfache Bemerkung aber lehrt nun, wie die Sprache durch ihre eigne Natur, und dadurch, daß sie bezeichnen muß: sie wolle nicht bezeichnet haben, eine Reihe von Täuschungen veranlassen müsse, welche sehr wichtige Irrthümer nach sich zogen.

Die nächste Frage ist nun, einen allgemeinen Rahmen für die Darstellung des Accidenz zu finden. Das

Accidenz ist das in der Substanz enthaltene, also durchaus nicht ohne sie; es ist die Empfindung auf etwas äußeres als Grund bezogen, dem Aeußern beigelegt. Dieselbe Beschaffenheit hat es mit der Darstellung, und der zweckmäßigste Nahme, um es von dem Begriff zu unterscheiden, ist Attributivum. Das Attributiv ist demnach für den Verstand nichts anders, als Darstellung einer Einheit in Hinsicht auf die Vielheit; diese Einheit ist nun eine Empfindung, und ihr korrespondirt ein Merkmal in der Substanz als Grund; mit einem Worte: das Attributiv ist Darstellung eines Merkmals als einer Substanz möglicher Weise zukommend.

Aber was ist nun das Attributiv für die Phantasie? Es müssen nothwendig der Attributiven eine unendliche Menge sein; denn nicht nur alle sinnliche Gegenstände werden durch die sinnlichen Organe bemerkt; nicht nur die Bewegungen in unserm Innern werden empfunden, sondern der Verstand selbst schafft Merkmale durch seine Operationen, welche eben so wenig sinnlichen Inhalt haben, als das Abstraktum Ausdehnung und Raumverhältnisse. Diese gefolgerten oder mit Freiheit geschaffenen Merkmale können demnach gar nicht in die Phantasie aufgenommen werden; sie sind nur Einheiten des Verstandes, und wohnen als Zeichen in ihm. Auch die Attributiven, welche die Objekte des innern Sinnes bezeichnen; so wie diejenigen, welche die Empfindungen des Geschmacks, Geruchs, Gehörs und des animalischen Gefühls ausdrücken; diese werden nur sehr mittelbar auf die Einbildungskraft bezogen. Desto lebhafter aber werden alle Empfindungen des Gesichts in die Imagination aufgenommen, und diese sind es, welche dem Umrisse

Farbe geben; aber deren ist nun natürlich ein kleiner Theil, und da müssen wir also als Resultat folgendes festsetzen: Das Attributiv ist für die Phantasie das im Umriß Enthaltene, mit demselben in dem Verhältnisse wie Farbe zu Form stehende. — Besonders wird man dies bei Darstellungen beschreibender Art bestättigt finden. Auf nichts gehen die Anfänger so sehr aus, als einem jeden Substantivo ein Epitheton, ein Attributiv zu geben, um die poetische Anschaulichkeit hervorzubringen. Es leitet sie hierbei auch ein sehr richtiges Gefühl; denn zuerst geben sie dem leeren Umriß, dem Substantiv einen Inhalt; und zweitens setzen sie es in Beziehung auf die Empfindung. Das letztere folgt aus dem erstern, und man kann daher ganz kurz das Attributiv für die Phantasie, für das Farbenähnliche erklären.

Nun aber ist der Fall möglich, daß an einem Accidenz ein anderes hängt, an diesem wieder ein anderes, und so fort bis ins Unendliche. Wenn z. B. der Himmel das Accidenz des rothen hat: so hat dies Rothe auf mein Auge eine Würkung, welche ich schön nenne; und indem ich diese Empfindung mit ehemaligen der Art vergleiche, finde ich sie, über diese erhoben dem Grade nach; ich finde sie vorzüglich, außerordentlich. Die Darstellung, welche diesen Zusammenhang der Accidenzen bezeichnen soll, wird sich dazu der Attributiven bedienen, und demnach sich ausdrücken: der sehr schön rothe Himmel. Hier ist nun klar, daß: sehr, schön und roth, sämmtlich in der Substanz Himmel enthalten gedacht werden sollen, nur sehr und schön nicht unmittelbar, sondern nur roth; aber schön soll in roth und sehr in schön enthalten sein, folglich: so wie sich roth zum Himmel

verhält,

verhält, so verhält sich schön zu roth und sehr zu schön. Das heißt nun nichts anders, als der Begriff roth erscheint momentan in Hinsicht auf den Begriff schön als Substanz, und schön erscheint eben so in Hinsicht auf den Begriff sehr. Hier tritt also der Fall ein, daß der Verstand Theile eines Ganzen als Ganze aufstellt, nur wird in demselben Augenblicke das Ganze wieder vernichtet. Wenn nun die Sprache für dieses Verhältniß eine Darstellungsform hat, und sie muß eine haben, weil es in der Vorstellung gegeben wird: so wird diese zunächst eine attributivische sein; denn da das Wesen des Attributivs darin besteht, daß es in der Substanz enthalten erscheint, und die gegenwärtige Wortart dasselbe thut: so ist eine und dieselbe Darstellungsform zu vermuthen. Allein darin unterscheidet sich diese Wortart vom Attributiv, daß es ein subordinirteres Merkmal ausdrückt, ein mittelbares. Diese Darstellungsform hat den Nahmen Adverbium; und da nun ein jedes Merkmal in das Verhältniß der Subordination unter ein anderes kommen kann: so muß die Sprache auf irgend eine Art dafür sorgen, daß dies Verhältniß bezeichnet werde, auf welche bleibt ihr durchaus überlassen. Aber es ist auch klar, daß nun die Sprache durchaus keine Wortart braucht, um näher das Adverbium zu bestimmen, als es selbst. Denn der Darstellung kommt es ja nun immerfort nur auf die Bezeichnung des Enthaltenseins als Accidenz im Accidenz an, und diese Andeutung kann so lange als nöthig fortgesezt werden, das Verhältniß bleibt durchaus dasselbe; und die Zahl, wie oft es eintritt, wird durch die Zahl der Zeichen hinlänglich bestimmt, folglich ist das Adverbium derjenige Redetheil,

welcher die Unendlichkeit der Bestimmungen möglich macht. Uebrigens aber steht er in derselben Beziehung auf den Verstand und die Phantasie als das Attributiv überhaupt, indem es für jenen eine Einheit in dem als Substanz angenommenen Attributiv, und für diese das in einem augenblicklich angenommenen Umriß enthaltene Farbenähnliche ist. Wir kommen unten noch einmal auf diese Wortart, welche wir hier als Attributiv angesehen haben, und auch nur in so fern betrachten.

Wir kommen nun zu dem dritten Punkte, zur Abhängigkeit. Hier ist nun zuförderst zu bemerken, daß in einem gewissen Sinne, davon gar nicht die Rede sein kann; denn abhängig erscheint nur die Substanz, oder das als Substanz gedachte; allein da das Attributiv in der Substanz als enthalten gedacht wird: so wird es mittelbar abhängig, so fern nehmlich die Substanz, an der es befindlich, diese Abhängigkeit erfährt. Hier aber zeigt sich nun sogleich: daß das Enthaltensein das wesentlichste Verhältniß, folglich das der Darstellung unerläßlichste sei; daß dagegen die übrigen, genau genommen aus dem ersten abgeleitet, und daher durch Darstellung jenes, mit dargestellt werden. Bei dem Adverbio ferner, ist gar nur von einem einzigen Verhältnisse, dem oben angegebenen die Rede, und also auch nichts als die Darstellung desselben nöthig. Es tritt nun ganz der obige Fall ein, daß das im Substantiv Enthalten = sein durch Formen, oder nicht durch dieselben, sondern durch Stellung dargestellt werden kann; ja es kann sogar der Fall sein, daß die Arten der Abhängigkeit durch Formen an dem Attributiv der ersten Art bezeichnet werden. Welche Art der Darstellung gewählt werden, und in wie weit dieselbe

befolgt werden solle, das hängt von der einzelnen Sprache selbst ab. Nur so viel ist klar, daß, selbst bei der vollkommensten Bezeichnung des Attributivs, niemals von dessen Geschlechte und Casus die Rede sein kann, indem diese nur substantielle Verhältnisse ausdrücken, und bei dem Attributiv nichts als die Einheit bezeichnen, in welche sie mit dem Substantiv treten und gedacht werden sollen. Mit mehrerem Rechte schreibt man ihnen einen Numerus zu, denn dasselbe Merkmal kann in mehreren Substanzen erscheinen, und folglich allerdings vielfach sein; ob aber diese Eigenschaft desselben, die Allgemeinheit würklich soll dargestellt werden, hängt doch wieder am Ende nur von der Mehrheit der Substanzen ab; und also kommen die Attributive der ersten Art aus der Abhängigkeit von den Substantiven durchaus nicht heraus.

Indessen giebt es dennoch ein Verhältniß, welches den Attributiven beider Arten als solchen eigenthümlich ist, und welches daher auch die Sprache darstellen muß. Das Attributiv stellt nehmlich die Empfindung dar; nun wissen wir aber, daß diese, durchaus eine intensive Größe, einen Grad haben müsse, und dieser muß also mit in die Darstellung aufgenommen werden. Da nun der Grad ein wesentlicher und unerläßlicher Begriff aller Attributiven ist: so liegt er auch unbezeichnet und durch das Wort selbst dargestellt in dem Attributiv, und von einem solchen sagt man, daß es im Grade des Positives stehe. Diese Eigenschaft kann auch nicht eher in Betrachtung kommen, als bis dieselbe, Hauptmoment der Darstellung wird; und dies geschieht, wenn eine Empfindung der andern, oder was häufiger ist, dieselbe Em-

pfindung derselben, aber durch eine andere Substanz veranlaßt, gegenübergestellt, und der Grad einer jeden angegeben werden soll. Nun erst kann der Grad als enthalten im Attributiv erscheinen, und daher muß die Darstellung, der Natur der Sache nach, durch Adverbien geschehen. Diese Angabe kann bestimmt geschehen, und dazu dienen eben, wie bei dem Pluralis der Substanzen die Cardinal- und Ordinalzahlen, so die adverbiellen Zahlwörter mit den sämmtlichen Comparations-Adverbien, diese drücken nehmlich den Grad überhaupt, jene aber die bestimmte Größe desselben aus. Ueberhaupt hat diese Darstellungsart eine große Aehnlichkeit mit der Darstellung des Pluralis, wie sich weiter unten zeigen wird. Im angegebenen Falle wird nur die Empfindung mit sich oder andern verglichen, und man nennt diese Darstellung daher mit Recht den Gradus comparativus, und er drückt nichts aus, als das unbestimmte Uebertreffen an Intension. Endlich kann die höchste Intension einer Empfindung dargestellt werden; in diesem Falle nun muß sie nur sich selbst gegenüber gestellt werden; es ist unmöglich, daß so wie bei dem Comparativ, eine zweite verschieden-artige Empfindung mit in Betrachtung komme, und dies heißt Gradus Superlativus. Da nun auch hier der Grad in Beziehung auf sich selbst in Betrachtung kommt: so muß er auch dargestellt werden, und dies geschieht ebenfalls durch Adverbien der Natur der Sache nach. Aus dem obigen ist nun auch klar: daß es nur diese drei Gradus geben könne, und daß sie nichts anders sind, als die Darstellung der gewöhnlichen Verhältnisse der Empfindung zu einander; in so fern sind sie gewissermassen das, was die Casus dem

Subſtantivo ſind, und daher iſt auch nicht blos eine Bezeichnung durch Adverbien (wie bei dem Subſtantiv durch Präpoſitionen) möglich, ſondern auch eine den Caſibus ähnliche durch beſtimmte Formen. Nun iſt freilich der Superlativ, ſo fern er die höchſte Intenſion ausdrückt, in Beziehung auf alle unter ihm enthaltene Grade, und der Comparativ, ſo fern er eine andere Empfindung ſich gegenüberſtellt vergleichend; allein man muß dies, als ein nothwendig folgendes und abgeleitetes Merkmal, nicht zum Hauptmerkmal erheben, und beſonders nicht etwa blos zwei Grade machen, und dieſe Comparative nennen wollen. Die Darſtellungsform wird unten näher betrachtet werden.

Nun aber iſt das eben Auseinandergeſetzte nur unter der Bedingung möglich, daß die Empfindung eines höhern Grades überhaupt fähig iſt, welches zwar gemeiniglich, aber nicht immer der Fall iſt. So ſind die Materialia durchaus keiner Steigerung fähig; ſo zum Beiſpiel vereinige ich eine gewiſſe Anzahl von Accidenzen in der Subſtanz Gold, und nenne dieſe, ſo fern ſie mir in einer Empfindung erſcheinen, golden; allein dies Adjektiv iſt durchaus keiner Steigerung fähig, weil es einen beſtimmten Grad in ſich ſchließt; eine Subſtanz kann nicht mehr golden ſein, als die andere, und im Grunde iſt hier golden nur eine Darſtellungsform für von Gold. Die Subſtanzen aber als ſolche haben keinen Grad. Im allgemeinen läßt ſich demnach feſtſetzen, daß ein jedes Attributiv, welches eine beſtimmte Größe oder Beſchaffenheit ausdrückt, der Comparation, ſeiner Natur nach, unfähig ſei.

Wenn aber schon die Abhängigkeit auf dieselbe Art, wie bei dem Substantiv, gar nicht möglich: so giebt es doch noch eine andere Weise, die Attributiven zu betrachten, indem man sie als Gründe der Abhängigkeit ansieht. Als wir nehmlich oben von der Abhängigkeit der Substanzen sprachen, wurden die Gründe derselben im Einzelnen nicht erwogen, sondern stillschweigend vorausgesezt, daß sie durch den Einfluß einer ganzen Substanz auf die andere entstehe. So oft dies nun auch der Fall sein mag, und so wenig wir für das obige einer andern Darstellung bedurften: so ist es doch auch möglich, daß die Abhängigkeit nicht durch die sämtlichen Accidenzen, das ist durch die ganze Substanz, sondern durch ein einzelnes Accidenz entstehe. Das heißt in die Darstellungsform übersezt: die Attributiven regieren oft die Substantiven.

Demnach kann ein jedes Accidenz, also auch ein jedes Attributiv zwiefach betrachtet werden. Einmal als Empfindung, und dann korrespondirt dieser ein Merkmal; zweitens aber als ein Verhältniß zu einer Substanz, ausdrückend, energisch und würkend. Je mehr ein Attributiv sich dem Ausdrucke des Würkenden nähert, je mehr es also die bloße Bezeichnung eines Verhältnisses ist, je weniger ist es Darstellung der Empfindung; je mehr und reiner die Empfindung dargestellt wird, je weniger drückt das Attributiv ein Verhältniß aus. Demnach läßt sich in jedem Attributiv beides unterscheiden; hier kommt nur das Attributiv als energisch und würkend in Betrachtung, und dies muß einem jeden Accidenz zukommen, da nur durch die Würkung es wahrgenommen wird. Nun aber sind die Accidenzen von sehr

verschiedner Art; einige derselben bestimmen durch ihre Natur schon von selbst die Substanz, auf welche sie würken, und mit welcher sie in Verbindung treten wollen; so steht den Empfindungen der Farbe das Auge als leidende und empfangende Substanz, und denen der Form ursprünglich das Gefühl gegenüber. Aber eben weil diese Accidenzen sich durch sich selbst die leidende Substanz bestimmen, und demnach einen nothwendigen Zusammenhang zwischen sich als Grund, und dem leidenden Subjekt als Folge begründen, ist die Darstellung der empfangenden Substanz durchaus nicht nothwendig, sondern diese wird mit Nennung des Attributivs angedeutet. Nur unter der einzigen Bedingung wird die Nennung der empfangenden Substanz nothwendig: daß ein zufälliger Umstand der nothwendigen Substanz inhärirt z. B. gelb für ein krankes Auge. Ganz anders aber ist der Fall, wenn das Accidenz von der Art ist, daß es sich seinen Würkungskreis, nicht durch sich selbst bestimmt, und demnach der Substanzen, zu denen es sich energisch verhalten kann, mehrere sind. Dann ist nehmlich der Zusammenhang zwischen dem energischen Accidenz und der empfangenden Substanz zufällig, und diese muß daher genannt, und damit die Richtung der Würkung dargestellt und bestimmt werden. Der Fall aber ist nur dann möglich, wenn nicht eine einzelne Empfindung, sondern eine allgemeine dargestellt wird, welche eben darum allgemein kann bezogen werden. Attributiva, so fern sie energisch dargestellt werden, wollen wir relativ, so fern dies nicht geschieht, oder nicht geschehen kann, absolut nennen.

Die Art und Weise aber, wie der Einfluß eines Accidenz auf eine Substanz dargestellt wird, hängt von der Natur des Attributivs ab. Wenn diese von der Art ist, daß sie ein bloßes Verhältniß ausdrückt: so wird natürlich eine abhängige Substanz erfordert, und das Verhältniß derselben am häufigsten durch den Genitiv oder durch Präpositionen bezeichnet; gemeiniglich sind beide Arten der Darstellung vermischt. Wenn dagegen ein Attributiv persönliche Verhältnisse ausdrückt: so folgt die abhängige Substanz im Dativ als dem Casus für dies Verhältniß. Doch gilt beides nur für die Fälle, wo das Accidenz würklich energisch dargestellt wird, und die Substanz zugesezt werden muß. Da, wo sie sich selbst durch das Accidenz ergiebt; da, wo sie leicht errathen werden kann; da endlich, wo der Verhältniß-Begriff blos als solcher dargestellt werden soll, muß uud kann sie fehlen.

Alle Accidenzen sind, wie wir oben sagten, in der Substanz enthalten; allein sie erscheinen daselbst auf eine zwiefache Art. Man findet nehmlich einige, als wesentliche oder unwesentliche Theile der Substanz, als die Substanz konstituirend. Diese erscheinen nun sehr natürlich nicht abhängig von der Substanz, denn sie sind zum Theil die Substanz; sondern ruhend und rein in ihr enthalten. Solche Merkmale sind z. B. Farbe, Geschmack, Gestalt und auch andere nicht in die Sinne fallende z. B. Annehmlichkeit, endlich, glücklich. Zweitens aber giebt es Accidenzen, welche abhängig von der konstituirten Substanz erscheinen, durch dieselbe hervorgebracht, und daher natürlich sich bewegend. Diese durch die Substanz hervorgebrachten Accidenzen werden

als von einer Vernunft abhängig angesehen, und sind nun Handlungen; und die Attributiven, welche diese ausdrücken, erhalten den Nahmen Participien; jene aber, konstituirende und ruhende Merkmale bezeichnend, den Nahmen Adjektiva. Beide aber als der Substanz inhärirend sind Attributiva, und haben jene oben angegebenen Merkmale des Attributivs überhaupt. Die Richtigkeit der gegebenen Erklärung findet sich bestätigt, wenn man ein und dasselbe Merkmal in den beiden angegebenen Beziehungen betrachtet z. B. der grüne Baum, der grünende Baum; wo im ersten Falle grün als eine in der Substanz Baum empfundene Einheit; im zweiten Falle aber dies ebenfalls, aber als Nebensache dargestellt, und dagegen das Grün als Produkt des Baumes angegeben wird. Nun ist für den Verstand das Particip als Attributiv schon oben bestimmt; als solches aber ist es für ihn eine spätere, abgeleitete Einheit, welche jedoch um nicht vieles von der attributivischen Einheit verschieden ist. Für die Imagination aber ist das Particip eine unendlich wichtige Wortart. Wir sahen nehmlich oben, daß der Mensch durch seine Natur gezwungen wird, seine physische und moralische Natur in die Umgebung hineinzutragen, und daß er die Welt in einzelne, mit Freiheit begabte Wesen zertrennt; aber wir konnten bis jezt noch nicht die Darstellungsmittel angeben, wodurch dies möglich wurde. Die Participia und die aus ihnen gebildeten Verba sind es, durch welche es der Sprache gelingt; denn indem diese, jede Bewegung als Handlung, oder durch freien Willen producirt darstellen, wird durch ihren uneingeschränkten Gebrauch, die mechanische und belebte Bewegung einer todten oder vernunftlosen Substanz,

Handlung; und die Substanz erscheint als vernünftig und belebt. Daher hatten wir Recht oben zu sagen, daß der Gebrauch eines Particips das ganze Neutrum vernichte. Das Particip ist demnach ein sehr poetischer Redetheil, und er befördert die Personifikation, eines der schönsten poetischen Elemente.

Das Participium aber ist, seiner innersten Natur nach, energisch. Zuerst ist es ein Attributiv, es wird empfunden, und daher ist die Möglichkeit da, daß es auf einen Gegenstand, seiner Natur nach, würkt. Ferner stellt es eine Handlung dar, das heißt freilich eigentlich hier, nur etwas durch die vereinigten Accidenzen bewürktes; allein in der Darstellung: das durch ein freies Wesen producirte, also zu einem gewissen Zwecke hervorgebrachte, und demnach auf einen gewissen Gegenstand gerichtete. Dieser Gegenstand tritt nun als empfangend gegenüber. Es werden demnach bei dem Participio, als einem ursprünglich energischen Attributiv, ebenfalls wie bei dem energischen Adjektiv, zwei Gegenstände in Betrachtung kommen. Zuerst das würkende Subjekt, der Grund; dann das empfangende Subjekt, die Folge; das energische Attributiv steht zwischen beiden, und drückt den nächsten Grund der Vereinigung aus. Es hängt demnach sowohl mit dem würkenden Subjekt, dessen Produkt es ist, als auch mit dem empfangenden, auf welches es einfließt, zusammen; in Hinsicht jenes ist es abhängig, in Rücksicht dieses ist es begründend. Nun aber stellt die Darstellung immer nur eine Ansicht auf; denn das Particip energisch dargestellt und abhängig fordert nothwendig einen Gegenstand seiner Kraft, und erscheint also begründend, und wiederum begründend dar-

gestellt sezt es eine Substanz als letzten Grund voraus, von der das begründende abhängig ist. Da es aber doch möglich ist, daß ein Particip nur einfließend oder nur abhängig erscheint: so muß es Participia für beide Subjekte geben; für das würkende, dann erscheinen sie producirt und abhängig, und sind Participia activa; für das empfangende Subjekt, dann erscheinen sie begründend und sind Participia passiva. Demnach ist ein Participium activum und passivum für dieselbe Handlung, nichts, als eine verschiedene Ansicht derselben, bei Activen von der Seite der würkenden Substanz, bei Passiven von der Seite des empfangenden Subjekts. Harris erläutert dies sehr schön durch ein Beispiel. Der nehmliche Weg, sagt er, zwischen der Spitze und dem Fuße desselben Berges, wird in Hinsicht auf die Spitze aufwärts gehend, in Rücksicht auf den Fuß abwärts gehend genannt. Bei alledem bleibt indessen die würkende Substanz immer Hauptsache, und die active Darstellungsform Hauptform; denn der Mensch wird, seiner Natur zufolge, von dem Abhängigen zu dem Unabhängigen getrieben, von der Folge zum Grunde; und da nun das Unabhängige der Grund, der Zeit nach, eher ist, als das Abhängige, die Folge: so behauptet jenes auch einen vorzüglichen Rang in der Darstellung. Nun aber ist das würkende Subjekt einstweilen das unabhängige, und der Casus zum Ausdruck desselben wird der Nominativ genannt; daher muß die würkende Substanz allemahl in dem Nominativ stehen. Das leidende Subjekt dagegen verhält sich, so fern es leidet, gegen jenes als Sache, und der Casus zum Ausdruck dieses Verhältnisses, heißt Accusativ; daher muß es in den Accusativ treten. Diese Ver-

hältnisse aber ändern sich sehr, wenn eine passive Darstellungsform gewählt worden. Da beide Darstellungsformen nur eine verschiedene Ansicht des Verstandes sind: so ist die Frage, welche gewählt werden sollte, nicht grammatisch, sondern poetisch und rhetorisch; nur soviel muß dorther entliehen werden, daß die Active das würkende Subjekt, die Passive dagegen die empfangende Substanz vor das Auge rückt, und grammatisch geschieht dies auf folgende Art. Das Particip passivi wird als energisches Attributiv behandelt, und die würkende Substanz diesem als Nebensache hinzugefügt. Dies geschieht nun am zweckmäßigsten, wenn sie so als jede andere würkende Ursache in der Sprache behandelt, das heißt, abhängig und durch Präpositionen dargestellt wird, z. B. im Deutschen mit von, im Lateinischen mit a, im Griechischen mit ὑπο etc. Nun soll dagegen das empfangende Subjekt hervortreten, und dies geschieht durch Darstellung desselben als unabhängig. Diese Unabhängigkeit verschwindet nun freilich bei genauerer Betrachtung, aber die poetische Würkung ist erreicht, und das Licht ist auf den leidenden Gegenstand gefallen.

Die Handlungen aber, welche die Participia darstellen, sind von zweierlei Art: ursprüngliche und abgeleitete; jene sind solche, welche unmittelbar aus der Natur eines praktischen Wesens folgen, also alle Modifikationen des Wollens und die Verneinungen derselben, natürlich positiv dargestellt; ferner die wesentlichen Bedingungen der Handlung überhaupt; diese enthalten nun die Bedingungen, unter denen überhaupt gehandelt werden kann, also: wollen, können, sollen, mögen, zwingen, anfangen, aufhören ꝛc. Die abgeleiteten sind alle andere, unter

jenen als Arten enthaltene, z. B. essen, welches nur unter der Bedingung des wollens, könnens ꝛc. möglich ist. Die Participia der ursprünglichen Handlungen sind ebenfalls energische Attributive, und ihnen tritt ebenfalls ein leidender Gegenstand gegenüber; da sie aber die höchsten Bedingungen der Handlungen enthalten, eben sowohl eine eigentliche Substanz, als eine Handlung; diese muß nun nothwendig als Substanz erscheinen; und dann heißt diese als Substanz dargestellte Handlung, welche hier, obiger Darstellung gemäß, im Accusativ steht: der Infinitiv, dessen Wesentlichkeit in der Sprache sich also hier zuerst offenbart. Es ist sehr unrecht, diese Participia als unvollständige Prädikate darzustellen; sie erscheinen wie jedes Particip und jedes Attributiv, bald energisch und relativ, bald absolut; dies letztere, so fern die bloße Handlung zur Darstellung hinreichend ist, ohne das würkende Verhältniß anzudeuten.

Allein nun ist noch der Fall möglich, daß die Würkung einer Handlung nicht zugleich ihr Zweck ist, alsdann muß dieser noch daneben ausgedrückt werden; und in diesen Fällen, wo ein persönliches Verhältniß angedeutet werden muß, steht noch ein Dativ, welcher also das Ziel ausdrückt, und bei rhetorischer Umstellung ins Passiv als Mittel und Ruhepunkt der Handlung unverändert bleibt. Die Modifikationen, welche die Darstellung hier der oben auseinandergesetzten Bedeutung der Casuum giebt, sind leicht nachzutragen.

Wir haben bis jezt immer von einem würkenden und leidenden Gegenstande gesprochen, ohne uns über diesen näher zu erklären; und dadurch ist stillschweigend vorausgesezt, daß die dargestellte Handlung die Gränzen

des producirenden Subjekts überschreite, und mit sich dadurch ein zweites, außerhalb liegendes vereinige. Was daraus entstand, ist oben da gewesen, nehmlich zwei entgegengesetzte Formen von Participien, eine active und passive, beide nur dadurch möglich, daß vorausgesezt wurde, das Particip stelle eine Handlung dar, welche auf ein zweites Subjekt einfließt. Ein solches Particip hat man mit einem sehr guten Ausdrucke transitiv genannt. Nun fragt sich, ob es nicht Handlungen, und folglich Participia geben könne, welche jenen Gegensatz in sich vereinigen, und also activisch und passivisch zugleich sind? Dies ist nur unter der Bedingung möglich, daß der active und passive Gegenstand vereinigt werden, und die Handlung also, statt daß sie bei jenen Darstellungen die Gränzen der würkenden Substanz überschritt, und dadurch die ins Unendliche und Unbestimmte gehende Handlung äußerlich begränzt wurde, hier der passive Gegenstand im activen selbst angetroffen, und daher die Handlung innerlich begränzt wird. Dieses innerliche Begränzen ist nun bei einer jeden Handlung möglich, und ein Participium, welches dieses darstellt, heißt in so fern ein reciprokes. Wie aber jenes Begränzen im würkenden Subjekte dargestellt werden könne, dazu zeigt sich bis jezt kein ander Mittel, als die Anwendung der activen Form als Hauptform, und der Wiederholung des würkenden Subjekts im Accusativ als den Casus des leidenden Subjekts. Da nun der Zweck der rhetorischen Umstellung ins Passiv, die größere Erleuchtung des leidenden Subjekts ist, dieses aber hier mit dem würkenden zusammenfällt: so erscheint die Unmöglichkeit dieser Form bei den reciproken Participien, als solche haben sie keine

passive Form. Nun ist es aber noch möglich, daß eine Nation auf den Fall dieser reciproken Darstellung gerechnet, und sich daher eine weniger weitläuftige Form verschafft habe, und diese erhält dann den Nahmen Medium; das Reciprokum ist nichts, als das auseinander gelegte Medium. Reel muß es jede Sprache besitzen, weil unter den unendlichen Begränzungen einer Handlung durch Subjekte, auch die durch das würkende sein kann; allein formell hat es nur, so viel ich weiß, die griechische und hebräische; die übrigen Sprachen behelfen sich mit Abkürzungen der reciproken, ursprünglichen Darstellungsform, wovon wir unten sprechen wollen, und mit einzelnen Formen; so ist, zum Beispiel, legend activisch, gelegt passivisch, und liegend das Medium.

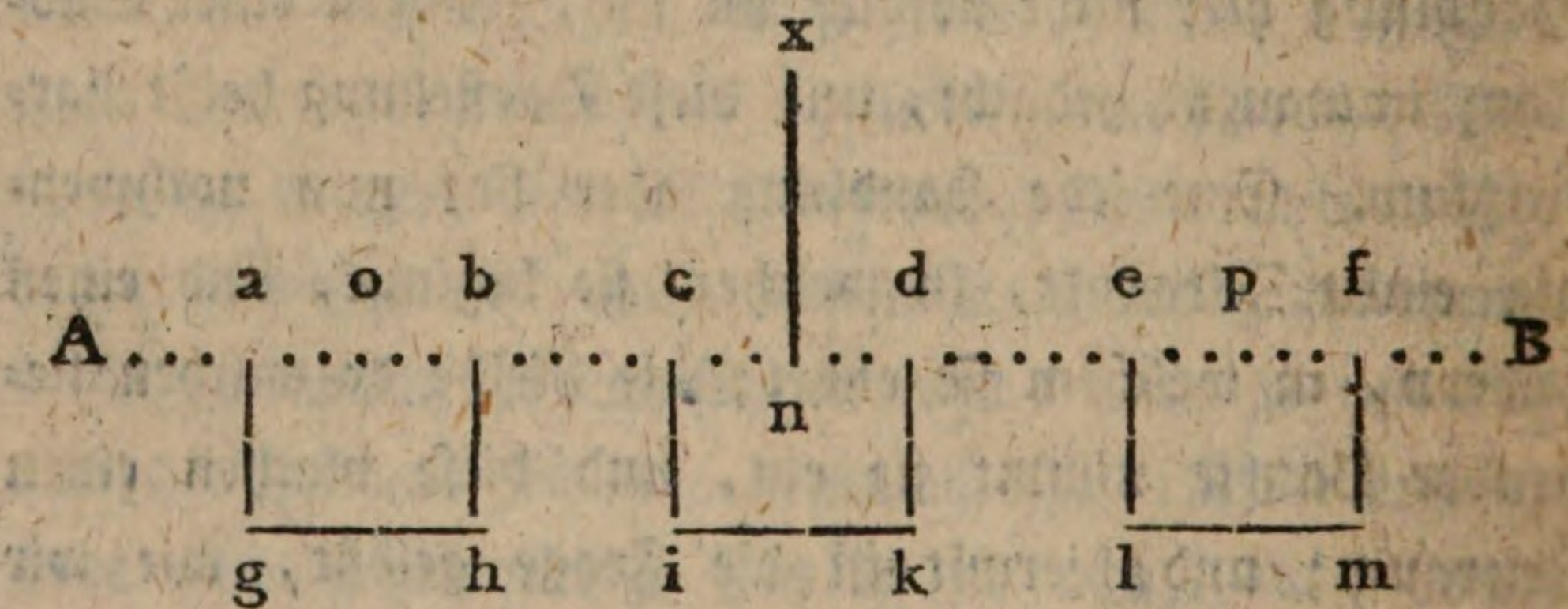
Bis jezt haben wir aber nur gezeigt, daß ein jedes transitive Particip, möglicher Weise, ein reciprokes werden könne, und daß dieses die active und passive Darstellung in sich vereinige. Das Reciprokum ist demnach nichts, als ein Transitiv im einzelnen Falle. Nun giebt es aber Participia, welche denen ursprünglich absoluten Adjektiven durchaus ähnlich sind, nur daß sie, ihrer Natur nach, das Verhältniß einer Handlung wie jene, eine reine Empfindung anzeigen. Es giebt nehmlich Handlungen, welche von der Art sind, daß sie, ihrer Natur nach, durchaus nicht die Gränzen des producirenden Subjekts überschreiten können, und welche daher sich selbst, durch sich, das producirende Subjekt als leidenden Gegenstand anweisen; diese sind ursprünglich Reciproke, und erhalten von den Sprachlehrern den Nahmen Intransitiva. Da nun das leidende Subjekt mit der Nennung der Handlung sogleich bestimmt ist: so ent-

steht, wie bei jenen Adjektiven, ein nothwendiger Zusammenhang zwischen dem Subjekte als würkend, und eben demselben als leidend; und daher darf jene nähere Bezeichnung des leidenden Gegenstandes nicht hinzugefügt werden. Die active Form ist die gewöhnliche als Hauptform; ein Passivum haben sie eben so wenig, wie die Reciproka, und aus dem nehmlichen Grunde. Das Schwanken aber des lateinischen gaudeo, audeo etc. ist allerdings sehr significant. Von den transitiven und reciproken Participien unterscheiden sich die intransitiven, nach dem obigen, durch die Unmögltchkeit einen Accusativ anzunehmen; der zu ihnen bisweilen hinzugesetzte ist nur rhetorisch.

Allein nun ist noch ein sehr wichtiges Merkmal des Particips übrig, welches wir erläutern müssen. Da nehmlich das Particip Bewegung ausdrückt und darstellt, jede Bewegung aber in der Zeit ist, und diese wesentlich einschließt: so müssen wir es auch, in Hinsicht auf diese, als der nothwendigen Begleiterin aller Handlungen betrachten. Die Zeit nehmlich entsteht mit und durch die Anschauungen, und sie wird, wenn man sie sich ohne Anschauungen möglich einbildet, unendlich gedacht, als ein einziger, ungetheilter Strom angesehen, aber immer begränzt und theilweise empfunden. Denn derjenige Punkt, der als unendlich angenommenen Zeitreihe, welcher mit einer reellen Anschauung zusammentrifft, und mit ihr empfunden wird, heißt gegenwärtig, und die Zeit an sich die gegenwärtige. Diese empfundene oder gegenwärtige Zeit ist es nun, durch welche die vergangene und die künftige erst möglich werden, welche also beide vorgestellte Zeiten sind. Denn diejenige

nige Zeit, welche mit einer Anschauung zugleich, aber vor der empfundenen gedacht wird, heißt vergangene, und diejenige, welche nach der empfundenen, mit einer Anschauung verbunden, gedacht wird, künftige; jene ist so fern der Mensch erkennendes, diese, so fern er wollendes Wesen ist. Wenn nun aber die gegenwärtige Zeit nur ein Punkt ist: so ist sie überhaupt nicht, so fern sie festgehalten werden soll, sondern sie ist auch nur eine vorgestellte; so fern sie aber empfunden wird, sezt sie ein Subjekt voraus, welches sie vor = und darstellt. Dies Subjekt aber schaut Substanzen im Raume an; bei diesen aber wird als solchen die Zeit nicht wahrgenommen; sie erscheinen ruhend, oder das Subjekt, so fern es sich selbst als Substanz denkt, rückt mit ihnen in derselben Zeitreihe fort, und wird diese daher nicht gewahr. Nur dann erst nimmt das Subjekt die Zeit wahr, wenn sich an einer Substanz Bewegung äußert, und also in der unendlichen Zeit und ihrem gleichförmigen Schritt eine gleichsam neue Zeit entsteht, und dadurch wahrgenommen wird. Bewegung aber heißt in der Sprach = Darstellung Handlung, und Handlung als solche drückt der Infinitiv aus. Nun aber wird die Handlung hier nicht absolut an sich, sondern einer Substanz immanent gedacht, und diese Darstellung heißt Participium. Eine jede Handlung aber hat nun nothwendig einen Zeitpunkt, in welchem sie beginnt, und einen andern, in welchem sie endet; die Reihe dazwischen liegender Punkte nimmt sie ein, und diese machen einen Zeitraum; und hiermit ist die Frage gelößt, wie wir überhaupt die Zeit darstellen können, welches von der Frage abhieng: Wie die Vorstellung und Darstellung der

gegenwärtigen möglich war? Es geschieht, indem wir den empfundenen Zeitpunkt, nach Anleitung der homogenen Empfindung Ausdehnung geben, ihn also räumlich machen und in einen Zeitraum verwandeln. Dieser Zeitraum schneidet also aus der unendlichen Reihe der Zeit eine Anzahl Punkte heraus, und begränzt dadurch jene unendliche Reihe. Sobald nun die Möglichkeit, eine Gegenwart darzustellen, begründet ist: so hat es mit der Darstellung einer Vergangenheit und Zukunft keine Schwierigkeit, und jene besteht dann in einer Anzahl Punkte in der unendlichen Zeitreihe vor der Gegenwart angenommen, und diese eben darinn nur hinter die Gegenwart gestellt. Nun aber ist diese Ausdehnung durchaus nicht denkbar ohne Bewegung und Handlung, und die Handlung wieder nicht ohne Zeit. Wenn man sich daher ein sinnliches Bild machen will von diesem engen Zusammenhange zwischen Zeit und Handlung: so denke man sich eine gerade Linie von bestimmter Farbe; als Linie drückt sie die Zeit aus, aber als Farbe die Handlung; eins kann nicht ohne das andere sein, aber ich kann eins ohne das andere betrachten. Noch deutlicher wird dies vielleicht durch folgende Figur:



Wenn die zwischen A B liegenden Punkte, welche eine Linie bilden, die als unendlich angenommene Zeit

ausdrücken, und x das vor= oder darstellende Subjekt: so ist freilich, wenn die Substanz y die Handlung i k vollführt, von denen zwischen c und d liegenden Zeitpunkten nur der Zeitpunkt n eigentlich gegenwärtig. Da aber i k eine Handlung ausdrückt, folglich alle Punkte in c d gleich empfunden werden: so giebt man, nach Anleitung der Gleichartigkeit der Empfindung, dem Zeitraume c d den Nahmen der Gegenwart, und bestimmt nun in Hinsicht auf i k die Handlung g h als vergangen und i m als künftig. Nun ist aber zugleich klar, daß zwischen den Handlungen g h, i k, l m ein doppeltes Verhältniß statt findet. Einmahl verhalten sie sich zu x, nehmlich g h vergangen, i k gegenwärtig, und l m künftig; dies Verhältniß einer Handlung zum erkennenden, das ist, vorstellenden oder darstellenden Subjekt hat die Sprache durch sein bezeichnet; g h war, i k ist, l m wird sein, so fern x nehmlich da steht, wo es jezt ist. Die Betrachtung davon geben wir noch eine Zeitlang auf, und gehen zuerst zu dem Verhältnisse, welches eine Handlung dadurch erhält, daß sie in der Zeit ausgedehnt erscheint. Als ausgedehnte Größe aber hat die Handlung eine Dauer, und so fern sie eine Dauer hat, Gränzen, einen Anfang und ein Ende; und daher sind es drei Zeitpunkte, welche ich in dem Zeitraume einer Handlung annehmen kann. Erstlich einen zwischen a b, c d, e f liegenden Zeitpunkt, z. B. o oder n oder p, in welchem die Handlung dauernd und in ihrer Mitte erscheint; sodann den Punkt a, c und e, in welchem Zeitpunkt die Handlung beginnt, und wo die Sprache einen Zeitraum annimmt, welcher zum Theil leer, und zum Theil mit dem Anfange der Handlung angefüllt ist; endlich den

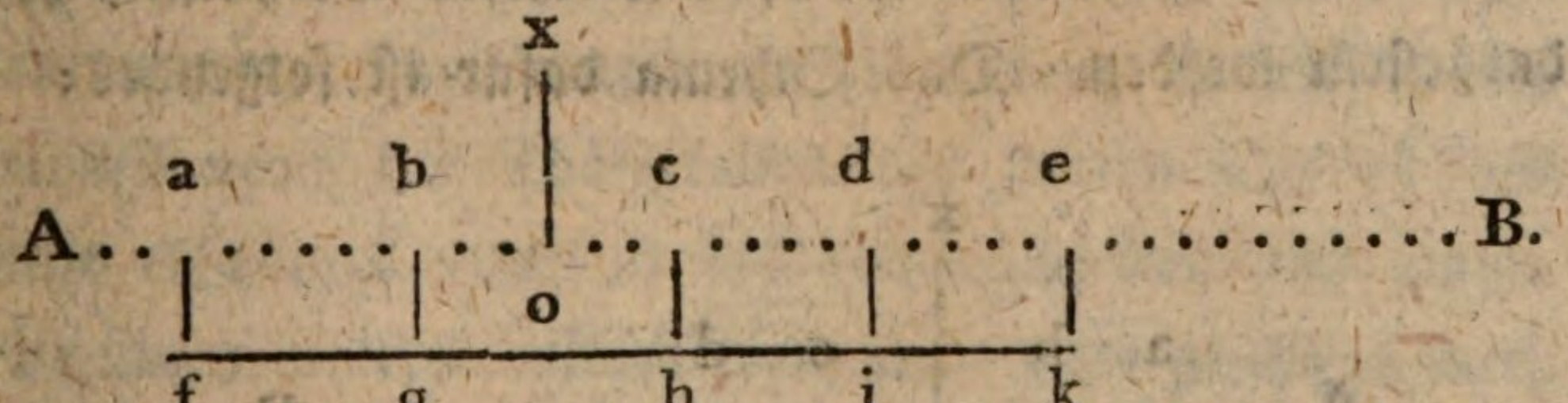
Zeitpunkt b, d, f, in welchem die Handlung endet, und in dem die Sprache einen Zeitraum annimmt, welcher mit dem Ende der Handlung und leerer Zeit angefüllt ist. Dieses Verhältniß einer Handlung zu sich selbst, abstrahirt von einem vor = und darstellenden Subjekt, ist es, was das Participium darstellt, und nun erst kann man eine eigentliche Erklärung der Participien geben. Sie sind Attributiva, welche eine Handlung ausdrücken, und eben damit eine Zeit; die letztere aber nur, so fern diese eine Handlung wesentlich begleitet, folglich einer Substanz immanent ist. Nach dem vorigen kann es nur drei Arten von Participiis geben, nehmlich der dauernden, der beginnenden und vollendeten Handlung. Jenes erste Participium ist kein anderes, als das Participium Präsentis, ein Nahmen, welcher auf Mißverständnisse führt; es drückt die Zeit innerhalb des Anfangs und des Endes aus, folglich dauernd. Man nennt es sehr unnützer Weise auch das Imperfekti, denn ein solches Participium ist und muß stets dasselbe sein mit dem Präsentis; jener Ausdruck sagt nichts anders, als z. B. zu amans kann ich fum und eram setzen, aber auch ero, folglich wäre es auch Participium Futuri. Das zweite ist das Participium Perfekti, welches auch Plusquamperfekti heißt, und drückt die geendigte Handlung aus z. B. Hortatus. Der Nahme Plusquamperfekti schreibt sich nur daher, weil man es auch zur Bildung dieses Temporis braucht. Das dritte ist das Participium Futuri, und drückt die beginnende Handlung aus. Diese drei Participia, als die nothwendigen Zeitverhältnisse einer Handlung, abgesehen vom darstellenden und vorstellenden Subjekt, sollte eine jede Sprache haben; allein manche hat

mehr, manche weniger, und diese Erscheinung hat folgenden Grund: Erstlich ist das Verhältniß der Handlung zum darstellenden Subjekt ein wesentliches, und daher kann das Verhältniß der Handlung zu sich, und derselben zum darstellenden Subjekt in einer Form dargestellt werden, und die Zerlegung derselben also unnöthig scheinen; in diesem Falle haben die Sprachen weniger Participia, als jene drei; so hat die lateinische Sprache keines im Präfekto Aktivi, sondern nur die personelle Form, in welcher jenes wesentlich enthalten ist. Zweitens aber hat die griechische Sprache desto mehr; denn zuerst ist da ein Particip des Aoristś, allein dies ist leicht zu erklären: nehmlich der Aorist ist, wie wir späterhin sehen werden, die Bestimmung einer Handlung in irgend einem Zeitpunkte, und alle Participia sind zugleich aoristisch, wenn die Sprache keine besondere Form hat. Ein Participium Aoristi drückt also nichts anders aus, als die Ausdehnung einer Handlung in der Zeit überhaupt, ohne Hinsicht auf Dauer, Anfang und Vollendung. Schwieriger ist das Participium Futuri tertii im Griechischen; allein dies Tempus ist ein relativum, welches ein anderes voraussezt, und in Hinsicht auf dieses kann es vergangen vorgestellt werden, eben so gut, als in Hinsicht des darstellenden Subjekts. Die sehr leichte Verwechselung beider Ideen, kann dieses Particip entschuldigen, und die Möglichkeit, beides auf eins zurückzuführen, es rechtfertigen. Wir gehen weiter, suchen aber vorher noch die Erklärung einiger Erscheinungen auf. Zuerst: das lateinische Passiv hat kein Particip Präsentis, und das Aktiv keines des Perfekti; wenn eine Sprache auch beide Formen entbehren könnte, warum fehlen gerade diese? Zwei-

tens: die neuern Sprachen haben gemeiniglich nur das Participium Präsentis im Aktiv und Perfekti im Passiv, demnach scheinen diese, das Participium Präsentis im Aktivo das wesentlichste, und des Perfekti im Passiv das unentbehrlichste zu sein. Es sei fern, uns hier auf individuelle Darstellungsform oder gemeinschaftliche Abstammung zu berufen. Wo mehrere Sprachen dieselbe Erscheinung haben, da ist wahrscheinlich ein philosophischer Grund, oder ein sinnlicher Irrthum; diesen aufzudecken, jenen zu erforschen, ist die Pflicht des Sprachforschers. Hier kann dies ziemlich leicht geschehen. Das Aktiv stellt die handelnde Substanz als Hauptsubstanz dar, das Passiv die leidende, also ist das Handeln, in der Dauer dargestellt, mit dem Aktivo weit näher verwandt. Wenn man sich einmahl eine handelnde Substanz denken soll: so wird man sie sich doch auch gern so handelnd als möglich denken; und dies geschieht, wenn man sie sich im Handeln begriffen vorstellt, weit mehr, als wenn man nur die Möglichkeit des Handelns dargestellt findet und erschließen muß. Pater hortatus ist minder lebhaft, als pater hortans; denn hortans ist ein früheres, hortatus ein späteres. Dagegen ist der Begriff einer vollendeten Handlung für ein leidendes Subjekt, bei weitem der wesentlichere, und daher mit dem Passivo weit näher vereinigt. Wenn nehmlich die Hauptsubstanz leidend ist: so ist der Zeitpunkt, wo das Leiden geendigt, und also die Substanz die volle Würkung erfahren, die interessanteste; denn wenn auf eine Substanz gewürkt wird: so soll ja etwas in ihr verändert werden, und wohlgemerkt, gemeiniglich erfolgt dies erst nach vollendeter Würkung. Dies scheint mir der Grund zu sein, warum jene Participial-

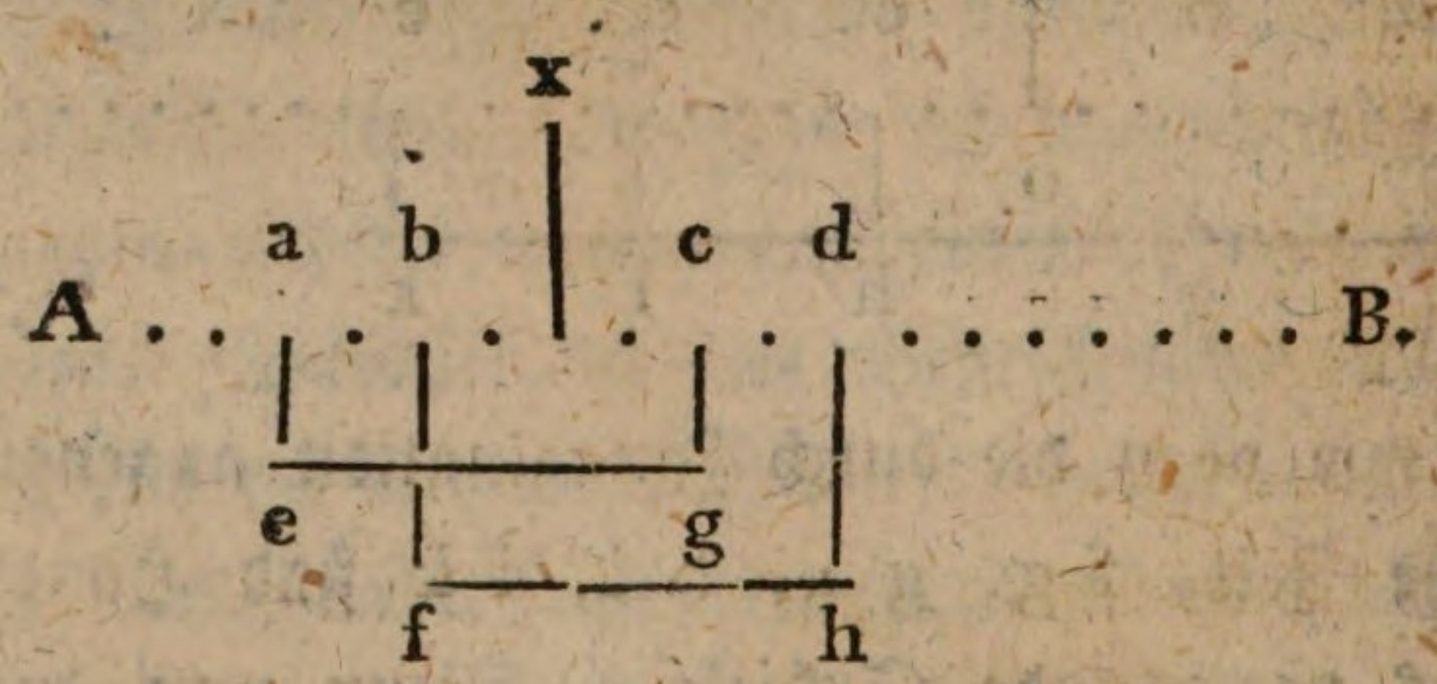
Darstellung den neuern Nationen und den Lateinern wesentlicher erschienen ist, und warum sie mit Verschmähung anderer Participien diese beiden vorzüglich herausgehoben und dargestellt haben.

Zum Schlusse noch eine Anmerkung, welche eigentlich weiter oben hingehört, die wir aber, weil sie erst hier verstanden werden kann, und oben die Darstellung unterbrochen hätte, hier beibringen. Wir werden also die Zeit nur durch die Bewegung gewahr, diese aber ist immer; denn das darstellende Subjekt fühlt sich wenigstens thätig, folglich wird auch die Zeit, indem sie immerfort gemessen wird, immerfort empfunden; und demnach ist der Begriff einer leeren Zeit nichtig und null, jene unendliche Zeit ist nur ein Verstandesprodukt. Demnach nimmt eine Handlung die andere und so fort auf, so daß also sinnlich folgendes Schema entstehen würde:



A B ist wie oben die durch Imagination angenommene, unendliche Zeit, f g, g h, h i, i k sind Handlungen, x ist das vorstellende Subjekt. Wenn nun dargestellt wird, daß die Handlung g h im Zeitpunkte c endet, und also h i beginnt: so gehört nothwendig der Zeitpunkt c eben so gut zur Handlung g h, als zur Handlung h i, und in so fern erhält er eine Ausdehnung, um dargestellt werden zu können, er wird ein Zeitraum; so fern aber auf die Handlung h i noch nicht reflektirt wird, er-

scheint er leer, aber nur zum Theil; der andere ist erfüllt, so fern die Handlung g h daselbst endigt. Nun ist aber für x nur der Punkt o gegenwärtig, folglich muß gemeiniglich die Bezeichnung der vollendeten Handlung, weil unmittelbar eine andere sie aufnimmt, vergangen, und die Darstellung der beginnenden, in diesem Falle die Bezeichnung des Zeitpunktes d, als künftig erscheinen, denn das darstellende Subjekt stellt sich dann auf den Punkt b oder c, aber nur imaginativ und augenblicklich. Man muß sich aber ja frühzeitig von der falschen Vorstellung entfernen, weil es sonst ganz unmöglich wird sich von den Temporibus einen richtigen Begriff zu machen. Denn diese Zukunft und Vergangenheit ist nur scheinbar, imaginativ und augenblicklich. Endlich führen wir zum Verständnisse des folgenden noch den Fall als möglich an, daß eine Handlung innerhalb der Gränzen einer andern beginnen kann, und dieses Verhältniß soll dargestellt werden. Das Schema dafür ist folgendes:



Wir kommen nun zu der historischen Bildung des Attributivs. Es war diese Wortart, weil sie die Empfindung ausdrückt, die ursprünglichste; und selbst das Substantiv ist von ihr abgeleitet und durch sie entstanden. Die ersten und frühesten Attributiva waren natürlich Bezeichnung der sinnlichen Empfindung; empfunden aber

wird nur durch ein äußerlich gedachtes und in das Innere zurückstrebendes, und diese Energie des äußern nach innen, welche auch ein Adjektiv haben kann, führt unmittelbar auf die Idee des Verbums. Unter den sinnlichen Empfindungen, welche zur Darstellung umgeschaffen wurden, nimmt, nach der obigen Einleitung, das tönende den ersten Rang ein. Das tönende, als die Aufmerksamkeit eines Menschen gewaltsam richtend und lenkend, hat auch in sich schon eine große Aehnlichkeit mit der Würkung einer Handlung, und zugleich ist es möglich, durch bloße Nachahmung darzustellen. Die nächsten Attributiva waren dann das zufällig tönende, dann das sich bewegende sichtbare, dann das sichtbare überhaupt, und so wurden, nach oben auseinander gesetzten Regeln, die Empfindungen anderer Sinne, des innern Sinnes, und endlich das unsinnliche durch Metaphern dargestellt. In dieser Reihe finden sich nun schon Aufforderungen genug, Participia zu bilden; so müssen die Darstellungen der Thätigkeiten des innern Sinnes als solche erscheinen, weil sie als Handlung von uns wahrgenommen werden. Noch weit mehr aber geschieht dies, wenn der Mensch in der außer ihm stehenden Natur umherblickt, und die Substanzen in Beziehung auf einander betrachtet. Das erste, was er hier gewahrt, ist Bewegung, die ihm Handlung wird, und welche von einer Substanz ausgeht. Dieses Ausgehen ist ihm nun das erste merkwürdigste und daher auch darstellungswürdige. Die Bemerkung, daß diese Bewegung auf eine andere Substanz einfließe, wird nur durch die wiederholte Erfahrung, daß auf a, b oft, sehr oft, beständig folge, zur Gewißheit erhoben; und daher sind die Participia intran-

stiva gewiß die frühern. Erst später, wenn die Erfahrung den Einfluß einer würkenden Substanz auf eine andere bestätigt hat, entstehen die Participia transitiva, und aus ihnen bilden sich die Reciproken, welches transitiva in einem einzelnen Falle sind. Diese transitiven Participia aber sind nur erst Aktiva, denn die würkende Substanz muß der Mensch, seiner Natur nach, früher ins Auge fassen und darstellen; allein wenn die Würkung auf die leidende Substanz, entweder allein sichtbar, oder so auffallend war, daß sie die würkende Substanz verdunkelte, dann fieng die Betrachtung des erfahrungslosen Menschen von jener an, und so entstanden passive Participia. Nun aber muß man ja merken, daß die Participia in diesen frühern Zeiten der Sprachbildung nicht als solche, sondern in einer andern Form eingeschlossen erscheinen. Denn durch die Empfindung und Würkung auf uns, werden wir erst die Dinge außer uns gewahr, erkennen wir erst ihr Sein, und daher wird die letztere Beziehung mit der Darstellung der Handlung zugleich dargestellt, mit einem Worte: die Participia erscheinen als Verba. Die Absonderung des Seins geschieht erst, wenn man etwas in der Substanz ruhendes darstellen will, bei einem Satze demnach, wo das Prädikat ein Adjektiv ist; aber eben diese Form bahnt wieder den Weg zur Absonderung des Particips. Wenn aber schon die Participia, auf die hier beschriebene Art, formaliter nicht entstehen: so entstehen sie doch realiter so. Die intransitiven Verba, folglich Participia, sind die frühesten, und die Passiva die spätesten. Wir sprachen aber auch von der Zeit, als der wesentlichsten Begleiterin aller Handlung; und auch diese läßt

sich historisch ansehen, und die Bildung derselben auf diese Art verfolgen. Der Mensch findet sich zuerst als empfindendes Wesen, und von der Zeit offenbart sich ihm daher die gegenwärtige zuerst; aber darstellen wird er und kann er diese nicht, eben darum, weil er sie empfindet. Demnach ist die erste dargestellte Zeit eine vergangene, allein die Darstellung selbst geschieht ganz und gar unbestimmt, es ist ein Aoristus der vergangenen Zeit, welcher aber eben, weil in dieser Sprachperiode Genauigkeit weder möglich, noch nöthig ist, auch auf die Gegenwart gezogen wird, welche für den erfahrungslosen Menschen nur eine kürzer vergangene Vergangenheit ist. Die späteste Darstellung der Zeit ist die der künftigen; denn diese entsteht erst durch eine Reihe angestellter Erfahrungen und daher abgeleiteten Vermuthungen, und daher aus der Vergangenheit. Wird indessen die zukünftige Zeit bezeichnet: so geschieht dies ebenfalls durchaus unbestimmt und aoristisch. Diejenige Sprache, welche hierüber historisch die besten Aufschlüsse geben kann, ist unstreitig die an Alterthümlichkeit die Griechische weit übertreffende, Hebräische. Denn diese hat nur zwei Tempora, Präteritum und Futurum, beide haben als Grundbedeutung eine aoristische, ein Präsens findet sich gar nicht, sondern dies wird bald mit dem Participio, bald mit obengedachten Temporibus ausgedrückt. Noch weit später aber bilden sich die Adverbia, als eine Wortart, welche schon das Bedürfniß einer genauen Bestimmung, und die Möglichkeit einer scharfen Beobachtung voraussezt. Sie machen, wie oben schon angeführt ist, die Unendlichkeit der Darstellung der Accidenzen möglich, und sind daher in jeder Rücksicht sehr künstlich gebildet.

Es bleibt nun noch übrig, einige Worte über die Darstellungsformen zu sagen, ehe wir diesen Abschnitt verlassen. Ohne hier die allgemeinen Grundsätze der Formenlehre, welche wir zum Schlusse des Substantivs auseinandergesezt haben, zu wiederholen, machen wir nur darauf aufmerksam, daß das Attributiv mit dem Substantiv einerlei Ursprung habe; das letztere ist durch das erstere entstanden und von demselben abgeleitet, und schon daher läßt sich auch eine Aehnlichkeit beider in der Darstellungsform vermuthen. Diese findet sich auch besonders in der neuern Sprache, und auf eine andere Art in den ältern fast durchgängig; und es fragt sich daher: wie wird es möglich, das Enthaltensein des Attributivs im Substantiv darzustellen, welches das Hauptverhältniß ist, worauf es ankommt? Wir schließen bei der folgenden Antwort noch das Adverbium aus. Eben durch diese Aehnlichkeit, welche Substantiv und Attributiv haben, wird es allein möglich. Denn das, was in einem andern enthalten ist, denke ich mir als seiner Natur nach, mit demselben verwandt, und diese Verwandtschaft kann nicht besser dargestellt werden, als durch eine sinnliche Aehnlichkeit, gegenwärtigen Falls durch eine hörbare Aehnlichkeit. Nun aber hat die Sprache entweder gewisse Formen für die Substantialität und für die Abhängigkeit, oder nicht; im letztern Falle kann das Enthaltensein, weil kein anderes Merkmal da ist, am zweckmäßigsten durch die Stellung des Attributivs hinter das Substantiv angezeigt werden, oder wenn die Sprache einen Artikul hat, auch wohl durch die Stellung zwischen Artikul und Substantiv. Der Grund des ersten ist: so wie das Gefäß eher sein muß, als das, was in demselben

ist: so muß auch der Umriß früher sein, als die Farbe, das Substantiv eher, als das Attributiv. Dieses Eher-sein wird nun sinnlich durch die frühere Nennung des Substantivs, und die spätere des Attributivs angezeigt. Der Grund des zweiten aber ist: der Artikul gehört dem Substantiv ganz wesentlich zu, und macht eigentlich mit ihm eins aus, daher wird der Umriß des Substantivs recht eigentlich dadurch ausgedrückt, wenn beide Worte auseinander gerückt, und wenn nun in den zwischen ihnen liegenden leeren Raum, welcher von ihnen begränzt ist, ein Attributiv aufgenommen wird: so wird dies im eigentlichsten Verstande enthalten, und auf diese Art sehr schön die Natur des Attributivs ausgedrückt. Wenn nun aber eine Sprache Andeutungssylben hat: so gehen diese sehr natürlich auf das Attributiv über; denn wenn in der Darstellung Adjektiv und Participium sich mit dem Substantiv vereinigen wollen, und sich mit demselben als eins darstellen: so müssen sie, nach dem obigen, sich ihm ähnlich machen; dies geschieht nun am natürlichsten eben durch jene Andeutungssylben, und in den Darstellungen der Abhängigkeit; durch Annahme der speciellen Formen, welche dieselbe bezeichnen. Giebt es mehrere Arten von Andeutungssylben: so erhält das Adjektiv sehr natürlich mehrere Klassen; giebt es mehrere Arten, ein und dasselbe Verhältniß der Abhängigkeit zu bezeichnen: so erhält das Adjektiv auch diese; und da es drei Arten der Substantiven giebt, männliche, weibliche und Neutra: so ordnen sich die vollkommensten Adjektiva am liebsten in diese drei Klassen. Demnach erhält das Adjektiv und Particip, zum Behuf der Darstellung seiner Einheit, und des Enthaltenseins mit und in dem Substantivo gewis-

fermaſſen, Geſchlechts = Caſus und Numeros; und diejenigen Arten der Adjektiven, welche eine vollſtändige Bezeichnung für das Geſchlecht haben, alſo dreier Endungen ſind, vollſtändige Caſuszeichen und Numeros, ſind auch darum die gebildetſten. Daß ſie übrigens alles dies eben ſo, wie die Subſtantiven, ſich möglicher Weiſe, und in einem gegebenen Falle würklicher Weiſe hinzufügen, verſteht ſich von ſelbſt.

Beiläufig aber erhellt, wie vollkommen die griechiſche Sprache, in Hinſicht der Darſtellung der Adjektiva ſei. Da ſie einen Artikul hat, und ihre Subſtantiva Andeutungsſylben und Caſuszeichen, welche ſie ihren Attributiven mittheilt: ſo ſtehen ihr alle drei Arten von Andeutung der Einheit des Attributivs mit dem Subſtantiv zu Gebote, und ſie iſt auch darin deutlicher, als irgend eine andere mir bekannte Sprache. Uebrigens iſt es möglich, daß eine Sprache, auch in der Form, das ruhende Attributiv, von dem urſprünglich energiſchen unterſcheidet. Dies thut, zum Beiſpiel, die Griechiſche faſt immer, die Lateiniſche und die Neuern faſt in den meiſten Fällen. Doch nothwendig iſt dieſe Darſtellungs-Weiſe keinesweges, und beiläufig erinnern wir nur, daß durch die Uebertragung der ſubſtantiellen Darſtellungs-Sylben auf das Adjektiv und Particip, die Möglichkeit begründet wird, ſelbſt ein getrenntes Attributiv als enthalten im Subſtantiv nicht nur zu denken, ſondern würklich darzuſtellen. Das Adverbium iſt in den meiſten Fällen eine Ableitung aus dem Attributiv; es giebt nur ſehr wenige urſprüngliche Adverbien, und von ihnen reden wir ſpäterhin. Da ſie einen Nebenbegriff ausdrücken, ein ſubordinirtes Merkmal: ſo wird dieſes ſehr zweck-

mäßig durch die Kürze der Form, in Hinsicht auf das Adjektiv, begründet. Allein es ist eine große, ja die größte Menge der Adverbien aus Attributiven abgeleitet, und also mit diesen von gleicher Länge; in diesem Falle wird gemeiniglich das Wort selbst noch mehr verlängert, und durch eine bestimmte Sylbe die adverbielle Kraft ausgedrückt. Nun ist aber das einzige Verhältniß, in welches ein Adverbium treten kann, das Enthaltensein im Attributiv; dieses wird zugleich durch diese Andeutungssylbe sinnlich ausgedrückt; allein da dies noch nicht genug ist, denn die ursprünglichen Adverbia entbehren eine solche, sie adverbiell charakterisirende Sylbe: so wird dies Verhältniß zum Attributiv auf eine Art, wie wir es schon gewohnt sind, nehmlich durch die Stellung dargestellt, welche demselben gemeiniglich unmittelbar vor dem Attributiv gegeben wird.

Nun gab es aber ein Verhältniß, welches allen Attributiven wesentlich war, das der Comparation; und es fragt sich nun: wie werden die Sprachen dieses bezeichnen? Die Comparation ist Darstellung der Intension eines Attributivs, folglich etwas in demselben enthaltenes, und da für diese Darstellung die Sprache die Adverbien hat: so wäre diese Form die natürlichste. In der That bedient sich auch die Sprache derselben, wenn sie durch eine andere Rücksicht, besonders durch den Wohlklang, bestimmt wird; da indessen die Intension eines Attributivs sehr häufig in Betrachtung kommt, und also ein gewöhnliches Verhältniß darstellt: so hat die Sprache, wie bei den Casibus, besondere Formen für den Comparativ und Superlativ. Nun verfährt die Sprache gänzlich wie bei den Substantiven. Es soll ein

Verhältniß, also etwas späteres ausgedrückt werden, welches jedoch enge mit den Attributiven verbunden ist. Daher wird man zuförderst das Attributiv verlängern; als Nebenbestimmung wird eine kurze Form am zweckmäßigsten erscheinen; so fern die Intension mit dem Attributiv verbunden gedacht werden soll, bezeichnet man sie am liebsten unmittelbar am Worte, und so fern sie ein Verhältniß, ein späteres ausdrückt, am liebsten am Schlusse desselben. Das wesentlichste der Attributiven erster Art aber ist: daß sie in einer Substanz enthalten gedacht werden sollen, dies drücken nun einige Sprachen durch Mittheilung der Andeutungssylben und Casuszeichen aus; dieses Verhältnis ist aber gegen das des Grades, ein unwichtigeres, und daher wird das erstere in der Darstellung den Vorrang behaupten, folglich müßte die Darstellung des Grades, nach obigen Grundsätzen, den Beschluß machen. Allein die Darstellung des Grades ist dem Attributiv als solchem am wesentlichsten, und die Andeutungssylben und Casuszeichen sind die Merkmale und Formen der Vereinigung, und eigentlich doch nur wegen eines andern Wortes, folglich in dieser Hinsicht unwesentlicher, daher müssen diese dem Substantiv so nahe als möglich gerückt werden, wenn es folgt, und wenn es vorhergeht, zur Verständlichkeit so sehr als möglich hervorgehoben, welches durch die Darstellung am Schlusse geschieht, so, daß jene obige Regel darum eine Ausnahme erleidet. Uebrigens soll damit nicht gesagt werden, als wenn die Comparation nicht am Anfange eines Wortes dargestellt werden könnte, die hebräische Sprache giebt Beispiele des Gegentheils; sondern es wird nur von den meisten Fällen und ihren Ursachen gesprochen.

Das

Das Adverbium übrigens, wenn es comparirt wird, kann durch ein Adverbium, oder auch wie das Adjektiv und Particip, durch gewisse, dazu bestimmte Endsylben gesteigert werden. Hier findet sich nun keine Andeutungssylbe, keine Casuszeichen, folglich kann eigentlich die Comparation so geschehen, daß man die dazu bestimmten Sylben des Adjektivs und Particips blos anhängt, und also nur das Casuszeichen wegläßt. Dies ist der Sinn der griechischen Comparation bei dem Adverbio; die Adjektiva haben τερος und τατος; die Adverbia mit Weglassung des Andeutungsbuchstaben und Verlängerung des vorhergehenden Vokals τερω und τατω. Doch gilt dies freilich nur von den ursprünglichen Adverbien; die von Adjektiven und Participien abgeleiteten, behalten als Zeichen ihres Ursprungs das ς, und erhalten nur, das adverbielle zu bezeichnen, eine bloße Verlängerung des vorhergehenden Vokals. Uebrigens aber ist es gar nicht nothwendig, für die Adverbia eine besondere Comparationsform zu bilden, da ihre Natur durch die Stellung vor dem Attributiv dargestellt werden kann; doch ist eine specielle Form dafür viel verständlicher, und daher haben sie die meisten Sprachen.

Nun aber ist nichts übrig, als noch von der Darstellung der Zeit an den Participien zu sprechen. Die zum Grunde aller übrigen liegende Darstellungsform, ist die der Gegenwart, als der ersten Modifikation der Zeit, auf welche der Mensch geleitet ward. Die Participia Präsentis werden daher die kürzesten sein, und so findet es sich in der That; längere Formen werden die Participia Perfekti haben, denn diese drücken diejenige Modifikation der Zeit aus, welche sich zunächst bei dem Men-

schen bildet, und welche er als erkennendes Wesen erhält. Nun ist aber die Vergangenheit einmahl Gegenwart gewesen, und ihre Darstellung ist eigentlich wiederhergestellte Gegenwart. Die Zeit aber denkt man sich als eine Linie, und auf derselben die Handlung schwebend; soll nun die Vergangenheit dargestellt werden: so muß das darstellende Subjekt sich in diese versetzen, sich erinnern, welches bildlich könnte ausgedrückt werden, sie von Anfang sich vor die Augen rücken. Diese imaginative Handlung des darstellenden Subjekts scheint der Grund jener Darstellungsformen in einigen Sprachen zu sein, welche die vergangene Handlung mit einer Vorsylbe andeuten, mit einem Worte: der Ursprung des Augments. Am schönsten und konsequentesten stellt dies die griechische Sprache dar, indem sie das Augment nicht blos aus ε, sondern im Perfekto aus einem Buchstaben des Verbi selbst bildet, und damit die Handlung des Erinnerns einer Handlung, nicht im allgemeinen, sondern auf diese specielle bezogen darstellt, die deutsche dagegen drückt durch die Sylbe ge nur das allgemeine Faktum, und dies noch dazu passivisch aus. Natürlich ist diese Darstellungsform nicht wesentlich, und das obige soll nur die zum Grunde liegende Idee der Nation, welche sie so allgemein eingeführt hat, erläutern. Die Zukunft, welche nichts als eine transponirte Gegenwart ist, zu welcher das darstellende Subjekt, so fern es in der Zeit ist, ohne Anstrengung durch freie Würksamkeit gelangt, wird ohne jenes Augment dargestellt, und sein Particip hat mit dem des Präsentis im Griechischen eine auffallende Aehnlichkeit; im Lateinischen ist dies freilich anders, und das des Futuri ist ein längeres, als das

des Präsentis; allein zuerst ist die Griechische ganz unbestritten die Sprache, welche, in Hinsicht der Participien, den Vorzug verdient, und daher studirt werden muß, und dann scheint es würklich, daß das lateinische Participium Futuri mit dem Supino zusammenhänge, welches bekanntlich eine Bewegung nach vorne in die Zukunft andeutet, und nur, um zum Participio gebildet zu sein, Casuszeichen erhalten hat.

Uebrigens ist oben erinnert, daß das Aktiv Haupt- und Grundform sei, folglich auch die Participia davon. So fern nun das Passiv aus dem Aktivo abgeleitet ist, werden die Passiv-Participia auch längere Formen erhalten, um diese Ableitung darzustellen. Diese Bemerkung bestätigt sich durch die ganze griechische Sprache; denn die Participia des Aorists im Passivo beweisen nichts; sie sind eigentlich ehemalige Participia Aktiva von Verben auf μι abstammend. Auch sind die lateinischen Passiv-Participia länger, als die Aktiva; eben so im Deutschen und Französischen; im Englischen und Italienischen ist nur die Sylbenzahl gleich, doch verdient diese letztere vielleicht als eine, aus der lateinischen sklavisch gebildete, und die erstere, als aus sehr heterogenen gemischte, nicht den Glauben, welchen die übrigen haben. Auch kann die Sache im Lateinischen, Französischen, Englischen und Italienischen nicht so klar sein, weil sich nicht als Particip dieselben Tempora gegenüberstehen, wie im Griechischen. Endlich haben die Participia media als solche, im Griechischen Form und Länge mit denen des Passivs gemein. Da ein Participium medium die würkende Substanz leidend darstellt: so liegt wohl die aktive Form eben so nahe, als die passive, welches man an

gaudeo, audeo etc. bemerken kann; und wenn man also ein Participium Präsentis und Futuri medii neben dem des Aoristus annimmt: so scheint es blos eine Consequenz der Griechen diese Participia durchgängig nach der passiven Form zu bilden.

Wir haben bis jezt die Substanzen in zweierlei Hinsicht betrachtet; zuerst, so fern sie außer uns, als Anschauungen im Raume gedacht werden; und zweitens, so fern sie auf uns würken, so fern wir sie empfinden, und dieser Empfindung als Grund ein Merkmal äußerlich korrespondirend annehmen. Die Darstellungsform für jene ward das Substantiv, und für die Empfindung das Attributiv; allein die Empfindung sezt ein empfindendes Subjekt voraus, welches die Empfindung wahrnimmt, und in Hinsicht auf dieselbe, erscheinen die Substanzen als Grund, und die Empfindung als Folge jener, in einer ganz neuen Beziehung, welche man durch Sein ausdrückt, und dies zunächst auf die Substanzen als Grund der gesammten Empfinduug bezieht. Die eben angegebene ist nun aber auch die eigentlichste und Haupt-Bedeutung; es drückt die höchste, allgemeinste Bedingung der Empfindung aus. Wir wollen dies das reale Sein nennen. Nun soll dies Sein dargestellt werden, das heißt, man soll ein Zeichen finden, für den nothwendigen Zusammenhang zwischen der würkenden Substanz, der bewürkten Empfindung und dem empfindenden Subjekte. Wir machen dies noch etwas deutlicher. Gesezt

ein Subjekt schaut einen grünen Baum an: so erhält es zuerst den Begriff einer außer ihm stehenden Substanz, und zugleich eine Empfindung derselben; aus der Realität der letztern, schließt es auf die Realität des erstern, das heißt: der Baum ist. Hier ist nun das empfindende Subjekt auch zugleich und nothwendig die Intelligenz. Nun aber soll die eben genannte Anschauung dargestellt werden. Die Sprache hat nun, was ursprünglich eins ist, Substanz und Empfindung getrennt, und findet es daher ganz unmöglich, jene Wechselwürkung hervorzubringen, sondern sie muß sich durch einzelne Aufstellung der Formen und eine Vereinigung derselben helfen; zugleich ist jene Uebereinkunft: daß das empfindende Subjekt auch allemal als das erkennende erscheint, nicht. Aus diesem Grunde muß nun zuförderst das Sein in der Darstellung ganz einzeln angegeben werden; zweitens muß es die Kraft haben, die Trennung, welche die Sprache hat machen müssen, durch eine Vereinigung des Substantivs mit dem Attributiv wieder aufzuheben, und endlich muß es das Verhältniß zur Intelligenz, das ist, zum darstellenden Subjekte bestimmen. Alles Sein in der Darstellung ist demnach dem realen durchaus entgegengesezt, es ist ein ideales; denn zuerst sezt die Darstellung beständig eine Vorstellung voraus; die Vorstellung aber ist etwas, aus der Anschauung entsprungenes und abgeleitetes, nur etwas im Verstande existirendes. Zweitens aber ist auch die Welt der Darstellung durchaus größer an Umfang; denn der Verstand, indem er urtheilend und schließend sich selbstthätig zeigt, schafft sich eine Verstandeswelt, der eine ideale Existenz recht eigentlich zukommt. Aber auch die Darstellung des rea-

len Seins muß durch die Darstellung des idealen möglich sein.

Dies alles nun zu erreichen, verfährt jede Sprache so: Sie schafft, um das reale Sein der Substanzen auszudrücken, ein besonderes Wort für die Darstellung, nehmlich das Sein; will sie nun das reale Sein damit ausdrücken, welches wahrgenommen wird durch die bloße Anschauung einer Substanz, als auf welche die Empfindung nothwendig und von selbst folgt: so stellt sie blos die Substanz hin, und fügt ihr jenen Moment des Seins hinzu, wodurch dann das Verhältniß zum darstellenden Subjekt ebenfalls dargestellt wird, z. B. der Baum ist. Dies Ist ist eigentlich darstellend; allein das darstellende Subjekt will eigentlich ein reales Sein damit ausdrücken. Bei weitem der häufigste Fall aber ist es, daß neben der Substanz, auch die durch sie erregte Empfindung dargestellt werden soll; dann wird zuförderst beiden, durch das Sein eine ideale Existenz beigelegt, und sie dadurch wie in der Würklichkeit vereinigt. Das Produkt davon heißt ein kategorischer Satz; nun sollte, um das Verhältniß desselben zum darstellenden Subjekt darzustellen, ein zweites Sein oder eine andere Darstellungsform gewählt werden; allein dies geschieht in den meisten Sprachen nicht, sondern diese Momente werden mit an jenem Sein ausgedrückt, mit andern Worten: in sehr vielen Sprachen wird die Modalität eines kategorischen Satzes an der Copula selbst bezeichnet.

So fern nun das darstellende, ideale Sein die copulative Kraft hat: so heißt es, in Beziehung auf die wesentlichen Theile eines Satzes, Copula, und davon unten; so es aber das Verhältniß einer Substanz, oder

auch eines Satzes zum Erkenntnißvermögen im gegebenen Falle des darstellenden Subjekts ausdrückt, sagt man, daß es die Modalität darstelle. Demnach drückt das Sein der Darstellung, die höchste Bedingung der Erkennbarkeit, wie jenes reale der Empfindung aus; denn wie sich die Substanz zur Sinnlichkeit, so verhält sich die Vorstellung zum Erkenntnißvermögen, und demnach ist das ideale Sein, der Schein des realen, von dem es auch abgezogen ist. Durch diesen Umstand aber, und daß das dargestellte Sein überhaupt ein ideales ist, und daß wir uns desselben Zeichens für die Darstellung der Existenz der Sinnenwelt und der Welt des Verstandes bedienen, und zwar mit Recht, weil beide ideal sind, werden wir zu glauben verleitet, daß aller unserer Darstellung eine gleiche Realität zukomme; allein wir geben dem Sein der Darstellung nur den Schein der Realität, dies heißt mit andern Worten: der Mensch verfähet mit der Darstellung wie mit einer Anschauung. Er sezt eine Substanz im Raume, das Substantiv; eine Empfindung in der Zeit, das Attributiv; beide vereinigt er absolut, und stellt sie in ein gewisses Verhältniß zu einen erkennenden Subjekte, und dies bezeichnet er durch sein. Dies eben Gesagte ist nun aber auch die Tendenz des zweiten Buchs und sein Resultat; das dritte fügt nur eine nähere Bestimmung über die Form hinzu. Die Sprache ist demnach würklich eine Copie der Welt, nur in der Form des Verstandes, und eben dadurch kann von einer auf die andere geschlossen oder gedeutet werden.

Indem nun aber das Sein der Darstellung ein Schein des realen ist, wird auch die Möglichkeit gege-

ben, es mit dem realen würklich zu vertauschen, der idealen Substanz demnach eine reale Existenz beizulegen, sie für eine Anschauung zu halten, und sich demnach zu täuschen. Diese Möglichkeit bringt nun die Poesie zur Würklichkeit, und daher ist sie in ihrer Form an der Sprachlehre abzuleiten. Aber zweitens ist es doch auch möglich, diese Täuschung zu vermeiden, und die reale Existenz und nur diese durch das ideale Sein aufzufassen und darzustellen; diese Möglichkeit bringt die Philosophie zur Würklichkeit, und da nun beides, Poesie und Philosophie, als Darstellungen nur erst durch die Sprache möglich, und folglich ihrer Form nach aus der Sprachlehre müssen abgeleitet werden: so könnte man sie die reinen Anwendungen der Sprache nennen, und als solche wollen wir sie auch künftig behandeln.

Ueber das ideale Sein, der Darstellung, dem Scheine und abgespiegelten Sein der Realität soll demnach gesprochen werden, und da ist nun klar, daß, weil folgendes Verhältniß richtig ist: die Substanz verhält sich zum Erkenntnißvermögen, wie sich verhält die dargestellte Substanz (das heißt aber hier die Empfindung als inhärent betrachtet) zum darstellenden Subjekt, daß von eben so vielen Modifikationen des idealen Seins die Rede sein muß, als bei dem realen möglich sind; und daß sich folglich die Categorie der Modalität ganz auf die Darstellung werde anwenden lassen. Das Verhältniß einer realen Substanz zu dem Erkenntnißvermögen drückt die Modalität aus; und da nun das Verhältniß einer dargestellten Substanz zum darstellenden Subjekt durch die Modos ausgedrückt wird: so sind diese für die den Momenten der Modalität entsprechende Darstel-

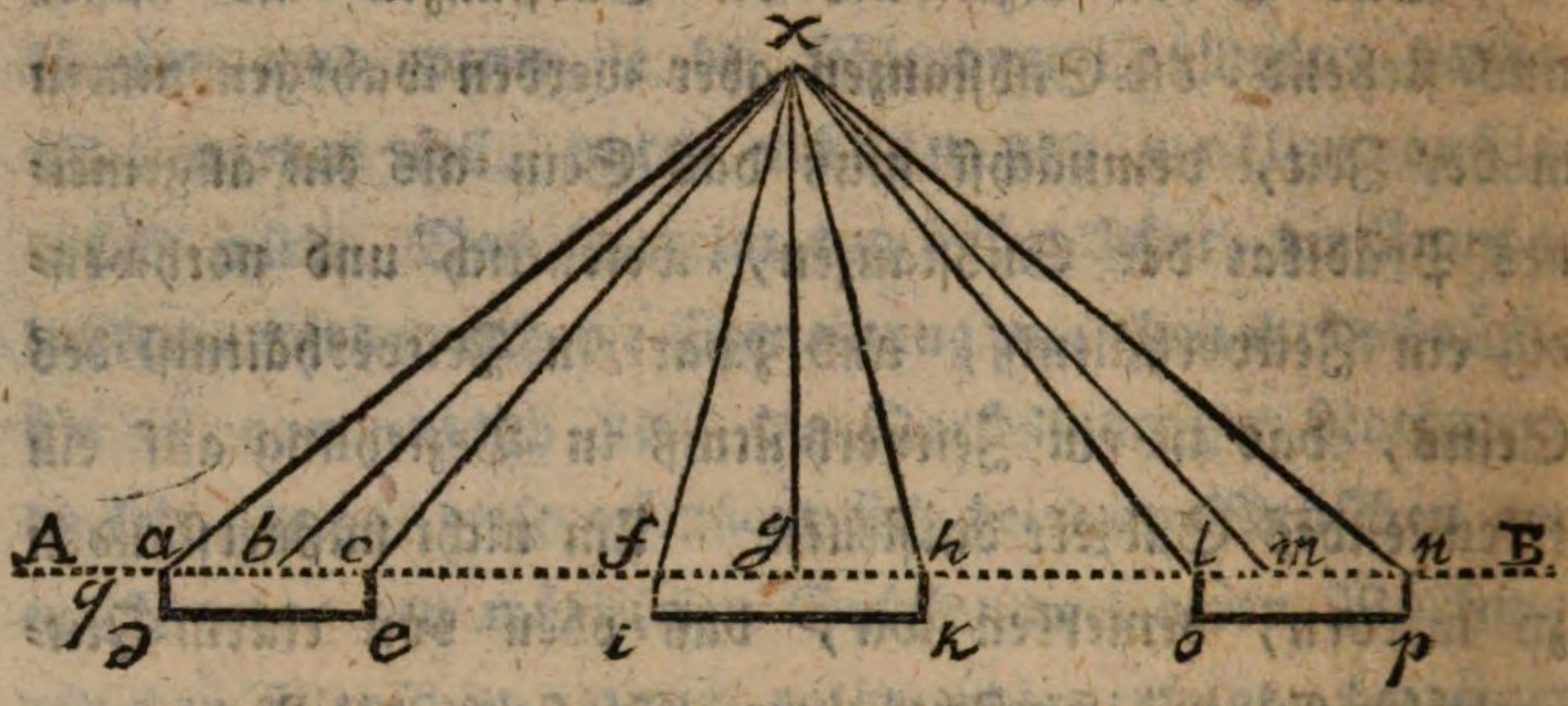
lungsformen zu halten, und der Modus ist demnach das erste und vornehmste Verhältniß. Nun hat aber die Categorie der Modalität drei Momente, denen also, ob in einzelnen Formen ist gleichgültig, drei Modi korrespondiren müssen. Der erste Moment ist der des Daseins und der Würklichkeit, und in der Darstellung entspricht ihm der Indikativ, und dieser Modus drückt demnach aus, daß eine Substanz als Anschauung solle gedacht werden. Der Zeit nach ist der Indikativ am meisten mit dem Präsenti verwandt, denn das Kennzeichen der Realität einer Sache, ist und bleibt die Empfindung. Das Correlat dieses Momentes, welches nichts als die Verneinung enthält, wird in der Sprache auch durch die Anwendung der Negation dargestellt. Die Möglichkeit als den zweiten Moment, stellt die Sprache durch den Conjunktiv dar, und dieser drückt daher aus: daß eine Substanz als Anschauung *könne* gedacht werden; allein mehrere Sprachen bedienen sich der einzelnen Formen hier weit lieber, besonders diejenigen, welche keinen eigentlichen Conjunktiv haben, zum Beispiel die Deutsche. Sie nehmen dann den allgemeinen Ausdruck der Möglichkeit *können*, welchen sie dem Sein, hier blos die Existenz ausdrückend, hinzufügen. Eine Substanz, welche blos möglich gedacht wird, und also noch nicht Objekt einer Anschauung geworden ist, deren Existenz ist nicht erwiesen; sie kann existiren, sie kann es nicht, das heißt, sie ist zufällig; diese beiden Momente faßt, wegen dieser nahen Verwandtschaft, die Sprache in einen Modus zusammen, und der Conjunktiv stellt beides, die Möglichkeit und die Zufälligkeit einer Substanz auf. Allein die Substanz, welche dargestellt wird,

kann ein Begehrungsvermögen haben, oder ihr eins beigelegt werden; die Aeusserungen desselben sind Wünsche und Bestrebungen, und ihre Erfüllung durchaus zufällig. So fern nun Zufälligkeit dargestellt werden soll, gehört der Modus zum Conjunktiv; so fern diese Zufälligkeit eine nähere Bestimmung erhält, kann er eine eigene Form konstituiren, welche den Nahmen Optativ bekömmt; und wenn sie bei fehlendem Conjunktiv dargestellt werden soll, durch mögen und wollen ausgedrückt wird. Das Correlat der Möglichkeit, die Unmöglichkeit, wird durch die Verneinung wie oben ausgedrückt. Es ist nun endlich noch die Darstellung der Nothwendigkeit übrig; diese offenbart sich bei dem Menschen am meisten bei den würklichen Substanzen, deren Würkung auf den Menschen immer nothwendig erfolgt; bei einer bestimmten Substanz ist eine gewisse Empfindung durchaus nothwendig. Dies ist nun der Grund, warum für die Darstellung der Nothwendigkeit gemeiniglich der Indikativ gewählt wird; so werden z. B. alle mathematische Sätze im Indikativ enuntiirt. Wenn aber ja die Nothwendigkeit als Hauptmoment soll dargestellt werden: so giebt es dafür das Wort müssen und sollen, von denen jenes eine Nothwendigkeit mit Aufhebung des freien Willens, dieses eine Richtung desselben als vernünftiges Wesen anzeigt. Nun aber giebt es noch eine einzelne Form für die Nothwendigkeit unter dem Nahmen des Imperativ; dieser ist nichts anders, als eine sehr einseitige, aus der Zeit der rohen Sprachdarstellung übrig gebliebene Form. Es stellt die Würkung des darstellenden Subjekts, auf eine dargestellte Substanz, in dem einzelnen Falle der Unterwürfigkeit vor, und bezieht sich auf

eine Superiorität des darstellenden Subjekts über den Willen der dargestellten Substanz. Diese findet nun bei dem Ermahnen, Befehlen jeder Art statt, und davon hat er seinen Namen. Der Infinitiv übrigens ist kein Modus, wie sich schon aus dem obigen schließen läßt, und unten erwiesen werden wird.

Das Sein bezeichnet die Substanzen als außer uns stehend, die Substanzen aber werden wahrgenommen in der Zeit, demnächst muß das Sein als ein allgemeines Prädikat der Substanzen, wesentlich und nothwendig ein Zeitverhältniß, und zwar ein Zeitverhältniß des Seins, das ist ein Zeitverhältniß in Beziehung auf ein erkennendes Subjekt darstellen. Um nicht mißverstanden zu werden, bemerken wir, daß oben von einem Zeitverhältnisse in Hinsicht einer Substanz die Rede war. Es wurde eine Substanz handelnd dargestellt, und die Beziehung dieser Handlung auf die Zeit erläutert. Sie fing an und endete, und zwischen beiden war eine Reihe Punkte eingeschloßen, welche die Dauer bestimmten. Hier aber ist freilich ebenfalls von einer Zeit die Rede, allein in Beziehung, wie sich eine Substanz mit oder ohne Handlung zu einem Erkenntnißvermögen als einem festen, außer der Zeit liegenden Punkte verhält. Die dargestellte Substanz wird dargestellt in Beziehung auf ein darstellendes Subjekt. Für dies Subjekt nun giebt es allerdings kein anderes Zeitverhältniß für die Handlung als folgendes. Die darzustellende Handlung soll empfunden von dem Subjekte gedacht werden, gegenwärtige Zeit est, eine Handlung ist; oder zweitens vor einer empfundenen Handlung, ging eine darzustellende vorher erat, eine Handlung war, oder auf eine empfun-

dene folgt eine darzustellende erit, eine Handlung wird sein; wenn nun die drei Zeitmomente der Handlung, mit den drei Zeitmomenten auf das darstellende Subjekt bezogen, verbunden werden; so entstehen nothwendig neun Darstellungsformen, deren Kraft die folgende Figur am sinnlichsten darstellen wird.



A B ist die als unendlich angenommene Zeit, x das darstellende Subjekt, q die dargestellte Substanz d e. i k. o p. ein und dieselbe, wohlgemerkt ein und dieselbe Handlung, welche soll dargestellt werden; q bedeute pater, die Handlung hortari, so entstehen folgende mögliche Schemata, deren Uebersetzung wir gleich beifügen:

Praesentia.

x stellt dar q in der Handlung ik als xg - pater hortans est.
— — — — — — — ik — xh - — hortatus est.
— — — — — — — ik — xf - — hortaturus est.

Praeterita.

x stellt dar q in der Handlung de als xb - pater hortans erat.
— — — — — — — de — xc - — hortatus erat.
— — — — — — — de — xa - — hortaturus erat.

Futura.

x stellt dar q in der Handlung op als xm - pater hortans erit.
— — — — — — — op — xn - — hortatus erit.
— — — — — — — op — xl - — hortaturus erit.

Nun kann man natürlich sich auch das Ganze nach den Gesichtspunkten der Handlung ordnen, dann erscheint folgendes Schema:

	Dauernde Handlung.	Vollendete Handlung.	Beginnende Handlung.
Präsens.	ik — xg	ik — — xh	ik — — xf
Vergangenheit.	de — xb	de — — xc	de — — xa
Zukunft.	op — xm	op — — xn	op — — xl

Nun aber fällt sogleich folgender Umstand in die Augen. Oben wo wir die Handlung darstellten nach ihrer Beziehung auf eine dargestellte Substanz, isolirten wir dieselbe von dem darstellenden Subjekt; nun läßt sich die Sache aber auch umkehren, ich kann nehmlich eine Handlung einzig und allein in Hinsicht auf das darstellende Subjekt betrachten, folglich nicht in Rücksicht auf die, wie wir oben sahen, nothwendigen Gränzen einer jeden Handlung, und dann wird natürlich durch die Darstellung der Handlung nichts als ein Punkt in der Zeitreihe bestimmt, von welchem aus gerechnet wird. Diese Art der Darstellung heißt sehr richtig aoristisch oder unbegränzt, und über die Zahl dieser Aoristen, kann nach dem obigen kein Zweifel entstehen, es muß deren so viel geben, als es Modifikationen der Zeit in Rücksicht auf das darstellende Subjekt giebt; also drei, einen für die Gegenwart, einen andern für die Vergangenheit, und einen dritten für die Zukunft. Man vergesse aber ja nicht, daß diese Auseinandersetzung nur zum Behuf des Darstellungsinnes in jedem Tempore geschehe, und daß man diese Einzelnheit sehr selten auseinander gelegt finde. In der Darstellung selbst durchdringt sich alles, sowohl der Form als dem Sinne nach, und nur ein anderes In-

teresse sondert beides von einander. Sehr gleichgültig ist es, ob für diese Aoristen in einer bestimmten Sprache Darstellungsformen sind, oder nicht; ja es ist zum voraus zu erwarten, daß, da der Aoristus der Gegenwart mit dem Präsens der dauernden Handlung Aehnlichkeit hat, er durch dieses, der Aoristus der Vergangenheit durch das sogenannte Imperfekt und Perfekt, und der der Zukunft durch das einfache Futurum ausgedrückt werden könne, ja vielleicht gar, durch mehrere Formen zusammen genommen. Auch ist klar, daß der Aoristus des Präsentis der seltenste sein müsse, weil sich hier die Nothwendigkeit der Absonderung der dauernden Handlung, im Anfang, Mittel und Ende am sinnlichsten offenbart, und daß von den übrigen beiden, der der Vergangenheit am häufigsten erscheinen werde. Denn ein vergangener Zeitraum verschmilzt in der Phantasie am leichtsten zu einem Zeitpunkte, dessen Ausdruck dem Aorist bestimmt ist. Aus diesem Grunde hat die griechische Sprache eine bestimmte Form dafür, und neben derselben die italienische und französische. Der Aorist der Zukunft aber kommt häufiger vor, als der des Präsentis, denn auch hier erscheint der Phantasie ein Zeitraum wie ein Punkt; allein er ist nicht so häufig, wie der der Vergangenheit. Denn der Mensch ist mehr sich erinnerndes als vorausſehendes Wesen, das was er erfährt und erfahren hat, ist ihm wichtiger, als das was ihm bevorsteht.

Als möglichen Gebrauch dieser Aoristen läßt sich denken, die Nothwendigkeit der Darstellung einer absoluten Handlung, z. B. der Mann kam (oder kommt) nach Hause; er zog (zieht) sich aus; setzte (setzt) sich nieder

u. s. w., wo mit einer kleinen Veränderung der Aorist der Zukunft kann gebraucht werden. Allein es giebt einen zweiten und häufigern, durch diejenigen Tempora, welche eine Handlung in Beziehung auf eine andere darstellen, und welche wir relativa nennen wollen. Diese sind das Imperfektum, welches eine dauernde, das Plusquamperfektum, welches eine vollendete, und das zweite Futurum, welches eine beginnende Handlung, alle in der Vergangenheit anzeigt. Nun ist, wie wir oben sahen, nur eine Vergangenheit unter der Bedingung einer Gegenwart möglich, und daher ist nach der obigen Figur, der ganze Zeitraum fh als Gegenwart aoristisch zu bestimmen, in Hinsicht des Zeitraumes ac, welcher hier gedacht wird, als die Handlung de einschließend, die von ik unterschieden ist, nicht dieselbe wie oben. Aber nun ist auch der Zeitraum cf übrig, welcher dem darstellenden Subjekte x als vergangen erscheint, und in welchen eine Handlung gesetzt, und nur von x aus als vergangen bestimmt, den Aorist der Vergangenheit geben, zum Beispiel: er setzte sich als ich aß. Für den Aoristus Futuri endlich ist der Zeitraum von n bis B übrig, von welchem Punkte aus ln vergangen mit seiner Handlung erscheint, z. B. ich werde spatzieren gehen, wenn ich werde geschrieben haben. Das Ganze in eine deutlichere Form gebracht, heißt: die Aoristen, werden vorzüglich bei zusammengesetzten Sätzen gebraucht, um das Zeitverhältniß eines einzelnen darzustellen, so wie die einzelnen Präterita vorzüglich zur Bestimmung der Zeit, in Hinsicht eines gegebenen Punktes, angewandt. Dies aber muß man ja nicht so verstehen, als sollte der absolute Gebrauch der Aoristen aufgehoben, oder als sollte nur ein

Gebrauch der relativen Temporum in Hinsicht auf Aoristen statuirt werden. Beides ist durchaus falsch; so wahr es ist, daß der genannte der Hauptgebrauch ist. Aus dem eben Erklärten läßt sich nun leicht das System der Temporum und ihre Folgen darstellen, welches wir eben darum geflißentlich übergehen.

Allein nun könnte noch Jemand den Einwurf machen, daß ja nach dem obigen Schema von dem Verbo sum nur drei Tempora est, erat, erit erscheinen, und nach der Bedeutung von fuit, fuerat und fuerit fragen, und so in jeder Sprache. Allein nicht ohne Grund haben wir im Anfange dieses Abschnitts so viel über Darstellung des realen und idealen Seins gesprochen; die eben genannten Tempora hat Sein nur sofern es ein reales Sein ausdrücken soll. Die Sache ist diese. Wir nahmen stets im vorigen an, daß die Substanz der Zeit nach, nur bei Gelegenheit einer Handlung bestimmt werden könne, und wir hatten ein Recht dies zu thun, denn es war uns noch gar nichts bekannt, auf welche andere Art dies wohl möglich sein könne; allein bei der Betrachtung von Sein läßt sich dennoch eine Art denken. Die Handlung ist doch immer nur ein Accidens der Substanz; allein diese wie jene kann einen Zeitraum ausfüllen, sein; die durch die ganze Substanz erfüllte Zeit vertritt nun die Stelle der Handlung, und dieses Sein als abgesondertes Prädikat betrachtet, kann nothwendig nach allen zwölf Momenten erwogen werden. Fuit ist demnach est mit einem Participip Präteriti, wie auch das deutsche er ist gewesen, sehr glücklich ausdrückt; und so fuerat und fuerit. Dies ist der Grund, warum zum Beispiel das griechische Verbum εἰμί so mangelhaft ist und sein kann. Es hat weder Perfekt

fekt noch Plusquamperfekt, aber dennoch vermißt der Grieche durchaus nichts, sondern er entlehnt nöthigenfalls von γιγνομαι den Aoriſt und andere Tempora. Uebrigens weiß ich wohl, daß man auch hortatus fuit u. ſ. w. ſagt; allein hier verſchmilzt die Vollendung in fuit mit der von hortatus, und bildet einen Sinn; im Deutſchen, wo die Beſtimmungen einzeln auseinander gelegt dargeſtellt werden, iſt dieſe Form eben darum ganz unmöglich; ich kann nicht ſagen, er iſt ausgegangen geweſen, ſondern er iſt oder war ausgegangen.

Da das Sein in ſo genauer Beziehung auf die Subſtanz ſteht, ſo fragt ſich: ob es nicht durch die Subſtanz in irgend etwas beſtimmt werde, und von derſelben dependent ſei. Dieſe Dependenz iſt nun nur in zweierlei Rückſichten möglich; zuerſt, einer jeden Subſtanz kommt das Prädikat des Seins zu; ſie iſt, wenn alſo mehrere derſelben vorhanden, und dieſe Mehrheit durch den Pluralis angedeutet wird; ſo müſſen auch dieſe einzelnen Exiſtenzen, als ein gemeinſchaftliches Sein, angedeutet werden, das iſt: das Verbum ſein muß in ſeinen Temporibus einen Pluralis haben. Da aber zwei viele ſind, ſo wird der Dualis des Subſtantivs, wenn er vorhanden, nicht weſentlich auf das Sein übergehen, und es iſt nur eine Gefälligkeit der Sprache, wenn dieſe Form ſich vorfindet. Eine zweite Möglichkeit der Dependenz findet ſich im Genere des Subſtantivs; dieſe Dependenz findet ſich in der hebräiſchen Sprache würklich, obgleich nicht ganz konſequent durchgeführt; allein es zeigt ſich bei einer geringen Aufmerkſamkeit, daß das Sein, ein der Subſtanz als ſolcher gemeinſchaftliches Prädikat ſei, und daß eine nähere Beſtimmung derſelben

an dem Sein, allerdings zur Verständlichkeit dienen könne, sofern durch die unterscheidende Darstellungsform die Substanz von neuen vor das Auge gerückt wird; allein nothwendig ist dies durchaus nicht, und es ist eine Gefälligkeit und Schönheit poetischer Art, wenn eine Sprache dafür Formen geschaffen hat.

Bis jetzt ist nur von dem Gebrauche des Seins für den Verstand gesprochen. Für ihn ist es die Bedingung der Erkennbarkeit, die Darlegung der Einheit, zwischen dem Enthaltenden und dem Enthaltenen, der Einheit in der Vielheit. Die Modi bestimmen die Art und Weise, wie ein darstellendes Subjekt, sich dies in einander Sein denkt, und die Tempora die Modifikationen desselben. Allein für die Phantasie drückt das Sein überhaupt den Grund aus, auf welchen sie ihre Umrisse und Farben aufträgt, und die Zeiten sind die verschiednen Arten der Gründe, auf welchen die Substanzen erscheinen. Die Modi aber drücken die Gesichtspunkte aus, von welchen aus das Gemählde angesehen werden soll, und so wie durch die relativen Tempora für den Verstand die Möglichkeit begründet war, das Verhältniß mehrerer Einheiten und Vielheiten darzustellen; so ist für die Phantasie dadurch die Möglichkeit gegeben, mehrere successive Gemählde zu entwerfen, und diese in einem beliebigen Verhältnisse auf einander folgen zu lassen, obgleich wir die Form des Verstandes und der Phantasie noch nicht kennen, in welcher dies geschehen muß.

Wir haben bis jetzt immer von dem darstellenden Subjekt, und dem empfangenden im allgemeinen gesprochen und behauptet, daß ersteres, und wir setzen hinzu, auch das letztere außer aller Zeit, das heißt außer der

Zeit, auf welche reflektirt wird, fielen; allein das darstellende und empfangende Subjekt sind doch Substanzen, und diese fallen als solche eben so gut in die Zeit, als die dargestellte Substanz. Nun aber haben wir bis jetzt das darstellende und empfangende Subjekt von der Darstellung ausgeschlossen; sie können aber daran, so wie jede andere Substanz, Theil nehmen. Dies scheint nun Anfangs in der Darstellungsform selbst nichts zu ändern; die Subjekte sind Personen, oder man supponirt es wenigstens, als solche haben sie Namen oder irgend eine andere sie bezeichnende Form, und diese werden dann als dargestellte Substanz aufgenommen und eben so behandelt; z. B. Cäsar ist krank. Allein es zeigt sich gleich, daß hier ein Verhältniß, welches sehr wesentlich ist, dennoch nicht ausgedrückt worden. Jener obige Satz nehmlich muß als Darstellung einen Darsteller haben, und dieser kann Cäsar selbst sein. Wenn dieser Fall nun eintritt, wie soll dieses Verhältniß bezeichnet werden? wie soll ich die Darstellung vom Darsteller unterscheiden? Nicht anders, als so: daß da darstellendes und empfangendes Subjekt nebst der Darstellung wesentliche und unerläßliche Punkte sind, man für diese besondere Zeichen und Formen hat, wodurch man sie darstellt. Nun drückt die Sprache das darstellende Subjekt, so fern es Darstellung wird durch Ich, das empfangende in derselben Bedingung durch Du aus; die oben genannte Form aber wird dadurch blos eine Verneinung jener beiden andern. Dies letztere bedarf einer Erläuterung. Wenn ich sage: Cäsar ist krank; so wird damit gleichsam stillschweigend behauptet, weder ich noch du sind Cäsar, sondern Cäsar ist er; ich und du

sind ausgeschlossen, und somit erhält die ursprüngliche Darstellungsform, neben sich eine ausschließende Bedeutung zweier Verhältnisse; es wird supponirt: daß bei der dritten Person die dargestellte Substanz weder darstellendes noch empfangendes Subjekt sei, sondern durchaus und lediglich unabhängig. Nun aber muß auch die Darstellung selbst als der dritte wesentliche Moment ebenfalls angedeutet werden, und dies geschieht durch Er, Sie, Es. So wie es aber mehrere Substanzen gab, welche der Darstellung fähig seyn konnten; so kann es auch mehrere darstellende Subjekte und empfangende, und endlich mehrere dargestellte Substanzen im allgemeinen geben, dies heißt: Ich, Du, Er, Sie, Es; müssen die Natur der Substanzen deren Repräsentanten in Rücksicht der Darstellung sie sind, auch in Hinsicht des Numerus annehmen, durch Darstellungsformen: Wir, Ihr, Sie, oder diesen Begriffen entsprechende. Nach dem obigen giebt es nun sechs, und wenn die Substantiven einen Dualis haben, welchen wir als unwesentlich übergehen, noch mehrere Darstellungsformen.

Zuerst: Darstellung der Unabhängigkeit des darstellenden und empfangenden Subjekts von der Darstellung selbst.

1) Im Singulari: Er, sie, es — ist.
2) Im Plurali: — Sie — — sind.

Zweitens: Darstellung des darstellenden Subjekts als dargestellte Substanz.

1) Im Singulari: Ich — bin.
2) Im Plurali: Wir — sind.

Endlich: Darstellung des empfangenden Subjekts als dargestellte Substanz.

1) Im Singulari: Du — bist.
2) Im Plurali: Ihr — seid.

Es ist nunmehr klar, daß mit diesen sechs, oder eigentlich drei Momenten, alle Beziehungen erschöpft sind, und daß sie daher das Sein im eigentlichsten Verstande begränzen. Ferner, daß diese Momente bei einer jeden Darstellung der Zeit, deren Modifikationen oben angegeben sind, vorkommen müssen, und demnach ein jedes Tempus diese sechs Personen, wie man es nennt, haben werde. Hiervon macht indeß der Imperativ seiner Natur nach eine Ausnahme; er drückt ein Befehlen aus, dies setzt ein befehlendes Subjekt, und ein befohlenes voraus, beide würden in der ersten Person eins sein, welches unsinnig ist, daher sie im Singular und Plural mangelt. So fern aber nun das Sein durch die angegebnen Momente begränzt ist, heißt es ein Verbun finitum, und so fern die begränzenden Personen sind, oder als solche gedacht werden, ein Verbum Personale, und demnach ist das Resultat: das Verbum Sein hat mehrere Modos und Tempora, in jedem der letzten wesentlich zwei Numeros, und in jedem derselben wesentlich drei Personen. Noch machen wir darauf aufmerksam, daß die Modifikationen der Personen nicht allein durch die wesentlichen Momente der Darstellung, sondern unmittelbar an Sein bezeichnet werden. Dies giebt die Möglichkeit einer Darstellung, in welcher die Momente derselben nicht ausdrücklich ausgesprochen, sondern durch eine Form am Sein bezeichnet werden.

Das Sein aber war nach dem obigen an einer dargestellten Substanz, mag diese nun das darstellende oder empfangende Subjekt, oder keines von beiden sein.

Wenn wir nun von einer Substanz, die ein reales Sein hat, abstrahiren, so bleibt nichts, als deren nothwendiges Prädikat, das reale Sein. Dieses demnach unbegränzt, ausgedehnt in der Zeit betrachtet, ist der Infinitiv Vielleicht aber erhält das gesagte eine größere Deutlichkeit, wenn wir nicht Sein, sondern eine bestimmte Handlung zum Grunde legen. Das Lieben ist zum Beispiel ein Accidens, und also einer Substanz immanent, von ihr ausgehend als energisches Attributiv einen Zeitraum durchlaufend, und wird mit der aufgehobenen Substanz vernichtet. Allein, nun kann ich zum Behuf der Darstellung, die Substanz, welcher das Lieben inhärirt, aufheben; dann fällt alles weg, was diese Substanz auf das Attributiv für Einfluß hatte; also zunächst das Genus, der Numerus und der Casus, welche als substantielle Verhältnisse auf das Attributiv übergingen; sodann ganz wesentlich die Beziehung auf Substanzen, also alle Andeutungssylben, und alles was das Attributiv zur immanenten Darstellung qualifizirt, und endlich alle Beziehung auf empfangendes, darstellendes und Subjekt der Darstellung überhaupt. Dies alles nun von dem Attributiv abgezogen, Personen, Genus, Numeros, Casus, so ist das, was übrig bleibt, nicht Participium, nicht Verbum finitum, sondern etwas ganz fremdes, es ist ein durch einen Zeitraum ausgedehntes, energisches Attributiv, welches man mit einem Worte Infinitiv nennt. Das Charakteristische dieser Wortart besteht also zuerst darin, daß sie eine Handlung darstellt, folglich auch einen Zeitraum, und also kann ich einen Anfang, Dauer und Ende darin unterscheiden. Allein die Wortart ist nach dem obigen unmöglich, denn

eine Handlung hat zur Stütze eine Substanz, und von dieser ist abstrahirt. Darauf muß man antworten, daß dies richtig, aber hier dennoch zum Behuf der Darstellung geschehen sei. Damit aber die Handlung nun nicht untergehe, wird der Zeitraum, welchen die Handlung einnimmt, fixirt und verkörpert; und da das Dauernde der Sinnlichkeit als Substanz erscheint, so wird eben durch Feßelung der Zeit an eine Handlung derselben Substantialität gegeben, und daher ist das zweite Merkmal des Infinitivs, daß er eine Handlung als Substanz aufstellt, und also ein Substantiv wird. Indem nun aber eine Handlung als Substanz erscheint, muß sie auch dieselben Merkmale erhalten, welche einer Substanz wesentlich sind. Folglich zuerst Zeichen der Abhängigkeit und der Unabhängigkeit Casus. Dies hat in der That keine Schwierigkeiten, denn eine jede Substanz muß bald als abhängig, bald als unabhängig erscheinen können. Allein zweitens auch Numerus. Diese aber kann der Infinitiv als solcher nicht erhalten, und zwar aus folgendem Grunde. Der Infinitiv drückt eine Handlung aus, das heißt eine Reihe Zeitpunkte, nach Anleitung der Einerleiheit der Empfindung zusammen gefaßt. Er ist also seiner innersten Natur nach ein Substantivum, Collektivum und ein Pluralis würde sich gegen den Singularis verhalten, wie Arten gegen eine Gattung. Ferner ist der Infinitiv offenbar ein Substantivum Abstraktum, und eben deswegen kann er nach dem obigen keinen Appelativ-Pluralis erhalten. Endlich muß der Infinitiv als Substanz ein Genus erhalten. Nun ist aber der Infinitiv eine in einer spätern Periode gebildete Wortart, sie ist nur für die Darstellung ge-

schaffen, und hat nur eine imaginative Existenz; endlich findet man die Handlung selbst bald einer männlichen, bald einer weiblichen Substanz immanent, und daher darf es uns nicht wundern, daß der Infinitiv in allen Sprachen als solcher, ein Genus neutrum erhalten hat. Wenn wir nun darauf sehen, welche von den Participial oder andern Verhältnissen übrig sind; so ist es die Ausdehnung in der Zeit, also die Dauer, das Beginnen, das Vollenden einer Handlung, Infinitivus Präsentis, Präteriti und Futuri; zweitens die Beziehung auf ein leidendes Subjekt, und die Möglichkeit jener Umstellung in das Passiv, von welcher bei dem Participio gesprochen wurde, und die daher entstehende doppelte Ansicht, und die Begründung der Passiven Infinitiven. Das Verhältniß der Handlung zu einem Erkenntnißvermögen, oder Modalität, oder Modus aber, welches Verhältniß durch nichts anders als durch Sein ausgedrückt würde, hat kein Infinitiv; der Infinitiv des Aoristis macht keinen Einwurf, so wenig wie das Participium Aoristi, denn alle Infinitiven sind wie alle Participien urspringlich aoristisch. Da aber nun die Griechen eine besondere Form für eine Art des Aoristis haben, so findet sich diese auch im Infinitiv wieder. Da endlich das Sein in der Sprache selbst eine doppelte Bedeutung hat; so muß auch das Verbum ich bin, selbst einen Infinitiv haben, um die Verhältnisse einer durch Substanzen angefüllten Zeit auszudrücken, zu welchem Ende es auch schon das Perfektum u. s. w. erhalten hat. Sein heißt also: seiend sein; gewesen sein heißt: sein seiend gewesen ꝛc. Uebrigens muß der Infinitiv durchaus folgen, wenn eine wesentliche Bedingung der Hand-

lung, oder eine ursprüngliche Handlung vorhergeht, welches oben da gewesen.

Ein jedes Verbum finitum kann daher ein Verbum infinitum werden, indem die Gränzen, und was mit ihnen wesentlich zusammenhängt, aufgehoben werden. Allein in der Aufhebung der Gränzen selbst giebt es noch Stuffen. Es läßt sich nehmlich eine Darstellung denken, in welcher eine dargestellte Substanz zwar erscheint, aber nur so fern sie Substanz ist, das heißt: so fern sie der letzte Grund einer Erscheinung sein kann; so fern wir durch unsere Natur gezwungen sind, eine jede Erscheinung auf eine Substanz zu beziehen. Ja es kann der Fall sein, daß ich diese Substanz zwar näher kenne, allein in der bestimmten Darstellung sie nur als unbekannt charakterisiren will, und nun fragt sich, wie die Darstellung dies zu Stande bringt. Zuerst nicht durch ich und wir, auch nicht durch du und ihr, denn in den beiden ersten Fällen wird die dargestellte Substanz als darstellendes, in den zwei letztern als empfangendes Subjekt charakterisirt, nicht durch irgend den Nahmen einer Substanz, auch nicht durch er und sie; denn in dem ersten Falle schlöße das Substantiv nothwendig noch eine Reihe Merkmale in sich, und im zweiten Falle würde die dargestellte Substanz neben ihrer Substantialität als Person charakterisirt. Es bleibt also nichts übrig, als Es, mit der dritten Person, und da die Zahl der Substanzen nicht bestimmt werden kann, folglich auch nicht, ob es eine oder mehrere, sondern blos, daß eine Substanz als würkend da sei, mit der dritten Person Singularis. Ein solches Verbum, welches nur in der dritten Person Singularis ohne Beziehung auf eine bestimmte Substanz,

sondern nur in Beziehung auf Substanz überhaupt vorkommt, und folglich alle fünf andere Personen gänzlich, und die sechste zu Theil verneint, heißt ein Verbum impersonale. Da nun eine jede Handlung in Rücksicht des würkenden Subjekts in der Darstellung in dem Falle gedacht werden kann, daß dies Subjekt nur als Substanz würke: so muß auch die Sprache diese Möglichkeit in der Darstellung einer jeden Handlung geben, mit andern Worten: ein jedes Verbum, auch das Verbum sein, muß können impersonell gebraucht werden. Nun ist aber die Impersonalität eine bloße Modifikation der Persönlichkeit, also kann sie in allen Temporibus und Modis geschehen, ja selbst in allen Arten der Darstellung, der aktiven sowohl als passiven; endlich bei allen Arten der Participien, transitiven und intransitiven. Allein man merke: dies ist blos eine künstliche Darstellung, die historische Bildung der Impersonalien ist ganz eine andere, und davon unten.

Nun aber vollführt das durch diesen ganzen Abschnitt Aufgezählte die Sprache in der Würklichkeit, nicht in der Einzelnheit, in welcher es dargestellt worden, sondern worauf in der Erklärung des Infinitivs schon hingedeutet wurde; das Verbum sein wird in fast jeder gebildeten Sprache in gewissen Temporibus, mit den energischen Attributiven vereinigt, und dadurch in eine Darstellungsform gebracht. In dieser Vereinigung nun, und Kraft derselben, erhält das Particip seine Modos, Temporа, Personen, Numeros u. s. w. und eine solche einzelne, aus Sein und einem energischen Attributiv zusammengesetzte, nach allen Momenten geordnete Darstellungsform erhält den Nahmen eines Verbi. Daß gerade die

Participia, und warum diese mit sein vereinigt werden, davon ist der Grund schon oben da gewesen; die Participia drücken nehmlich eine Bewegung aus, und bei ihnen wird man also der Zeit eigentlich gewahr; das darstellende Subjekt vereinigt nun die eigene Zeit-Ansicht der Handlung, mit der Zeit, welche die Handlung in sich schließt, am leichtesten, und daher sind die Verba adjektiva so selten, das heißt, Verba, in welchen ein ruhendes Attributiv mit einer Substanz verbunden wird; denn hier ist die Vereinigung zwischen einem Attributiv in Ruhe und dem Sein, welches eine Bewegung in der Zeit ausdrückt, schwieriger. Im Deutschen wüßte ich kein einziges Beispiel; denn grünen ist nicht grün sein, sondern grün werden, grünend sein, und das von Harris angeführte ἰσαζει, albeo, und ähnliche, sind in den meisten Fällen Zweifeln unterworfen, überhaupt aber so selten, daß man sie wohl als einzelne Ausnahmen betrachten kann. So fern übrigens nun ein Particip mit Sein verschmolzen ist, behält dies auch alle Eigenschaften, welche es als solches hat, also Genus und Casus, so fern davon bei dem Particip die Rede sein kann, um nöthigen Falles seine Einheit mit dem Substantiv herzustellen; indessen ist leicht vorauszusehen, daß diese hier als Nebenverhältnisse erscheinen.

Zum Schlusse noch eine kurze Uebersicht dieses Abschnittes, und dann gehen wir zur historischen Bildung des Verbi sein, und der übrigen Verben, und den Darstellungsformen derselben über. Wir wählen zu dieser Uebersicht die griechische Sprache. Das Futurum II. und der Aorist II. nebst dem Medio bleiben als unwesentlich weg.

τυπτειν.

I. Substantielle Darstellung.

	a) activisch.		b) passivisch.
Dauernd.	τυπτειν	—	τυπτεσθαι
Vollend.	τετυφεναι	—	τετυφθαι
Beginn.	τυψειν	—	τυφθησεσθαι
Aorist.	τυψαι	—	τυφθηναι.

II. Attributive Darstellung.

	a) activ.		b) passiv.
Dauernd.	τυπτων	—	τυπτομενος
Vollend.	τετυφως	—	τετυμμενος
Beginn.	τυψων	—	τυφθησομενος
Aorist.	τυψας	—	τυφθεις.

III. Verbindung mit εἰμι.

	a) activ.		b) passiv.
Dauernde Handlung	τυπτω	—	τυπτομαι
	τυπτων		ἐτυπτον — ἐτυπτομην
	τυπτομενος		τυψω — τυφθησομαι.
	εἰμι ἠν ἐσομαι.		

Vollendete Handlung	τετυφα	—	τετυμμαι
	τετυφως		ἐτετυφειν — ἐτετυμμην
	τετυμμενος		τετυφως — τετυμμενος
	εἰμι ἠν ἐσομαι		ἐσομαι — ἐσομαι.

Beginnende Handlung	μελλω τυπτειν	—	τυπτεσθαι
	τυψων		ἐμελλον τυπτειν — τυπτεσθαι
	τυφθησομενος		μελλησω τυπτειν — τυπτεσθαι.
	εἰμι ἠν ἐσομαι		

Aoriſt.	τυπτω	—	τυπτομαι
	ἐτυψα	—	ἐτυφθην
	τυψω	—	τυφθησομαι.

Eine genaue Beſtimmung der einzelnen hier als abweichend auffallenden Erſcheinungen, muß die individuelle Grammatik, hier die Griechiſche, erklären. Dies geſchieht beſonders durch eine hiſtoriſche Analyſis und Erklärung des griechiſchen Verbi, als ein aus mehreren Stämmen erwachſenes Ganze, und gehört hier nicht her.

Jede nun unter der dritten Rubrik vorkommende Form ſteht nun erſtlich in einer dreifachen Beziehung, ſo fern es εἰμι in ſich ſchließt der Modalität nach, oder ein jedes dieſer Temporum hat drei Modos: den Indikativ als Darſtellung der Würklichkeit, den Conjunktiv als Darſtellung der Möglichkeit, zu welchem die griechiſche Sprache noch, obgleich nur als poetiſche Schönheit, den Optativ fügt, und endlich die Darſtellung der Nothwendigkeit, welche theils durch den Indikativ, theils Imperativ, theils durch andere Formen geſchieht.

Eine jede dieſer Formen hat in einem jeden Modo, aus obigen Gründen, drei perſonelle Beziehungen, und eine jede dieſer drei wieder zwei andere, von denen eine ſich auf die Einheit der dargeſtellten Subſtanz, die andere ſich auf die Vielheit derſelben bezieht, im Griechiſchen kommt noch der Dualis als Form für zwei dargeſtellte Subjekte dazu. Die vollſtändige Ausführung begründet die vollſtändige Conjugation des Verbi; hier ſtehe ein aktives und paßives Tempus als Probe. Den Dualis laſſen wir aus.

τυπτω
τυπτομενος ειμι

		1) Würklichkeit Indikativ.		2) Zufälligkeit Conjunktiv.		3) Zufälligkeit in einem besondern Falle. Optativ.		4) Nothwendigkeit in einem einzelnen Falle. Imperativ.	
		act.	pass.	act.	pass.	act.	pass.	act.	pass.
1) Das darstellende Subjekt dargestellt.	*Sing.*	τυπτω	τυπτομαι	τυπτω	τυπτωμαι	τυπτοιμι	τυπτοιμην	—	—
	Plur.	τυπτομεν	τυπτομεθα	τυπτωμεν	τυπτωμεθα	τυπτοιμεν	τυπτοιμεθα	—	—
2) Das empfangende Subjekt dargestellt.	*Sing.*	τυπτεις	τυπτη	τυπτης	τυπτη	τυπτοις	τυπτοιο	τυπτε	τυπτου
	Plur.	τυπτετε	τυπτεσθε	τυπτητε	τυπτησθε	τυπτοιτε	τυπτοισθε	τυπτετε	τυπτεσθε
3) Unabhängigkeit der Darstellung.	*Sing.*	τυπτει	τυπτεται	τυπτη	τυπτηται	τυπτοι	τυπτοιτο	τυπτετω	τυπτεσθω
	Plur.	τυπτουσι	τυπτονται	τυπτωσι	τυπτωνται	τυπτοιεν	τυπτοιντο	τυπτετωσαν.	τυπτεσθωσαν.

Und nach dieser Anleitung kann man das ganze Verbum schematisiren, eine Arbeit, deren Trockenheit und Mühsamkeit durch eine Vergleichung der Formen und der daraus gezogenen Resultate hinreichend belohnt wird. Ohne uns hiebei aufzuhalten, gehen wir zu einer historischen Bildung nicht nur von dem Verbo Sein, sondern auch seiner Zusammensetzung mit den Participien über.

Was die Modos betrifft: so ist wohl kein Zweifel, daß der Indikativ historisch der frühste war; denn der Indikativ bezeichnet die Realität eines Dinges, und diese ist bestimmt, ehe die nothwendige oder zufällige Existenz außer Zweifel gesezt zu werden braucht. Die Darstellung des Seins demnach, ist gewiß das frühste, was die Sprache darstellen mußte. Erst späterhin kommt die Frage in Betrachtung: ob ein Ding seine Existenz blos zufälliger oder möglicher Weise habe, oder ob es nothwendig bestimmt sei. Nun aber erscheint ein Ding schon dadurch als nothwendig, daß es ist, mag es den Grund davon nun in sich oder in einem andern haben, folglich wird die Darstellung der Nothwendigkeit schon mit in dem Indikativ liegen. Am spätesten wird der Modus, welcher Zufälligkeit und Möglichkeit ausdrückt, entstehen; denn das sinnliche Kennzeichen davon ist die Existenz oder Nicht-Existenz eines Dinges. Ein Ding, welches entsteht und vergeht und wieder entsteht, nennt der erfahrungslose Mensch zufällig, weil er es fühlt, daß diese Existenz durch ein anderes bestimmt wird; allein das lange, das unveränderlich dauernde denkt er als nothwendig. Daher bedarf es zur Bildung dieser Begriffe eines langen Zeitraums; sie entstehen ihm erst in der

Beobachtung des Wechsels der Dinge selbst, und daher ist auch die Darstellung davon eine spätere. Deswegen ist die Zeitfolge in Bildung der Moden folgende: Indikativ, in welchem aber dunkel eine Darstellung der Nothwendigkeit liegt, Conjunktiv und Optativ. Der Imperativ, welcher so ein entbehrlicher Modus ist, hat kein Kennzeichen in sich, nach welchem sich die Periode, in welcher er sich gebildet, bestimmen ließe.

Von den Temporibus bildeten sich die Aoristen zuerst. Dem darstellenden Subjekt war das nächste Interesse, die Zeit einer Handlung, ohne nähere Spaltung derselben, zu bestimmen; und eben dies geschieht durch die Darstellung des Aoristo. Nach dem obigen aber ist die vergangene Zeit die erste, welche dargestellt wird; dann folgt die gegenwärtige, und endlich die zukünftige. Daher werden diese auch das sogenannte Präsens, Imperfektum und Futurum I. die ersten und hauptsächlichsten Tempora werden, denn diese sind jene Aoristen in der frühsten Sprachperiode. Allein sehr bald werden, wegen des Gefühls einer genauen Darstellung, jene Tempora, ihrer aoristischen Bedeutung nach, zum Theil wenigstens entbunden, und auf die Darstellung der dauernden Handlung verwandt, und in dieser Sprachperiode fällt die Bildung der Temporum für die vollendete Handlung als ein Gegensatz derer der dauernden Handlung; die letztern sind daher die spätern, woraus sich manches in der Darstellungsform erklären läßt. Neben diesen Temporibus bildet sich aber nun auch der Aoristus der Vergangenheit, wenn die Sprache überhaupt zur Bildung desselben hinneigt. Dieser entsteht demnach aus dem Gefühl einer möglichen Verwechselung der Bedeu-

tung

tung in den ehemaligen aoristischen Temporibus, welche jezt eine neue Hauptbedeutung bekommen haben, indeß ihre ehemalige Bedeutung Nebensache geworden ist. Der Aorist ist demnach ein sehr spätes Tempus, und wird ein abgeleitetes sein, wenn er überhaupt in einer besondern Form existirt, welches durchaus nicht nothwendig ist. Die spätesten Tempora werden die der beginnenden Handlung sein, indem hier der Mangel einer deutlichern Darstellung, erst einem sehr gebildeten Verstande auffällt, und ihre Bezeichnung gehört demnach in eine sehr späte Sprachperiode.

Daß von den Numeris der Singularis eher war, als der Pluralis, ergiebt sich aus der oben angeführten Bildung des Substantivs; von den Personen aber war gewiß die dritte die frühste. Denn die Darstellung geht aus von der Empfindung einer außer uns stehenden Substanz, und so fern der Darsteller oder das empfangende Subjekt dargestellte Substanzen werden sollen, müssen sie anfangs ebenfalls als außer diesen Gränzen fallend, folglich als Substanzen behandelt werden. Jene Verkürzung durch ich und wir, und du und ihr, ist erst das Produkt einer spätern Reflexion; und da jenes ich und du auch nebenbei noch die Wiederholung des Nahmens des Darstellers und des empfangenden Subjekts einschränkt, folglich eine Schönheit rhetorischer Art ist, auch der Beweis eines gewissen Sinnes für Wohlklang ist: so wird demnach der Ursprung der ersten und zweiten Person in einer spätern Periode der Sprachdarstellung zu suchen sein. Allein in eben dieser Periode fängt auch der Mensch an, von sich aus, als dem Mittelpunkt des Universums, zu reflektiren, und folglich wird späterhin die

erste Person in eben dem Grade bei der Darstellung wichtig sein, als die dritte, so daß jenes Ehersein der dritten sich nur auf unkultivirte Sprachen bezieht, und sich bei dem Fortgange der Cultur wiederum verliert.

Sieht man nun auf die Verbaldarstellung selbst, so bedarf es keiner Erinnerung, daß das Verbum Sein als etwas sehr abstraktes, und dem ersten Nachdenken nicht zugängliches, keinesweges in den frühesten Versuchen der Sprachdarstellung, als einzelne Form existirt habe, daß es in dem philosophischen Sinne als Darstellung der begränzten, freien Thätigkeit nicht vorkommen könne, ist wohl an sich klar; allein auch in dem gemeinern Sinne da Sein bloß das Bedürfniß einer Intelligenz anzeigt, etwas Dauerndes außer sich anzunehmen, entwickelt es sich später, und wir werden weiter unten sehen, bei welchen Gelegenheiten. Zuerst aber erscheint es mit einem Attributiv, welches eine Handlung ausdrückt, folglich mit einem Participio verschmolzen, und diese Verschmelzung eines Particips mit dem Sein, drückt man durch das Wort Verbum aus. So fern Sein nicht formaliter mit den Participiis verbunden ist, sondern als abgesonderte Form zur Bildung der Modalität und der Temporum dient, heißt es Hülfsverbum; und so fern es einen der Substanz allgemeinen Charakter ausdrückt, Verbum Substantivum. Früher demnach ist das eigentliche Verbum, welches aber als solches aus einem bloßen unförmlichen Laut besteht, ohne einige charakterisirende Sylben, und daher einen sehr zweideutigen Charakter erhält, welcher bald substantiell, bald attributivisch erscheinen kann. Nur späterhin bildet es sich aus, und entfernt sich von seiner Rohheit, durch die nothwendi-

gen Bezeichnungen unter denen, die der Person die wesentlichsten zu sein scheinen. Dadurch nun wird das Verbum sogleich ein Verbum finitum und personale, und die beiden Gegensätze, welche eben durch diese entstehen, das Verbum infinitum und impersonale, werden erst möglich. Daß demnach der Infinitiv als ein Abstraktum eine sehr späte Form in der Sprache sei, versteht sich von selbst; allein nach der Entstehungsart der Impersonalien läßt sich mit Recht fragen. Es ist oben erinnert, daß die Sprache um die Möglichkeit zu begründen, eine Substanz bloß als eine solche würkend, darzustellen, eine Form haben müsse, welche wir die unpersönliche nannten; nun ist aber klar, daß es in der Anschauung der Natur Fälle geben kann, in welchem stets nur die Würkung erscheint, zu welcher demnach der Mensch ohne Erfahrung, weil er die würkende Ursach nie anschauet, diese blos im allgemeinen unter dem Namen irgend einer Substanz charakterisirt, und dies sind die ächten historischen Impersonalien. Man rechnet dazu, und zwar mit Recht zuerst: die Verba der Witterung. Diese nehmlich sind in allen Sprachen unpersönlich — der Donner, der Blitz, der Regen zeigen sich immer nur als Würkungen, und die Auffindung des Urhebers fällt dem erfahrungslosen Menschen durchaus unmöglich, daher bezeichnete er die würkende Substanz mit Es, welches hier als bloßer Ausdruck der Unmöglichkeit steht, die würkende Substanz persönlich darzustellen. Zu diesen Impersonalien, kommt aber noch eine zweite Art, auf welche oben ist hingedeutet worden. Wir fanden nehmlich bei der Darstellung der innern Thätigkeiten des Menschen, daß diese in Verbalform in der Sprache

würden dargestellt werden, und daß sie eben darum, weil das Objekt derselben nur als Nebensache in Betrachtung kommen kann, und eine Reihe derselben sogar ohne innern Grund erscheint, eine besondere Darstellung von hier aus sich bilde, und diese ist keine andere, als das Intransitiv und das Impersonale. Reue, Grauen, Schaam, und eine Reihe anderer Thätigkeiten in unserm Innern, welche unter dem Namen Leidenschaften gefaßt werden, entstehen freilich auf Veranlassung von etwas äußern; allein da die Empfindung, welche darauf folgt, unserm Wesen so nahe liegt; so wird diese als Hauptsache dargestellt, die Ursache des Affekts aber als Nebensache. Daher nun die intransitive und recipoke Form in der Darstellung. Ferner haben eine Menge dieser Thätigkeiten, eine so unmerkliche Ursach, daß ein ungeübter, erfahrungsloser Mensch, dieselbe gar nicht wahrnimmt, z. B. das Grauen, die Angst, und daher die so häufige impersonale Form, welche aber in der gebildeten Sprache mit der personellen vertauscht werden kann, und vertauscht wird. Z. B. es graut mich, es reut mich; aber auch diese That reut mich, und ich bereue diese That. Nun versteht es sich aber von selbst, daß jene kurz vorher, oben angegebne Quelle der Impersonalien und Intransitiven die Unmöglichkeit der Entdeckung einer sinnlichen Ursach, oder einer leidenden Substanz ebenfalls in ihrer Gültigkeit bleiben, und daß die Sprache eine sehr willkührliche Ansicht von diesen innern Thätigkeiten aufstellen wird, denen oft etwas sehr feines zum Grunde liegt. So sind zum Beispiel die Verba zürnen, wüthen ꝛc., keine Impersonalia, weil die Bedingung der Leidenschaft allemal merklich von außen

kommt, und sich auch durch sehr in die Augen fallende Handlungen äußert; dagegen Reue, Angst, Schmerz, Grauen, theils ohne diese äußern Ursachen entstehen, theils sich nicht so bestimmt äußerlich darstellen.

Allein wenn gleich die Bewegung dasjenige war, was sich der Sinnlichkeit am frühesten aufdrang, und am ersten zur Darstellung veranlaßte, mit einem Worte, waren gleich Verba das früheste, so bemerkte doch der Mensch bald eine Reihe Merkmale in der Substanz, welche dieselbe konstituirten, und in ihr ruheten. Auch diese sollten dargestellt werden, allein sie konnten nicht als in der Zeit existirend, sondern nur der Substanz inhärirend gedacht werden, aber die Substanz wurde in der Zeit gedacht, und wenn man nun beides, Substanz und Merkmal als in einer Zeit schwebend, für ein erkennendes Subjekt darstellte; so folgt diese Inhärenz von selbst, da ein Subjekt in einem Zeitpunkte nur eine Substanz oder ein Merkmal erkennen kann. Dieses Schweben der Substanz und eines Merkmals in einer und derselben Zeit drücket das Verbum Sein aus. Der Baum ist grün, heißt vorläufig, der Baum ist und grün ist, und grün und Baum sind gegenwärtig, folglich eins; folglich ist das eine, dies heißt in der Darstellung das letztere, in dem andern, das heißt in der rohen Darstellung im ersten enthalten. Demnach bildet sich das Verbum Sein ebenfalls sehr früh, und zwar mit den Adjectiven. Indem dies aber geschieht, und also das Sein als einzelne Form entsteht, ist auch die Möglichkeit da, die Handlung auf eine ähnliche Art abzusondern und einzeln darzustellen, und so entsteht demnach das eigentliche Particip, das heißt, auch die Form

desselben. Bei der Sprachkultur erhält nun das Verbum: Sein nach und nach seine nothwendigen Personen, Tempora, Modos und Numeros, denn es ist Anfangs ebenfalls nichts anders als ein einzelner, roher Laut. Ja es erhält diese Merkmale wahrscheinlich noch weit eher als andere Verba, und zwar aus folgender Ursach. Eine bestimmte Handlung charakterisirt sich durch die Darstellung selbst, denn in einer jeden Handlung ist ein Stoff, und die Darstellung spricht nur seine Form aus; allein das Sein ist ein durchaus unsinnliches Verhältniß, und die Personen, Tempora, Numeri und Modi sind eigentlich nur die Verhältnisse an dem Verhältniß. Nun wird aber die Nothwendigkeit einer genauern Bestimmung, sicher nirgend so deutlich empfunden, als bei dem Ausdruck eines so allgemeinen Prädikates, als das Sein ist, welches sich bei dem darstellenden und empfangenden Subjekte und bei allen Substanzen überhaupt offenbart, denn es erscheint in einem jedem ganz anders modificirt, und verliert daher ganz von seiner Wichtigkeit in der Darstellung, wenn es nicht näher bestimmt wird. Daher das Interesse ganz früh entstehen muß, es von allen Richtungen her zu bestimmen, welches um so leichter ist, da die Verhältnisse einer jeden Substanz, sich fast der Reihe nach zeigen, und sich daher leicht vollständig machen und erschöpfen lassen. Ein weit geringeres Interesse aber zeigt sich bei den eigentlichen Verbis; die Bedeutung des Temporis ist aoristisch, eine genauere Bestimmung ist nicht leicht nöthig, und kann durch Gebehrden leicht supplirt; die Person kann durch nothwendige Darstellung bezeichnet werden, und eben dadurch auch der Pluralis; die Bezeichnung der Modo-

rum ist durchaus später. Uebrigens macht das Verbum Sein gewiß alle Stufen der Darstellung durch, wie jedes andere Verbum, nur aus dem angezeigten Grunde rascher und schneller. Daß das Wort Sein ganz roh nur das Dauernde bezeichnet, ist schon oben gesagt worden. Nun aber offenbart sich bald, daß einer jeden Handlung ein Sein zukomme, wie einer Substanz, und daß dies in der Handlung stillschweigend liege. Da nun die Handlung nach allen Verhältnissen des Seins modificirt werden kann, so ist sehr natürlich: daß man das Sein, an welchem diese schon bezeichnet sind, mit der Handlung deren Modifikationen in den Participien aufgestellt sind, verbindet, wovon die periphrastischen Tempora einen augenscheinlichen Beweis liefern. Da nun aber die Darstellung des Seins so früh fällt, da es ein ganz unsinnliches Verhältniß ist, und zugleich ein so wesentliches; so folgt ganz von selbst, daß ein jeder Stamm eines sprachbildenden Volkes dieses bezeichnen, und daß die Bezeichnung bei den verschiedenen Stämmen im höchsten Grade ungleich ausfallen werde.

Nun ist nichts übrig als die Art und Weise aufzusuchen, wie die Sprachen im allgemeinen diese Verhältnisse darstellen, und folglich nach Anleitung des vorigen von den Darstellungsformen zu sprechen. Da der Indikativ der früheste ist, so wird er auch als Grundmodus, nach schon bekannten Grundsätzen gewöhnlich der kürzere sein, und so verhält es sich in der That, wenn nehmlich die Sprache die andern Modos durch einzelne Formen auszudrücken, für gut gefunden hat. Dies ist aber nicht wesentlich nöthig, sondern die Sprache kann für die Möglichkeit das Wort können, für die Nothwendigkeit

müssen gebrauchen; und so die Grundform des Indikativs durch eine regierende Form, welcher der Infinitiv folgt, verlängern. Daß und warum der Indikativ die Nothwendigkeit ausdruckt, ist oben da gewesen. Uebrigens aber könnte Jemand besonders im Griechischen an dieser Verlängerung zweifeln, da εε z. B. in ης übergeht; dieser erinnere sich aber, daß η soviel ist als εε, und daß demnach allerdings der Conjunktiv ein ε hinzufügt, in den übrigen Personen ist dies von selbst klar. Im Lateinischen liegt jedoch der Ausdruck der Zufälligkeit oft nur in der Verwandlung des Vokals; allein es lassen sich von dieser Darstellungsform allerdings Gründe aus der Abstammung angeben, deren wir uns als zu speziel enthalten. Der Optativ ist ebenfalls, wo er existirt, ein verlängerter Indikativ, und es ist vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung, daß er im Griechischen und im Deutschen durch den zweideutigen Schall eines Diphthongen dargestellt wird. Der Imperativ hat gemeiniglich einen zurückgezogenen Accent, und zwar aus denselben Gründen, wie der Vocativ. Seine Form muß, da sie nur in der zweiten Person erscheint, auch gegen die zweite des Indikativs gehalten werden, und gegen diese ist sie eine verkürzte, eben darum, weswegen der Vocativ gegen den Nominativ verkürzt erscheint.

Was die Tempora betrift, so bilden sich zuförderst die der dauernden Handlung, und diese werden demnach auch die kürzern sein, wenn man sie gegen die der vollendeten und beginnenden hält. Dies ist so richtig, daß die neuern Sprachen nicht einmal mehr einzelne Formen für die vollendete Handlung haben; sondern diese mit

Sein und Haben umschreiben. Aber diejenige Sprache, welche auch noch diese einzelne Formen hat, verlängert sie allemahl. Im Griechischen bedarf die Sache wegen des Augments keiner Erläuterung; allein im Lateinischen hüte man sich das durch Contraktion verkürzte Perfekt, oder die euphonische Ausstossung mehrerer Buchstaben zu übersehen, docui ist docivi oder docii; legi ist legivi etc. Allein keine mir bekannte Sprache hat eine einzelne Form für die Tempora der beginnenden Handlung, sondern alle helfen sich mit Umschreibungen, welches also gegen jene Tempora der vollendeten Handlung gehalten, Verlängerungen der Verlängerungen sind. Der Lateiner hat das Participium Futuri mit sum, der Grieche: μελλω als einen Ausdruck der Zukunft, der Deutsche; im Begriff sein; der Franzose: s'en aller pour u. s. w. zum deutlichen Beweise, daß man auf diese Unterscheidung ganz zuletzt gekommen. Allein noch nicht genug, daß die verschiednen Arten der Handlungen eine gewisse Verlängerung gegenseitig erhalten, muß auch an jeder derselben in ihren Zeitmodifikationen dasselbe statt finden, und auch dies findet sich bestätigt. Das Imperfekt ist länger als das Präsens, das Plusquamperfekt länger als das Perfekt, und das Präteritum der beginnenden Handlung länger als deren Präsens: braucht eine Sprache in dem einen der letzten Fälle, oder in beiden, Hülfsverba; so ist die Verlängerung an diesen. Nur die Futura sind hie und da den Präsentibus gleich, weil das Futurum blos das in die Zukunft gerückte Präsens ist, doch ist auch sehr oft das Futurum gegen das Präsens verlängert. Uebrigens finden wir im Griechischen bei allen Präteritis wieder das Augment, dessen Bedeu-

tung wir oben schon gemuthmaßt haben, nur daß es, im Perfekt ausgenommen, nicht durch die Modos bleibt, zum gewissen Beweis, daß nur der Begriff τυπτ in der dauernden, τετυφ in der vollendeten, die Grundideen sind, und daß nur in Hinsicht auf diese ein Conjunctiv, Optativ u. s. w. existiren. Hat nun eine Sprache, welches nicht wesentlich ist, eine Darstellungsform für den Aoriſt der Vergangenheit; so erinnere man sich ja, daß er nicht als Grundform, sondern als spätere im Gegensatz der andern Temporum gebildete Form zu erklären sei. Er erscheint daher gewiß als eine verlängerte Form gegen das Präsens; am deutlichsten sieht man dies, wo der Aoristus der Vergangenheit, mit dem Präsenti zusammenhängt, welches im Italiänischen und Französischen der Fall zu sein scheint. Auf die vortreflichste Art aber drückt die griechische den Charakter des Aoriſts aus, indem sie durch α den Charakter des Perfekts, durch das einfache Augment die Vergangenheit, und durch Ableitung von dem Futuro und Beilegung des Charakters desselben, und folglich durch die Vermischung zweier so heterogener Formen das Unbestimmte dieses Temporis bezeichnet. Der Aoristus sekundus ist nichts anders, als ein Imperfekt in seiner primitiven Bedeutung.

Schon oben bei dem Substantivo sahen wir, daß der Pluralis bei den Substantiven durch Verlängerung des Singularis angedeutet werde; wenn also eine Sprache den Pluralis bei Verbis als solchen bezeichnet, so wird dies auch auf diese Art geschehen, nur muß man um dies zu beurtheilen nicht den Pluralis dem Singularis überhaupt, sondern die einzelne Person im Singulari, der im Plurali entgegenstellen, wie man dies auch

billig bei dem Nomine sollte. Auf die Ausnahme der englischen Sprache wird man sich doch nicht berufen, wie überhaupt gegen eine Sprachanalogie das einzelne kein Gewicht hat, zudem liegt der Grund davon in ihrer Art die Person darzustellen.

Von den Personen sollte die dritte die kürzeste sein, allein wir haben bei der Auseinandersetzung dieses Punktes schon bemerkt, daß dies die roheste Darstellung sei. Der gebildetere Mensch, welcher neben der umgebenden Natur, auch zur Besinnung und dem Bewußtsein seiner selbst gekommen ist, betrachtet auch alles aus diesem Gesichtspunkte, und so wird unvermerkt die vernünftige Welt, und aus derselben wieder das empfindende Subjekt die Hauptsache. Daher die spätere Ordnung der Personen ich, du, er ist, und daher liegt auch gemeiniglich die erste der Darstellungsform zum Grunde. Allein hier entstehen mehrere Fragen. Zuerst: ist es überhaupt nöthig, die Personen zu bezeichnen? Die Antwort ergiebt sich aus dem vorigen; da dies auf zweierlei Art geschehen kann, zuerst durch die allgemeinen Momente der Darstellung, und zweitens durch bestimmte Sylben: so zerfällt die Frage in zwei Theile. Zuerst: muß es für die dritte Person einen allgemeinen Darstellungsmoment geben, diesen aber kann Niemand ausschließen, weil er sonst alle Darstellung aufhöbe; und dieser ist das Substantiv. Zweitens: ist es gewiß, daß die repräsentativen Darstellungsmomente in das Wort selbst können eingezogen werden, wie denn das in der lateinischen und griechischen Sprache fast beständig geschieht; da nun aber im letztern Falle, das ganze personelle Verhältniß keiner Darstellung fähig sein würde, sondern blos errathen wer-

den müßte: so muß demnach dies auf eine andere Art wieder ersezt werden. Das natürlichste scheint nun wie in der hebräischen Sprache zu verfahren, und diese Darstellungsmomente, ihrer wesentlichen Form nach, dem Worte anzuhängen. Dies scheint in der That bei Original-Sprachen häufig der Fall gewesen zu sein; abgeleitete müssen natürlich aus der Grundsprache erklärt werden. Die griechische Sprache scheint mir davon nicht so frei zu sein, als man gewöhnlich glaubt, und ein Theil ihrer Endungen ließe sich vielleicht aus den Pronominibus, wenn man die Dialekte mit zur Hülfe nimmt, erklären. Allein es giebt noch eine andere Art; die Sprache kann sich nehmlich eine personelle Darstellungsform, bei dem Verbo Sein, als dem früheſt bestimmten, schaffen, und von ihr, als auf die übrigen Verba übergegangen, darstellen. Daß die Frage: woher denn nun Sein die Darstellungsform der Personen entlehne? wiederkommt, versteht sich, und daß man sie dann, wenn man sie nicht aus der Anhängung der Personal-Pronominum ableiten kann, als aus einer individuellen, unerklärbaren Form der Nation entstanden, aufstellen muß, ist gewiß. So dürfte das st im Deutschen als die zweite Person charakterisirend, und das t die dritte, an dem Sein schwerlich erklärt werden können, und es bleibt daher nichts übrig, als ganz offenherzig zu erklären, daß man dessen Ursprung nicht wisse. Endlich können beide Formen in einer Sprache zugleich sein, so daß man also die Personen durch Sylben, und auch durch Pronominal-Formen darstellt. Je sorgfältiger eine Sprache in der abgesonderten Pronominalform das personelle Verhältniß darstellt, desto weniger ist es nöthig, durch Syl-

ben die Darstellung zu charakterisiren. Je bestimmtere Sylben eine Sprache zur Personal = Darstellung hat, je erläßlicher ist der Gebrauch der Pronominum. Hierin liegt der Grund der verschiedenen Darstellung dieses Punktes in alten und neuern Sprachen, und die Erklärung der sehr unvollkommnen, personellen Bezeichnung im Englischen, in welcher der Pluralis in seinen Personen durchaus nur eine Bezeichnung hat.

Allein wenn dem so ist: so müßte, scheint es, auch ein jedes Verbum eine Darstellung des Generis der dargestellten Substanz und dessen Casus haben. Was zuerst das Genus anbetrifft: so ist in Sprachen, welche die personelle Darstellung durch Pronomina ausdrücken, dies in der That der Fall; nur liegt das Genus im Pronomine, und erscheint demnach aus Gründen, von denen unten, in der ersten und zweiten Singularis selten, auch in manchen Sprachen nicht in der dritten Pluralis. Derselbe Fall ist es mit der hebräischen Sprache, wo die Darstellung durch Endsylben geschieht, welche von den Pronominibus ganz offenbar entlehnt sind. Hier hat das Verbum das Genus der Substanz, so fern das Pronomen sie darstellt; allein in Sprachen, bei denen dies nicht der Fall ist, verlangt der Darstellende, daß die darzustellende Substanz, dem empfangenden Subjekte im Gedächtniß bleibe, und wenn er Pronominal = Darstellungen braucht: so ist es nur, um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Hieraus entsteht nun eine Annäherung der Sprache an den Verstand, und Entfernung derselben von der Phantasie; ein Uebergewicht jenes, gegen diese. Der Casus aber kann im Verbo selbst nicht dargestellt werden, weil das Verbum

als solches, das heißt, das Sein sich allemal an das Unabhängige, den Nominativ schließt, und durch dessen Verbindung mit einem Participio erst die Unabhängigkeit, folglich die Casus entstehen. Eine Handlung aber, so fern sie inhärent und abhängig ist, wird durch das Participium dargestellt, und dies gehört hier nicht her. Daß übrigens das Impersonale als solches keine besondere Darstellungsform haben dürfe, erhellt aus seiner eigentlichen Bedeutung, da es nichts, als das Personale in einem besondern Falle ist. Der Infinitiv, als Nomen Substantivum Abstraktum aus einer sehr späten Sprachperiode, erhält gemeiniglich eine bestimmte Darstellungsform, als späteres Produkt eine Verlängerung gegen das Präsens; und nun kommt es darauf an: ob die Sprache eine Darstellung der Substantialität in einer gewissen Form, nehmlich durch den Artikul, sich gebildet oder nicht? Im ersten Falle ist der Infinitiv durch Hinzusetzung desselben, und der Andeutung der Abhängigkeit an demselben, hinreichend charakterisirt; im letztern Falle muß die Sprache sich zum Behufe der Darstellung der Abhängigkeit eine besondere Form schaffen, welche im Lateinischen durch das Gerundium ausgedrückt wird. Dies Gerundium aber entlehnen sie von einem Participio, weil an demselben die Casus sehr glücklich auszudrücken sind; und da der Infinitiv ein Neutrum ist: so bedienen sie sich nur der neutralen Form im Singulari. In den lateinischen Supinis wird man übrigens die rohe ste Art der Substantiv = Bildung gewahr, welche nachher durch eine bestimmtere scheint verdrängt zu sein.

Nun ist noch übrig, von der Darstellungsform des Verbi Sein zu reden. Es hat die Kraft des einigens

und bindens, und entsteht sehr früh, und wahrscheinlich noch vor Entstehung einer Nationalsprache, schon mit den Stammsprachen. Daher ist wohl seine Irregularität zu erklären; denn indem man bei dem Zusammentreten in eine Nation die Ueberreste mehrerer Stämme zu einem Einzigen verband, mußte ein sehr buntes Ganze entstehen. Allein woher kam nun die ursprüngliche Form? wie kamen Menschen darauf, nicht etwa das Verhältniß des Seins zu bezeichnen, sondern gerade so zu bezeichnen? Es sind natürlich nur Muthmaßungen, welche man als Antwort anführen kann; allein sie erhalten durch Umstände einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit. Der roheste Begriff der Existenz war wohl der, daß dasjenige, was ißt, auch sei, und daher war ist und ißt; die orthographische Unterscheidung ist natürlich später, ursprünglich einerlei; als Bestätigung läßt sich das essem in beiderlei Bedeutung im Lateinischen, und die Verwandtschaft des ἐδω und ἰω als Stammwort von ἰημι anführen. Ein zweites Merkmal des Seins war sowohl die Ruhe und Dauer, als auch das gerade entgegengesetzte, die Bewegung. Auf Dauer und Ruhe bezieht sich das deutsche, ich war oder was, von dem noch währen für dauern herzuleiten, und im Lateinischen ἰω als Stammwort von ἰζω und ἑζω. Auf Bewegung dagegen bezieht sich im Deutschen die Vorsylbe ge in gewesen, welche mit dem gehen vielleicht zusammenhängt, noch weit mehr aber ἑω und ἐω, der Spiritus entscheidet hier wenig, als Stämme von ἰημι ich gehe, und ἑημι ich schicke. Ferner ist der Einfluß von eo im Lateinischen durchaus zu bemerken, und es est ist vielleicht nur eine andere Form von is it, imus und sumus ist nur durch den

Spiritus asper, welcher oft ſ wird, verſchieden, und eſtis iſt itis, eunt iſt ſunt. Das Reſultat wäre demnach: die Originalſprachen haben die Bezeichnung des Seins von denen Verbis entlehnt, welche ein räumliches Verhältniß als ſitzen oder ſich bewegen, oder dauern, oder eſſen anzeigen, und an dieſem werden, nach obiger Anleitung, die Perſonen, Numeri, Tempora und Modi bezeichnet. Dieſe Bezeichnung macht alle Stuffen der Rohheit durch, und jeder Stamm hat ſeine andere, aus welcher eine allgemeine aus heterogenen Stämmen gemiſcht, bei dem Zuſammentreten einer Nation entſteht, und dieſe allgemeine wird nun natürlich nach und nach vollkommner.

Wir ſuchten oben zu zeigen, daß das Intereſſe einer vollkommnern Ausbildung, vorzüglich bei dem Verbo Sein ſtatt gefunden habe, daß dagegen die andern, mit Darſtellungsſtoff verſehenen Verba, länger in ihrer Rohheit geblieben ſein möchten, und nichts als einen Schall enthalten haben, welcher nach obigen Grundſätzen eine ſehr vage Bedeutung hatte. Kann man ſich nach dem oben Geſagten davon überzeugen, dann ergiebt ſich auch durch eine Vereinigung des Verbi Sein mit den Stämmen, die Conſtruktion des ganzen Verbi. Es verſteht ſich, daß dasjenige vom Verbo, welches mit Sein vereinigt wird, ein Participium iſt, nicht der Form nach, aber wohl in Hinſicht auf die Bedeutung, es iſt der Stamm participialiſch gebraucht. Was dieſer Meinung eine große Kraft giebt, das iſt zuerſt: daß in den neuen Sprachen ſo viele Tempora durch Sein periphraſirt werden, ja daß das ganze Paſſivum durch das Verbum Sein dargeſtellt wird; was demnach dort in einzelnen Tempori-

aus,

bus, und in einer besondern Form der Fall ist, wird es auch bei dem übrigen sein.

Sieht man nun nach diesen Bemerkungen das griechische Verbum an: so finden sich unverkennbare Spuren, daß die Personen = Darstellung von εἰμι zur Personen = Darstellung bei den andern Verbal = Stämmen gebraucht worden, ja sogar daß die Tempora von εἰμι auf die ihnen entgegenstehenden Tempora der eigentlichen Verben gewürkt haben. Nur muß man in diesem Falle εω vollständig conjugiren. Das Augmentum ist nichts anders, als das ε von dem εω von dem: ich gehe herkommt, vor das Verbum gesezt. Im Lateinischen ist derselbe Fall; nur hat ire einen ganz bestimmtern Einfluß, besonders in der ersten und zweiten Conjugation; im Deutschen ist es auch dasselbe, nur ist das Imperfekt von Sein aus einem andern Stamme, und nicht seine Endungen werden, sondern die des regulären Verbi: binnen zur Bezeichnung der Zeit gebraucht. Das Ge in gewesen scheint von gehen entstanden, und dadurch Darstellungsform für passive Participia in der Vollendung geworden zu sein. Die Verfolgung dieser Verbindung des Seins, Gehens u. s. w. in den einzelnen Sprachen, die Zusammenstossung der Vocalen, Consonanten, und deren Zusammenziehung und Verwandlung, und die daher entstehenden, abweichenden Formen darzustellen, bleibt der einzelnen Sprachlehre überlassen.

Zum Schlusse noch, wie die verschiedenen Darstellungen am Verbo geordnet werden. Wir dürfen hier nur von dem Verbo Sein, als demjenigen, von welchem alle übrigen ihre Darstellungsformen erhalten, sprechen. Es soll aber bezeichnet werden: Numerus, Person, Tem-

pus und Modus. Die beiden letztern Momente, als die wesentlichsten Momente, bezeichnen die Sprachen unmittelbar hinter der Wurzel; die Modalität ist demnach, wenn sie bezeichnet wird, als Darstellungsform das wesentlichste. Nächst diesem ist die Zeit sehr wesentlich, uud daher wird sie unmittelbar nach der Wurzel angedeutet, gemeiniglich noch vor der Modalität bezeichnet. Dies ist auch sehr natürlich; denn eine gewisse Darstellung der Zeit gehört ja dem Stamme an, und ist ihm ganz wesentlich. Das Verbum Sein aber, in Composition mit einem Participio spielt doch immer nur als bestimmend eine Nebenrolle. Um nun die Darstellung durch eine zu große Anzahl von Formen nicht zu verdunkeln, deuten nun oft die Sprachen den Numerus und die Person durch ein einziges Merkmal an; so ist z. B. ω das Kennzeichen der ersten Person des Singularis, und nur erst der Pluralis wird durch die Verlängerung des ω in ομεν ausgedrückt, so daß die Bezeichnung des Numerus also dem Sprachbilder als unwesentlicher vorgekommen ist, als die der Personen, und zwar mit Recht, denn den Numerus kann sich das empfangende Subjekt durch das Behalten der Substanz, welche dargestellt wird, leicht selbst bilden, und daran darf es nicht durch Darstellungssylben erinnert werden; allein neben der Substanz auch noch deren Verhältniß zur Darstellung, das heißt, ob sie darstellendes, empfangendes Subjekt, oder keines von beiden sei, zu verwahren, heißt die Darstellung selbst unverständlich machen und erschweren. Endlich ist die Zeit einer Menge Modifikationen fähig; dies ist der Grund, warum ihre Darstellung auch sogar am Anfange des Wortes geschieht, um die Formen am Ende,

dem gewöhnlichen Orte der Darstellung, nicht zu sehr zu häufen.

Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten alle Beziehungen der Substanz erschöpft; wir betrachteten sie zuerst als außer uns stehend, dann im Zusammenhange mit anderen Substanzen, dann auf unsere Empfindungen wirkend, und endlich in Hinsicht auf ein erkennendes Subjekt. Mehrere Beziehungen kann es nicht geben, und wir könnten demnach das Buch hier schließen, wenn wir nicht oben manche Punkte angegeben hätten, deren Betrachtung wir bis hieher versparten. Dahin gehört zuförderst eine genaue Erörterung desjenigen Redetheils, welchen wir unter dem Nahmen allgemeine Darstellungsformen aufgeführt haben, und des mit ihm zusammenhängenden Artikuls. Ferner müssen wir noch von der Präposition und dem Adverbio sprechen, welche wir noch oben unvollendet gelassen; die Betrachtung der Conjunktion aber versparen wir mit Bedacht für das folgende Buch.

Das erste Geschäft wäre demnach, die Nothwendigkeit der Darstellungsformen zu zeigen. Es giebt nehmlich drei Momente, welche bei einer jeden Darstellung wesentlich und unerläßlich sind. Zuerst muß ein Subjekt sein, welches die Darstellung thätiger Weise hervorbringt; sodann ein zweites, welches sie leidend empfängt; und der dritte Moment ist die Darstellung selbst, als das mitten innen liegende Vereinigungs-Mittel beider Subjekte. Diese beiden Subjekte werden in der Darstellung vorausgesezt; sie werden gar nicht bezeichnet oder angedeutet, und das Verbum Sein drückt nur die Möglichkeit aus, daß die Darstellung auf irgend eine Ver-

nunft könne bezogen, daß sie überhaupt könne verstanden werden. Die Subjekte liegen demnach als Subjekte auſser der Zeit, und sie können nur in so fern in Betrachtung kommen, so fern sie darzustellende Substanzen werden. Nun werden zwar freilich beide Subjekte, das darstellende und empfangende, in der Würklichkeit durch Personen, und in der Darstellung durch deren Nahmen dargestellt; allein das hilft nicht für den Fall, welchen wir brauchen. Denn der Nahme drückt ja das doppelte Verhältniß nicht aus, welches dargestellt werden soll, einmahl als darstellendes oder empfangendes Subjekt, und dann dasselbe als darzustellende Substanz. Daher erhellt sofort die Nothwendigkeit einer neuen Wortart, welche die Subjekte der Darstellung als darzustellende Substanzen bezeichnet. Das Wesen dieser Formen ist repräsentativ, und zwar im höchsten Grade, denn sie vertreten die Stelle eines andern Wortes, und zwar eines eigenen Nahmens; dieser aber ist schon Darstellung einer realen Person, und daher sind sie Darstellung der Darstellung, und man hat sie mit Recht Pronomina genannt. So fern sie nun durch diese Kraft, die Wiederholung des eigenen Nahmens vermindern, und also zur Vermeidung der Monotonie und Beförderung des Wohlklanges dienen, sind sie ein musikalischer, rhetorischer Redetheil. Darneben aber müssen diese Formen, ob sie gleich das Individuum in der Darstellung, als Substanz vorkommend, bezeichnen, dennoch einen sehr allgemeinen Umfang haben, da sie nur das Verhältniß irgend eines Individui zur Darstellung bezeichnen; und sie sind demnach eine sehr künstliche Art von Wörtern, welche man, so fern man sich die Subjekte der Darstellung nicht in

der Darstellung enthalten, sondern außer derselben stehend und bezeichnet denkt, Categorien der Darstellung nennen könnte, weil eben so, wie die reinen Verstandes-Begriffe, die höchsten und allgemeinsten Anschauungs-Weisen enthalten, sie die allgemeinsten Verhältnisse der Darstellung bezeichnen. Sie gleichen den algebraischen Zeichen, welche ebenfalls ganz allgemeine Verhältnisse bezeichnen, die erst bei einer nähern Bestimmung ihre Anwendung erhalten. Aus ihrer großen Allgemeinheit und geringem Inhalt, folgt aber auch vorläufig die Unbedeutsamkeit ihrer Darstellungsform selbst; zu dem kommt noch, daß sie ein bloßes Verhältniß ausdrücken. Wir werden aus diesem Umstande weiter unten folgern. So fern nun das darstellende und empfangende Subjekt Personen sind, oder wenigstens als solche gedacht werden, muß ein jedes Pronomen ein personelles Verhältniß wesentlich bezeichnen, und die Darstellung desselben ist unerläßlich. Nun aber sind diese Personen Substanzen, so fern sie in Hinsicht der Darstellung betrachtet werden; und es fragt sich billig: ob das persönliche Verhältniß nicht einer andern Substanz inhäriren könne? mit andern Worten: ob das persönliche Verhältniß nicht attributivisch oder accidentell könne behandelt werden? Dies wäre nur dann möglich, wenn eine Sache als solche hauptsächlich und vorzüglich betrachtet würde, und die Person, auf welche sie sich bezöge, in dem Moment der Darstellung als minder wichtig erschiene, und so in Hinsicht der Darstellung, aber auch nur in Hinsicht auf diese, subordinirt würde. Dies begründet die Eintheilung im Pronomine Substantiva und Adjektiva; bei jenen erscheint das persönliche Verhältniß als Hauptsache, bei

diesen als Nebensache; und da nun Personen als solche vorzüglich dadurch in Verhältniß auf Sachen stehen, daß sie sich diese unterwerfen, sie beherrschen, und dadurch zu ihrem Eigenthum machen: so hat man diesen Pronominibus mit Recht den Nahmen der possessiven gegeben, und diese drücken demnach das reine Verhältniß der Persönlichkeit zur Sächlichkeit aus. Um allem Mißverstande vorzubeugen, wollen wir noch hinzusetzen: daß wir zwar das substantive Pronomen für primitive Form, das Possessiv für ein Derivatum erklären, beide Arten aber für reine Arten, und einer jeden Sprache wesentlich halten. Einen historischen Beweis giebt die sehr bedeutende Auflösung des Possessiv = Pronominis für die obige Behauptung ab. Man kann nehmlich ein jedes in eine Präposition und ein Pronomen Personale auflösen, z. B. für mein Freund, kann ich sagen, ein Freund von mir, und so auch in andern Sprachen. Nun erinnere man sich, daß von die würkende Ursache beim Passivo ausdrückt, daß mir also thätig, aber als Nebensache erscheint, und man wird auf den oben aufgestellten Begriff treffen.

Nach dem obigen könnte es nun aber scheinen, als ob wir nur zwei Pronominalformen brauchten, nehmlich eine für das darstellende, und eine zweite für das empfangende Subjekt, und so ist es in der That; das Pronomen Personale und Possessivum der dritten Person ist, da hier der Nahme der Person gänzlich genügt, und das Verhältniß derselben zur Darstellung nicht braucht angegeben zu werden, und das Verhältniß auf Sachen durch den Genitiv des Nahmens kann dargestellt sein, gänzlich unnütz, und die lateinische Sprache wird

ohne ein rein persönliches Pronomen der dritten Person fertig; denn hic schließt eine Lokalbestimmung in sich. Allein den meisten Sprachen ist die Bestimmung der reinen Person, und der Person zur Sache wichtig genug vorgekommen, daß sie dazu eine eigene Form gewählt haben, zu welcher auch wohl die sonst nothwendige Wiederholung der darzustellenden Substanz ein Bewegungsgrund mehr war. Und demnach findet nach dem obigen folgendes Verhältniß statt:

1) Das darstellende Subjekt — Ich,
2) Das empfangende Subjekt — Du,
3) Die Darstellung — Er, Sie, Es.

Dies sind die Pronominalformen absolut ohne Rücksicht auf eine Darstellung genommen; nun aber kann man sie auch ansehen in Beziehung auf eine Darstellung.

1) Das darstellende Subjekt ist dargestellte Substanz

a) Substantivisch	*b)* Attributivisch
Ich —	— Mein. Unser.

2) Das empfangende Subjekt ist darzustellende Substanz.

a) Substantivisch	*b)* Attributivisch
Du —	— Dein. Euer.

3) Die darzustellende Substanz wird als solche bezeichnet

a) Substantivisch	*b)* Attributivisch
Er. Sie. Es. —	Sein.

Demnach sind diese Pronominal = Formen, dieser doppelten Beziehung wegen, gleichsam die ganze Sprache repräsentirend, und man kann sie ansehen als die höchsten und sublimirtesten Aeußerungen der menschlichen Darstellung.

Da die Pronominal = Formen, ihrem Wesen nach, repräsentativ sind: so dürfen wir uns bei dem, was sie für den Verstand und für die Imagination sind, nicht lange aufhalten. Sie sind für beide, was die Wörter, welche sie bezeichnen, sind, nur daß die Imagination durch Pronominal = Formen weit weniger zur Entwerfung eines Bildes aufgefordert wird, indem sie erst durch den Verstand die Darstellung auffinden muß, welche durch das Pronomen dargestellt wird. Doch fällt dies bei einer Unterredung weg, wo, sobald das darstellende Subjekt mit Ich, oder das empfangende mit Du bezeichnet wird, ein lebhaftes Bild der Phantasie vorschwebt. Auch ans einem andern Grunde haben die Pronomina auf die Imagination einen geringen Einfluß; wir sahen oben, daß in dem Grade als Attributiven Verhältnisse darstellen, die Beziehung auf die Imagination schwächer wird; aus demselben Grunde ist die Pronominal = Darstellung weit weniger lebhaft, indem durch sie das Verhältniß der Subjekte zur Darstellung bezeichnet wird, und daher pflegen auch Dichter gern für Du und Ich den Nahmen der Person zu nennen, um der Imagination ein lebhafteres Bild zuzuführen. Für den Verstand sind übrigens diese Pronomina dasjenige in Hinsicht auf andere Substantiva, was die algebraischen Zeichen in Hinsicht auf Zahlen sind.

Da die Pronomina die Substanzen, und zwar Personen repräsentiren; so sind sie auch in Hinsicht der Abhängigkeit grade eben so als diese bestimmt; sie haben Casus Genera und Numeros wie Substantiva, aber wie die Attributiven, auch nur in Hinsicht auf die Substantiven. Ein eigenthümliches Genus oder Numeros oder Casus haben sie nicht, nur unterscheidet sich das Pronomen Substantivum dadurch vom Attributiv, daß es Genera, Numeros und Casus hat, nicht weil es wie dies einer Substanz inhärirt, sondern weil es deren Stelle vertritt, und das Pronomen Adjektivum, daß es die Beziehung auf die Persönlichkeit, und folglich auf Substantialität wesentlich einschließt, sonst aber wie ein Adjektiv-Attributiv sein Genus, Numerus und Casus von dem folgenden Substantiv, dem es inhärirt, entlehnt. Uebrigens ist freilich diese Uebereinkunft des Pronominis mit dem Substantiv nur realiter zu verstehen; formaliter oder in der Darstellung verfahren gemeiniglich die Sprachen ganz anders.

Dadurch, daß das Pronomen Substantium alle Verhältnisse des Substantivs nachbilden kann, entsteht eine besondere Art derselben. Ein energisches Attributiv kann nehmlich, so wie es zwischen zwei Substanzen stehen, und ihr gegenseitiges Verhältniß darstellen kann, ebenfalls zwischen zwei Pronominalformen den Repräsentanten der Substanzen treten, und wenn nun der Fall eintritt, daß die leidende Pronominal-Substanz, dasselbe persönliche Verhältniß hat, welches die thätige hat; so nennt man, wenn das transitiv Participium mit Sein verbunden wird, das Verbum ein Reciprokum, z. B. ich lege mich — du legst dich, Cäsar legt Cäsar. Allein

dies ist nur ein einzelner Fall; es ist nehmlich möglich, daß ein jedes Pronomen Substantivum, in eine Dependenz gegen sich selbst treten kann, und in diesem Falle heißt das Pronomen Substantivum ein Reciprokum. Pronomina reciproka sind demnach nichts anders als Pronomina personalia substantiva in einem besondern Falle, nehmlich in dem der Dependenz gegen sich selbst dargestellt, und es erhellt sofort, daß dafür keine besondere Darstellungsform nöthig ist, z. B. ich gedenke meiner, du bist mächtig deiner; und eben so wenn die Sprache eine dritte Person rein personell hat, er gedenkt seiner. Die lateinische Sprache, welche diese Person nicht rein personell darstellt, bildet deswegen eine besondere Form sui. Nun ist es aber der Sprache auch unverwehrt, diesen bestimmten Fall durch eigne Formen darzustellen, wovon unten. Wenn man auf die Nothwendigkeit einer besondern Form für die Reprocität sieht: so bedarf die dritte Person derselben am ersten. Der Grund davon scheint folgender zu sein: Er, Sie, Es, sind ursprünglich als reine Pronominal-Darstellung, wie oben gesagt worden, nicht nöthig; seine Bedeutung ist nach dem vorhergehenden verneinend, und es heißt eigentlich, weder das darstellende noch das empfangende Subjekt sind dargestellte Substanz, sondern irgend eine mit ihnen nicht zusammen hängende. Wollte ich nun sagen: er tödtet ihn, so würde dies heißen: irgend eine personelle Substanz tödtet irgend eine personelle Substanz, wodurch aber die Identität der Dependenten mit der unabhängigen gar nicht dargestellt würde; um diese große Unbequemlichkeit zu vermeiden, hat man für die dritte Person eine besondere Form, diese Identität bezeichnend.

Und nun zeigt sich auf einmal wie man bei reciproken Participien, das innere Begränzen des würkenden Subjekts darstellen könne, welches wir oben unbeantwortet ließen; nicht anders nehmlich, als durch die Anwendung des reciproken Pronominis im Casu des leidenden Subjekts. Daß ein jedes Pronomen reciprokum als solches nur im Genitiv, Dativ und Accusativ, oder kurze in den Casibus obliquis vorkommen kann, ergiebt sich aus der gegebnen Darstellung. Auf die reinen Adjektiv-Pronomina paßt der Begriff der Reciprocität gar nicht, sie ist nur scheinbar.

Bis jetzt haben wir nur von den reinen Pronominibus gesprochen; es giebt aber neben diesen auch andere, welche einen Nebenbegriff in sich schließen, und in Hinsicht auf diesen Nebenbegriff erhalten sie eine neue Eintheilung. Alle diese folgenden Pronomina sind von der dritten Person; aus folgendem Grunde: das darstellende und empfangende Subjekt fallen, so fern sie nicht darzustellende Substanzen sind, außer aller Zeit, und haben auch kein Ortverhältniß. Wenn sie aber nun als darzustellende Substanzen ein Zeitverhältniß erhalten, so ist doch der Fall äußerst selten, daß nun auch eines von ihnen eine örtliche Bestimmung erhalten dürfe. Tritt er dennoch ein, so giebt es einzelne Formen, welche dies am empfangenden oder darstellenden Subjekte bezeichnen. In der Regel aber wird vorausgesetzt, daß das örtliche Verhältniß der Subjekte so sei, daß das eine die Darstellung des andern empfangen könne. Allein bei der Darstellung einer Substanz als einer darzustellenden, bei der dritten Person, welche ihrer Natur nach außerhalb der beiden Subjekte fällt, ist eine lokale Beziehung weit

nothwendiger, denn diese dritte Person wird schon als im Raume stehend angenommen, und da es nun sehr oft nöthig sein kann, daß dies Verhältniß der Darstellung wesentlich ist; so hat auf diesen öftern Fall die Sprache gemeiniglich gerechnet, und die gewöhnlichen Raumverhältnisse mit dem Pronomine der dritten Person verbunden. Diese gewöhnlichen Raumverhältnisse aber sind nur folgende zwei: die Nähe und die Ferne, und diese relativen Begriffe werden nach dem Punkte bestimmt, welchen das darstellende und empfangende Subjekt, welche dann um dies Verhältniß festzusetzen, als Substanzen im Raume angenommen werden, einnehmen. Daher kann man in Sprachen, welche, wie die Deutsche, ein rein personelles Pronomen der dritten Person haben, jedes Pronomen mit einem örtlichen Nebenbegriff, in dies reine und einem Adverbio des Orts auflösen. Dieser ist soviel als: Er hier, jener soviel als Er dort. Diese Pronomina hat man Demonstrativa genannt. Nächst dieser giebt es eine zweite Klasse der Pronominum der dritten Person, welche man Determinativa nennt, und welche eine darstellende Substanz als eine schon ehemals angeschaute bezeichnen. Diese Bezeichnung einer Substanz als identisch mit einer schon ehemals angeschauten, und also Erscheinung derselben in zwei Momenten hat Aehnlichkeit mit der Darstellung der Reciprocität, und da nun die Substanz durch diese Wortart als ehemals angeschaut bezeichnet wird; so muß sie vorher als Anschauung dargestellt werden, und deswegen können diese Pronomina nur in zusammengesetzten Sätzen vorkommen. Nächst dieser Klasse spricht man von Pronominibus relativis; allein da diese sich durchaus auf

Sätze beziehen; so verſparen wir ihre Betrachtung bis dahin, und merken nur an: daß ſie aus einer Vereinigung der Conjunktion mit den Demonſtrativen entſtehen, und alſo ſchon darum hier nicht können behandelt werden, weil wir von den Conjunktionen noch nichts wiſſen. Hier verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſe Pronomina Adjektiva ſind, denn alle dieſe Pronomina ſind eigentlich das Pronomen der dritten Perſon mit einem Nebenbegriffe. Dieſer Nebenbegriff aber wird als einer Subſtanz inhärirend gedacht, und dadurch Hauptbegriff, und das perſönliche Verhältniß wird Nebenſache. Uebrigens erhalten alle Pronomina Adjektiva noch eine neue Eintheilung, in abſolute und konjunctive; erſtere Benennung erhalten ſie aus der Möglichkeit eine Subſtanz zu repräſentiren; jene zweite ſo fern ſie dies nicht können, oder wenigſtens nicht thun, ſondern ſich als ächte Attributiven einem Subſtantivo anſchließen. Dieſe ganze Eintheilung aber iſt ſehr unnöthig, und die Sprachen erkennen ſie durch die Darſtellung nur ſelten an.

Wir haben nun die Natur der Pronominum ihren Werth und ihre Beziehung auf den Verſtand und auf die Phantaſie dargeſtellt; wir haben von ihrer Abhängigkeit geſprochen, und die verſchiedenen Arten der Pronominum erklärt, jetzt wollen wir zur hiſtoriſchen Bildung übergehen.

Unſtreitig iſt der erſte Urſprung der Pronominum in dem oben angegebnen Bedürfniſſe zu ſuchen, das darſtellende und empfangende Subjekt zur dargeſtellten Subſtanz zu machen, und zugleich als ſolches zu bezeichnen. Es muß demnach die Bildung des Pronominis mit dem Pronomine perſonali angefangen haben,

und zwar mit dem der ersten und zweiten Person. Alle Sprache ging nehmlich, wie wir oben sahen, von der Unterredung aus, und daher war das Bedürfniß zur Bezeichnung der darstellenden Subjekte vorzüglich dringend. Doch konnte eben die Gegenwart der Darstellungssubjekte für eine Zeitlang eine Darstellung durch Worte oder hörbare Zeichen unnöthig machen, indem der Name verbunden mit einem Zeigen auf sich selbst oder den andern, das darstellende oder empfangende Subjekt als Substanz der Darstellung hinlänglich anzeigte. Allein bald mußte die große Unbequemlichkeit dieses sichtbaren Zeichens, verbunden mit dem hörbaren sich bewähren. Wenn das Medium für das Auge, das Licht fehlte; so zeigte der bloße Name das darzustellende Verhältniß nur sehr unvollkommen, und das Bedürfniß dem vorläufig durch das Zeigen abgeholfen war, kehrte wieder. Daher wurden nun die Pronomina Personalia recht eigentlich erfunden, und sie sind wie man auch aus den ältesten Sprachmonumenten und der Darstellungsform selbst sieht eine sehr späte Wortart. Durch das Pronomen personale aber gründet sich, wie wir schon oben sahen, das Reciprokum ganz von selbst, indem dies nichts ist, als das personale in einem einzelnen Fall. Weit später entstand gewiß das Pronomen personale der dritten Person, und das auf dasselbe sich beziehende Reciprokum, eben weil dessen Nothwendigkeit nicht unumgänglich ist. Hieran knüpften sich die Pronomina Adjektiva, und von diesen waren nächst den Possessiven als den wesentlichsten, die Demonstrativa, oder diejenigen, welche einen örtlichen Nebenbegriff enthalten, die frühsten. Der erfahrungslose Mensch hat

bei seiner geringen Entwickelung der Vernunft zunächst für die Bezeichnung der sinnlichen Substanzen zu sorgen, er schaut diese im Raum an, Raum aber ist ihm, so weit sein Auge trägt, und das einzige Raumverhältniß was er kennt, die Annäherung oder größere Entfernung von seinem Körper. Was er mit seiner Hand abreichen, mit ihr betasten, sich unterwerfen kann; das gehört zu ihm, das ist sein, was er aber nur erblickt, was er nicht begehrt, was nur der Gegenstand einer Beschäftigung seines Erkenntnißvermögens ist, und er doch so nahe an sich erblickt, daß eine kleine Veränderung seines Orts eine Betastung zuließe, was er durch Zeigen hat heißt in der Darstellung: dieses, und das entferntere jenes. Hieraus ergiebt sich nun folgendes. Zeigen heißt durch eine gewisse Gebehrde etwas im Raume als Substanz, und da wir hier von der Darstellung sprechen, als Substanz der Darstellung bezeichnen. Durch dies Zeigen aber wird die darzustellende Substanz nicht blos als Substanz, sondern zugleich als Anschauung als empfundene Substanz charakterisirt. Daraus würde folgen, daß zum Beispiel das Pronomen Demonstrativum zur Darstellung einer würklichen Anschauung könnte gesetzt werden, und so dürfte es sich bei einer genauern Ansicht der Sache würklich befinden. Das Zeichen des Pronominis Demonstrativi würde also die Substantialität, und zwar angeschaut darstellen, und demnach würde der oben verlangte Artikul, und dies Wort in ihrer Darstellungskraft ziemlich zusammenfallen. Und in der That sieht man die Möglichkeit ein, dasjenige Pronomen, welches eine Substanz als dem darstellenden oder empfangenden Subjekte nahe bezeichnet

für den Artikul zu gebrauchen. Als nahe bezeichnet sag=ten wir, denn der Artikul soll die Individualität dem Appellativ wiedergeben, je näher aber eine Substanz mir steht, je genauer kann ich sie betrachten, ihre Ein=zelnheiten auffassen, und sie eben damit von allen ihr gleichartigen Substanzen unterscheiden. Eine noch künst=lichere Art der Pronominum sind die Determinativa und Relativa; sie sind auch gewiß die spätern. Denn beide beziehen sich auf Sätze, und zwar schon auf die künst=lichere zusammengesetzte Art, und sie sind ursprünglich Abkürzungen der Demonstrativen mit einem Adverbio und einer Conjunktion, derselbe ist offenbar aus der und dem Adverbio selbig derjenige aus der und jen oder gen entstanden, und welcher ist so viel als: und, da, weil, nachdem der. Nun sind wir noch genöthigt von einer Art Pronominum zu reden, welche, so viel ich weiß, die neuern Sprachen gar nicht, und von den al=ten nur die griechische und lateinische, als Sprachen re=publikanisch organisirter Nationen haben, und welche man in der Grammatik unter dem Namen Gentilia auf=führt. Ihre Form zeigt es offenbar, daß sie aus den Pronominibus entsprungen sind, und obwohl man sie wie ein jedes andere Adjektivpronomen behandeln kann, nehmlich als reines Adjektivum; so sehe ich doch keinen Grund, diese charakteristische Darstellungsform von den Pronominibus anzuschließen, da sie ein persönliches Ver=hältniß darstellen, welches das Wesen des Pronominis ist. Sie sind Pronomina, welche einen örtlichen Um=stand, besonders den des Landes bei einer Person be=zeichnen, und es charakterisirt diese alte Nationen sehr, daß sie, denen der Ursprung und das Geburtsland so

wich=

wichtig waren, für diesen Umstand eine besondere Form in der Sprache aufstellten, und die Persönlichkeit und das Land der Geburt so eng verknüpften. Die neuern Nationen, welchen der Umstand des Landes nicht wichtig ist, haben diese republikanischen Pronominal-Formen nicht, sondern umschreiben diese Verhältnisse.

Bei der Betrachtung der Darstellung dieser Wortart aber, muß man einen doppelten Gesichtspunkt annehmen; zuerst, so fern die Pronomina Repräsentanten der Substantiva sind, und hier theilt sich die Untersuchung sogleich in zwei Theile, je nachdem nehmlich das Pronomen ein Substantiv oder ein Adjektiv ist. Und dann zweitens so fern die Pronomina eine ganz eigne Klasse von Wörtern verschiedener Art unter sich bilden.

So fern das Pronomen ein Substantiv repräsentirt, erleidet es realiter dieselben Abänderungen, wie das Substantiv. Es erhält demnach zuförderst in Hinsicht auf die Substantiven ein Genus. Nun ging aber die Sprache von der Unterredung, das heißt von der Gegenwart des darstellenden und empfangenden Subjekts aus, und daher war die Möglichkeit da mit der Benennung ich oder du eine reelle Anschauung der Person, welche darstellt oder empfängt, folglich auch eine Erkenntniß des Geschlechts ohne weitern Zusatz zu verbinden. Auf dieser Möglichkeit beruht nun in der Darstellung die Unterlassung der Angabe des Geschlechts bei dem darstellenden und empfangenden Subjekt. Das Pronomen Ich und Du, diese beiden bedürfen wesentlich der Angabe des Geschlechts nicht, obgleich die hebräische Sprache das empfangende Subjekt auch dem Geschlechte nach, aber ohne Noth charakterisirt. Dagegen

das Pronomen der dritten Person, welches die darzustellende Substanz als unabhängig von den Subjekten auffaßt, und nicht bestimmt als gegenwärtig darstellt, die Unterscheidung in Geschlechter durchaus nöthig hat und erhält. Daß die hebräische Sprache schon in der zweiten Person diesen Geschlechts = Unterschied nöthig gefunden hat, ist aus dem Schwanken unkultivirter Sprachen, zwischen Fülle der Darstellung und ihren nothwendigen Formen zu erklären. Die gebildeten Sprachen sind die zwischen der philosophischen Kargheit und poetischen Fülle mitten innen stehende, wie die griechische und deutsche. Was die Casus bei dem Substantiv = Pronomine betrifft: so ist dabei zu merken, daß das Pronomen Substantivum eine eigentlich erfundene Form sei, und daß demnach der Nominativ, oder das darstellende und empfangende Subjekt unabhängig dargestellt, als ein Wurzelwort erscheine. Nun ist aber ein zweites, eben so natürliches und gewöhnliches Verhältniß in der Darstellung, daß das empfangende und darstellende Subjekt als leidender Gegenstand aufgestellt werden, und die Darstellung des Accusativ geschieht deswegen ebenfalls durch ein Wurzelwort, aber eben, weil beide Bezeichnungsarten sich bei der Gewöhnlichkeit beider Verhältnisse zu gleicher Zeit bildeten, nicht ganz durch dasselbe. Der Nominativ und Accusativ der Pronominum Substantivorum scheinen nur in einer leisen Beziehung auf einander gebildet, und der letztere Casus der Stamm zu sein, von dem die andern Casus obliqui ausgegangen sind.

Nominativ		Accusativ.	
ἐγω	συ	ἐμε	σε
ego	tu	me	te
je	tu	me	te
I	thou	me	thee
Jo	tu	me	te
ich	du	mich	dich.

Der Accusativ aber ist der Stamm, von dem die übrigen obliquen Casus gebildet werden, wie der Augenschein bei der Deklination lehrt, welche nun, dem Genius der Sprache gemäß, angestellt wird. Hat dieser eine Deklination durch Endsylben eingeführt: so werden die Casus obliqui durch Endsilben gebeugt, wie im Deutschen, Lateinischen und Griechischen. Ist dagegen eine Deklination durch Präpositionen gebräuchlich: so wird sie damit vorgenommen, in beiden Fällen aber mit den Endsylben oder Präpositionen der Substantiven.

Auch in der Darstellung des Numerus, den es von dem Substantiv erhält, hat das Pronomen Substantivum etwas Eigenthümliches. Zwar ist der Pluralis gegen den Singularis gemeiniglich, das Hebräische ausgenommen, wo die Form blos fester erscheint, verlängert; aber sie scheint auch oft von einem ganz andern Stamme ausgegangen zu sein, und mit dem Singularis wenig oder gar nicht zusammenzuhängen. Dies kommt wohl daher, weil das Zusammenfassen mehrerer empfangender und darstellender Subjekte der Menschen eine sehr verschiedenartige Handlung zu sein schien, als die Auffassung eines einzigen. Hier sind Singularis und Pluralis gegeneinander übergestellt.

Singularis				Pluralis			
εγω	συ	ego	tu	ἡμεις	ὑμεις	nos	vos
je	tu	I	thou	nous	vous	we	ye
Jo	tu	ich	du	noi	voi	wir	ihr.

Man sieht daraus, die abgeleiteten Sprachen abgezogen, wie locker der Zusammenhang bei den Pronominibus zwischen dem Singularis und Pluralis sei, so daß man nur mit Mühe den gemeinschaftlichen Stamm in geringen Spuren entdeckt.

Weit deutlicher und klarer ist die Darstellungsform in Hinsicht auf die repräsentative Kraft bei den sogenannten Pronominibus Adjektivis. Da diese als wahre Attributiva können behandelt werden: so entlehnen sie auch von diesen die Darstellungsformen; sie werden ganz wie Adjektiven mit einzelnen, kleinen Ausnahmen gebeugt. Von ihrem Genere, Numero und Casu gilt auch völlig dasjenige, was oben bei den Participien und Adjektiven erinnert worden, und wir dürfen uns demnach nicht weiter dabei aufhalten. Daß sie übrigens wegen ihrer bestimmten Bedeutung der Comparation nicht fähig sind, bedarf wohl kaum einer Erinnerung.

Nur noch eine Bemerkung über die ganze Wortart als repräsentativ, welche uns zugleich den Uebergang zum folgenden bahnt. Alle Pronomina Substantiva und Adjektiva, weil sie bloße Verhältnisse darstellen, haben eine kürzere Form, als die meisten Substantiva; auch ist ihr Inhalt in der That geringer, als der eines jeden Substantivs, denn er schließt nur immer einen Verhältniß-Begriff, und den der Personen ein; nnd dieser geringe

Inhalt kann am mahlerischsten durch die Kürze der Form selbst dargestellt werden.

Wenn wir aber nun die Pronomina an sich betrachten, diese, um mich so auszudrücken, algebraische, repräsentative Sprache, an sich ohne Beziehung auf Substanzen, welche sie darstellen: so öffnen sich uns noch eine Menge sehr interessanter Betrachtungen. Zuerst, hieß es oben, offenbarte sich das Bedürfniß der Pronominum später, sie wurden mit mehr Freiheit und Willkühr erfunden, als andere Wörter. Dies zeigt sich in der Darstellungsform ganz offenbar. Was man bei andern Substantiven fast immer möglich machen kann, einen gewissen Zusammenhang zwischen Zeichen und Bezeichnetem aufzufinden, ist ganz unmöglich bei den Pronominibus. Sie, die von dem gebildetern Menschen mit Freiheit erfunden wurden, sind auch rein = willkührliche Zeichen. Warum ich gerade das darstellende Subjekt bezeichnet, ist durchaus nicht aufzufinden. Ferner sahen wir, daß das erste Bedürfniß die Pronomina personalia waren, alle andere konnten durch diese und eine Präposition, oder Adverbium, oder Conjunktion ersezt werden. Diese Wesentlichkeit der Personalien drückt die Sprache so aus, daß sie die reinen Adjektiv = Pronomina, wir meinen die Possessiven, von den Personalen selbst ableitet. Nun erinnere man sich an die Bedeutung der Possessiven, welche die Persönlichkeit als Nebensache an einer sächlichen Substanz, und folglich jene abhängig von dieser bezeichnen; ferner an die Möglichkeit der Auflösung des Possessivs mit einer Präposition und dem Personale; und man wird den Grund entdecken, warum die Sprache die Casus obliquos für die Ableitung wählt,

und die Possessiven gemeiniglich aus nichts anderm bestehen läßt, als aus dem Accusativ des Personalis, und einer Andeutungssylbe, und deren Beugung, zum Beispiel me - us ἐμ - ος. Daraus erhellt aber zugleich, daß die Adjektiv = Pronomina, im Ganzen betrachtet, gegen die Substantiv = Pronomina verlängert sind. Die nächsten Pronomina sind die reciproken. Es ist schon oben angeführt, daß diese Art der Pronominum nichts anders sei, als die Pronomina personalia in dem bestimmten Fall der Abhängigkeit von sich selbst gedacht, und daß daher keine besondere Darstellungsform nothwendig ist.

In der That hat auch für die erste und zweite Person keine mir bekannte Sprache, die griechische ausgenommen, eine einzelne Darstellungsform. Diese aber stellt sie dar mit dem Pronomine Personali der ersten und zweiten Person, natürlich in einen Casus obliquus gesezt, und mit dem αὐτος, η, ο, in der Bedeutung, daß es die Theilnahme und Mitwürkung einer andern Person ausschließt, welche im Deutschen das Wort selbst, und im Lateinischen das Wort ipse verrichtet, ἐμαυτ ου σεαυτ ου. Indessen haben wir oben gezeigt, daß besonders die dritte Person eine reciproke Darstellung verlange, und sie haben daher auch alle gebildete Sprachen. Die griechische Sprache hat eine doppelte Bezeichnung, ου, welches ursprünglich ist, und das zusammengesetzte εαυτ ου, welches nach der vorigen Analogie gebildet worden. Die englische Sprache bildet ihre Reciproka mit self, und im Französischen in gewissen Fällen mit même, also mit einzelnen angehängten Formen.

Wir kommen nun zu den Darstellungsformen der Pronominum mit einem Nebenbegriff, und zwar zuerst zu den Demonstrativen. Da diese nichts sind, als das Pronomen der dritten Person mit dem Nebenbegriff der Nähe und Ferne: so ist es möglich, daß eine Sprache diesen adverbiellen Nebenbegriff auch würklich durch ein Adverbium ausdrücke, und dies ist der Fall im Griechischen, wo man sich ὁδε und ὁ μεν so erklären muß. Doch hat die griechische Sprache noch ein zweites für die Nähe, und ein anderes für die Ferne; jenes ist οὗτος, dieses ἐκεῖνος; bei ὅτος liegt ἄυτος in der Bedeutung er zum Grunde, und das reine Demonstrativ. Da die griechische Sprache aber dies für den Artikul gebraucht, schließt es dasselbe von der Pronominal = Darstellung aus, oder bestimmt es wenigstens näher. ἐκεῖνος schließt das Adverbium ἐκεῖ mit dem reinen Demonstrativ in sich; ursprünglich heißen beide Formen Dieser = Er, Jener = Er. Die lateinische Sprache, welche kein reines Pronomen für die dritte Person hat, schuf sich ursprüngliche Formen; in der deutschen Sprache sind die Demonstrativa nichts anders, als Er, und ein örtliches Adverbium, welches in Jen = er vorzüglich sichtbar ist.

Die Determinativ = Pronomina, wenn eine Sprache eine bestimmte Form dafür hat, scheinen ihre Darstellungsformen von den Demonstrativis abzuleiten, und in der That sind sie ihrer Bedeutung nach nichts, als das auf die Vergangenheit bezogene Demonstrativ. Es müßte demnach, diesen Sinn auszudrücken, ein Pronomen Demonstrativum verlängert gewählt werden, oder auch das bloße Demonstrativ nachdrücklich, also verlängert ausgesprochen. Dies ist der Fall im Griechischen,

wo ἐκεῖνος so gebraucht wird; jenes im Lateinischen, wo isdem eine besondere, vom Demonstrativ gebildete Form giebt; eben so im Französischen durch celui und celle. Die Deutsche thut es durch derselbe und derjenige, oder auch durch das nachdrückliche der. Nun ist noch die Darstellungsform für den Artikul übrig. Es läßt sich zuerst der Fall denken, daß die Sprache für die Bezeichnung der bloßen Substantialität eine Form gewählt habe, dann wird dieser Artikul nothwendig, wie der französische, indeklinabel sein; derselbe Fall ist es mit dem italienischen Artikul, welcher nichts ist, als lo und la, mit den Präpositionen di und a zu einem Worte verbunden. Der zweite Fall ist, daß eine Sprache den Artikul von einer andern Wortart entlehnt, und ihn nun nicht blos zur Bezeichnung der Substantialität und Individualität, sondern auch zur Deklination und Andeutung des Generis gebraucht. Daß kein einziger Redetheil dazu so bequem sei, als das Demonstrativ = Pronomen, ist oben da gewesen, und wenn wir nun die Sprachen, welche deklinable Artikul haben, näher betrachten: so finden wir, daß die Völker diese Verwandtschaft gefühlt, und sehr häufig auf diese Form gerathen sind; ὁ ἡ τὸ ist nichts anders, als das ursprüngliche Pronomen Demonstrativum; nur hat der Grieche die Feinheit begangen, bei dem Wachsthum der Sprachkultur, die Pronominal = Darstellung ihm nicht mehr beizulegen, sondern es blos für den Artikul zu verwenden. Wenn der Lateiner eines Artikuls benöthigt ist: so ersezt er ihn jederzeit durch das Pronomen Demonstrativum, obgleich unbequem. Der, die, das ist im Deutschen bald als Pronomen, bald als Artikul gebraucht. Der

englische Artikul the ist offenbar mit this und that verwandt; nur ist er troz dem ungebeugt geblieben. Ob der Artikul übrigens brauche deklinirt zu werden, kommt, wie gesagt, auf das an, was er am Substantiv darstelit; ist es blos die Substantialität und Individualität: so ist es nicht nöthig; will aber eine Sprache die Bequemlichkeit haben, die Beziehung beider auf einander formell deutlich zu machen: so deklinirt sie ihn, und dies geschieht gemeiniglich in Sprachen, welche ihn von den Demonstrativen entlehnen, obgleich auch nicht immer.

Neben diesem Artikul aber, welcher der bestimmte heißt, giebt es noch einen andern, welcher ganz dieselbe Kraft hat, nur daß er das Individuum nicht als Anschauung, sondern als Gedanke darstellt. Er heißt der unbestimmte Artikul, nicht als wenn er nicht aus dem Appellativ ein Individuum machte, allein für das empfangende Subjekt bleibt die Freiheit, dies Individuum selbst auszuwählen. Hier weichen in der Darstellungsform die Sprachen sehr ab. Manche kennen diesen Artikul gar nicht, sondern drücken ihn immer mit dem bloßen Substantiv aus, wie die lateinische und griechische, und nur wenn die Unbestimmtheit des Individui Hauptidee ist, wählen sie eine Pronominal-Darstellung, und zwar diejenige, welche zur Frage gebraucht wird, weil schon in der Idee des Fragens die Unbestimmtheit des Individui liegt, also aliquis, τις τι, letzteres ist als unbestimmter Artikul mit vielem Rechte enklitisch, und beweißt dadurch seine Einheit mit dem Substantiv, welches die Hauptidee des Artikuls ist. Andere Sprachen stellten diesen Artikul durch das Zahlwort Eins selbst oder eine Ableitung davon dar, und auch hierin liegt ein sehr richtiger

Sinn. Denn indem ich eins sage: so stelle ich dar, daß mehrere da sind, und aus diesen mehreren Individuen wird eins für die Darstellung herausgehoben. Indem ich sage: ein Mann, behaupte ich die Möglichkeit mehrerer, und indem ich die Darstellung wieder auf einen begränze: so fordere ich das empfangende Subjekt zur imaginativen Bildung eines einzigen Mannes auf. Diese Darstellungsart hat die deutsche, französische und italiänische Sprache; der unbestimmte Artikul der Engländer ist nur von weitem mit dem Zahlworte verwandt. Uebrigens kann selbst dieser Artikul auf die oben benannte Art behandelt werden. Er wird entweder an sich deklinirt, wie im Deutschen, oder mit den für die Darstellung des Nominis bestimmten Präpositionen, wie im Italiänischen, Englischen und Französischen. Nun aber hat dieser Artikul, welcher das empfangende Subjekt zur Entwerfung eines Individui auffordert, in den Fällen, wo die Mehrheit unbestimmter Individuen soll ausgedrückt werden, keinen Pluralis, so fern er aus dem Zahlworte abgeleitet ist. Die Sprachen helfen sich hier wieder mit Umschreibungen, welche aber oft noch den Zusammenhang mit dem Zahlworte verrathen; besonders geschieht dies im Deutschen, wo einige genau genommen ein Artikulus indefinitus ist von: ein, eine, ein; alcuni ist ebenfalls mit uno verwandt, auch quelquesuns; nur die englische Sprache hat durch das Wort some eine ganz eigenthümliche Form. Hat eine Sprache, zur Bezeichnung der Pluralität, Pronominal-Formen: so werden diese ohne Schwierigkeit in den Pluralis treten können, wie man dies an der griechischen und lateinischen Darstellungsform sehen kann.

Wir müssen, nach dem oben mitgetheilten Plan, nun noch von zwei Wortarten sprechen, von dem Adverbio und von der Präposition; von beiden ist schon oben geredet, von dem Adverbio aber freilich nur in so weit, als es aus Attributiven, oder einer andern Wortart abgeleitet worden; es bleibt demnach noch übrig von den ursprünglichen Adverbien zu sprechen, und ihre Natur und Arten aus dem oben aufgestellten Begriff eines Adverbiums zu erklären. Nun aber wurde die Kraft dieser Wortart oben dahin bestimmt, daß ein Adverbium ein Accidenz einem Adjektiv oder Participio inhärent, folglich mittelbar im Substantiv enthalten darstelle, und daraus ergiebt sich für die ursprünglichen Adverbien folgendes: erstlich müssen diese etwas bezeichnen, welches der Substanz nicht unmittelbar inhäriren kann; denn könnten sie dies: so wären sie nicht nur ursprüngliche Adverbia, sondern vielmehr müssen sie etwas darstellen, welches nur den Accidenzen, und dadurch der Substanz mittelbar inhärent ist. Hieraus folgt, daß die Adverbia, von welchen wir hier sprechen, einen sehr allgemeinen Inhalt haben müssen; denn das gefundene soll nicht etwa einem Accidenz allein, sondern allen, und zwar, so fern sie Accidenzen sind, inhäriren; und da nun am Ende das dem Accidenz inhärente auch der Substanz inhärirt: so muß es dasjenige sein, was allen Substanzen als solchen zukommt. Die Darstellung dieses allgemeinen Verhältnisses giebt die ursprünglichen Adverbia, und die nähere Bestimmung desselben die Arten.

Nun erscheinen aber der Raum und die Zeit als solche allgemeine Verhältnisse; im Raume schauen wir an, und in der Zeit empfinden wir. Wir werden die

letztere aber gewahr, in den und durch die Veränderungen mögen diese nun als Bewegung im Raume, oder in der Succession der Empfindungen sich zeigen. Dies war ja auch der Grund, warum das Particip, seiner Natur nach, die Zeit in sich schloß; die Darstellung der Zeit demnach, in welche eine Empfindung fällt, begründet eine Classe der ursprünglichen Adverbien. Allein hier ist noch die Schwierigkeit, daß man vielleicht denken kann: die Adverbia der Zeit könnten wohl bei den ruhenden Attributiven gedacht werden, nicht aber bei denen, welche Bewegung ausdrückten, da diese, ihrer Wesenheit nach, die Zeit einschließen. Hier ist aber zu bemerken, daß die Begränzungen der Zeit, welche wir unter dem Nahmen Tempora kennen, nur aus dem Begriff einer Handlung und eines vorstellenden und darstellenden Subjekts entstanden, und also aus dem reinen Begriff der Zeit in der Sprachdarstellung erwachsen, und ganz allgemeine Zeitbestimmungen sind. Außer diesem begründet nun die Natur durch die Regelmäßigkeit gewisser Veränderungen, theils der Mensch durch seine Bedürfnisse, gewisse bestimmte Zeiten, ferner gewisse durch die Tempora nicht auszudrückende Modifikationen, und die Darstellung dieser ist es, welche das Zeitadverbium darstellt. Wir können daher von diesen Adverbiis die allgemeine Regel festsetzen, welche aus ihrer Natur hervorgeht: daß sie sich an alles, was in der Zeit wahrgenommen werden kann, folglich an das Adjektiv, Particip und dem Verbo Sein gewissermaßen anschließen werden.

Weit schwieriger ist die Erklärung der zweiten Art der Adverbien, derer des Raumes. Denn der Raum ist ja unmittelbar an die Substanz geknüpft, und scheint

daher nur ihr zuzukommen, und folglich auch an ihr darstellbar zu sein. Hier merke man, daß allerdings die Adverbia des Orts auch dem Substantivo zugefügt werden können; allein diese Darstellungsart kommt eigentlich gar nicht in Betrachtung, weil die Nähe und die Ferne diejenigen Ortverhältnisse sind, auf welche bei der Darstellung am meisten reflektirt wird; so werden sie in den meisten Sprachen, durch eine Verbindung des rein persönlichen Pronominis in der dritten Person mit den Ortsadverbien in eine attributive Darstellungsform gezwungen, und also in dieser adjektiven Form dem Substantiv zugefügt, z. B. ἐκεινος ἀνθρωπος. Bei der ersten und zweiten Person als gegenwärtig gedachten Subjekten kommt, da diese dem Raume nach, durch die Möglichkeit der Darstellung überhaupt bestimmt sind, diese Darstellungsart und äußerst selten war. Allein sehr häufig dienen die Ortsadverbia allen Attributiven, und auch der Darstellung des Seins. Denn erstlich stellt ein jedes Attributiv die Empfindung auf, in so fern, als ihr ein Merkmal innerhalb der Gränzen der Substanz korrespondirt, und es ist daher möglich, die Oertlichkeit eines Merkmals in dem Umriß bestimmen zu wollen, z. B. der Baum verdorret hier, so daß hier bedeute an dieser Stelle des Stammes. Am häufigsten aber gebraucht man sie, den räumlichen Ursprung der in der Substanz als Merkmale angeschauten Accidenzen darzustellen, und da werden sie natürlich der Darstellung dieser Accidenzen den Attributiven hinzugefügt, z. B. der Baum ist stehend dort. Dieß heißt der Ort des Stehens ist entfernt von dem darstellenden Subjekte und da stehen dem Baume inhärirt; so ist die Substanz selbst von dem Subjekte

entfernt; der Baum dort ist hingegen so viel als: jener Baum. Hieraus erhellt, daß auch die Adverbia loci dem Sein einigermaßen können hinzugefügt werden, wenn nehmlich gerade hier eine Ortbestimmung nöthig ist. Uebrigens drücken die Adverbia loci ebenfalls nur bestimmte Modifikationen des Raumes aus. Das Sein im Raume überhaupt, wird schon mit der Substanz dargestellt; allein das Verhältniß zu den Subjekten und den andern Substanzen der Darstellung, so bald es auf den Raum sich beziehend soll ausgedrückt werden, muß als ein bestimmtes Verhältniß durch bestimmte Formen dargestellt werden.

Außer diesen beiden Arten von ursprünglichen Adverbien giebt es noch eine dritte, welche sich aus der Natur des Adverbii selbst entwickeln läßt. Ein jedes Attributiv, sei es Particip, sei es Adjektiv, oder von beiden abgeleitetes Adverbium, hat Intension, und für die Darstellung derselben, wenn sie nöthig, muß es eine Form geben, welche der Natur der Sache nach ein Adverbium sein muß. Die Comparations = Adverbia demnach, oder deutlicher die Adverbia, welche den Grad unbestimmt oder bestimmt, vergrößernd oder verkleinernd ausdrücken, welchen eine Empfindung hat, sind ebenfalls, weil sie ein allgemeines Verhältniß des Accidenz angeben, ursprünglich.

Was wir übrigens von den Adverbiis im allgemeinen behauptet haben, gilt auch von diesen. Nur drücken alle drei Arten Verhältnisse aus, und dies macht, daß nach dem oben aufgestellten Grundsatz: der Stoff für die Einbildungskraft nehme in demselben Verhältnisse ab, als die Darstellung eines bloßen Verhältnisses

in einem Worte Hauptsache sei, — sie sich weit weniger auf die Imagination beziehen, und für diese Stoff enthalten, als die abgeleiteten. Auch der Comparation sind alle drei Arten, wenn ihre Bedeutung nicht zu bestimmt ist, wie ibidem, sondern vager, wie prope, fähig; da aber eben die Hervorbringung eines bestimmten Orts und Zeitverhältnisses die Ursache ist, warum die meisten der ursprünglich adverbiellen Darstellungsformen geschaffen werden: so erhellt sofort die Unmöglichkeit, daß diese Comparation vielen könne zu Theil werden. Nur die Comparandi haben sie ihrer Natur nach.

Was diese historische Bildung anlangt: so bilden sich diese Arten, weil sie die größte Nebenbestimmung in der Darstellung ausmachen, ganz gewiß sehr spät, besonders in dieser Form, und ihrer reinsten Art nach. Aber nun sollte man erwarten, daß alle diese ursprüngliche Adverbien auch eine ursprüngliche Darstellungsform erhielten; allein dieß ist nur äußerst selten der Fall. Dann sind, aus obigen Gründen, die Darstellungsformen gegen Substantiv und Attributiv gerechnet, sehr kurz. Der Grund jener Erscheinungen aber ist dieser: die Zeit und Raumverhältnisse werden auch in substantieller und attributiver Form in die Sprache aufgenommen; man sagt: der Morgen und der morgende Tag, und nun darf man nur die adverbielle Form hinzuthun, um ein der Form nach abgeleitetes Adverbium zu haben. Derselbe Fall ist es mit der Intension; diese kann man als ein Quantitatives Verhältniß behandeln, und folglich die Ausdrücke desselben figürlich und metaphorisch, mit Ertheilung der adverbiellen Form auf die Intension ziehen. So entsteht z. B. maxime, minime etc. Fer-

ner ist das Pronomen, besonders Demonstrativ, eine sehr fruchtbare Art, wie Adverbia entstehen. Man bestimmt nehmlich das Pronomen erst durch irgend ein Ortssubstantiv, z. B. loco, via, tempore, hora, und läßt dies nun aus, wodurch nun dies Pronomen eine ganz neue Beziehung erhält, oder man schafft sich einzelne, Verhältnisse andeutende Sylben, durch deren Gebrauch man wieder Nebenbestimmungen an das Adverbium fügt, z. B. cunque ἂν u. s. w. Die Comparation ist in der Darstellung eben dieselbe, wie bei den abgeleiteten Adverbien mit schon oben angeführten Ausnahmen.

Wir schließen mit folgenden Anmerkungen. Die Adverbia negandi und affirmandi dienen zum Ausdruck der Qualität eines Attributivs, und müssen mit demselben als ein Wort gedacht werden; z. B. Cajus ist nicht glücklich, heißt: Cajus und nicht glücklich sind vereint. Hier sieht man beiläufig die Möglichkeit, die Quantität eines Satzes auszudrücken. Etwas Aehnliches gilt von den Adverbien der Modalität, welche aber alle aus den einzelnen Darstellungsformen der Modalität abgeleitet sind, z. B. wahrscheinlich, nothwendig u. s. w. Diese gehören nun ihrem Wesen nach zum Sein, und dies wird gemeiniglich so dargestellt, daß sie diesem, wenn es rein in der Darstellung steht, unmittelbar folgen: Cajus ist wahrscheinlich glücklich. Doch kann man sie gemeiniglich eben so gut zum Prädikate ziehen.

Auch von den Präpositionen ist oben schon beiläufig gesprochen; allein hier erst kann ihre Betrachtung vollständig

ständig geschehen. Die Substanzen, sahen wir nehmlich, standen gegenseitig in Abhängigkeit. Diese Abhängigkeit aber konnte auf eine doppelte Art entspringen, einmal so, daß ein in der einen Substanz enthaltenes Merkmal der Grund der Abhängigkeit einer andern war; zweitens aber auch so, daß eine Einheit von Merkmalen, eine Substanz als solche, eine andere von sich abhängig machte. Der erste Fall ist oben bei dem Attributiv hinlänglich erörtert, auch von dem zweiten ist manches bei Gelegenheit der Casuum angeführt, und was dort dunkel bleiben mußte, soll nun hier erläutert werden. Es wird eine Form für die Darstellung der Abhängigkeit der Substanzen als solche gesucht. Die Abhängigkeit der Substanzen ist etwas ihnen nicht wesentliches; es ist nur ein Verhältniß, in welches sie treten, ein Zustand, der vorübergeht, in welchen sie gerathen. Diese Zufälligkeit des Zustandes, dieses Unwesentliche des Verhältnisses wird demnach den Charakter des Worts, und die Darstellung begründen. Ferner: es soll ein den Substanzen als solchen wesentliches Verhältniß dargestellt werden; daher muß diese Darstellung von etwas ausgehen, welches allen Substanzen realiter wesentlich ist. Endlich erhellt aus dem Begriff der Darstellung selbst, daß die Darlegung der Abhängigkeit auch vollständig geschehen müsse. Nun verfährt dabei die Sprache folgender Gestalt. Dasjenige, was den Substanzen als solchen wesentlich ist, ist der Raum, in welchem wir sie anschauen, und in ihm offenbart sich auch in der Form der Bewegung der Einfluß der Substanzen in einander. Daher ist es nun natürlich, daß die Sprache die Abhängigkeit und gegenseitige Beziehung der Substanzen auf einander

durch Raumverhältnisse zu bezeichnen sucht. Eben dadurch kommt auch in die Bezeichnung der Abhängigkeit selbst Einheit und Vollständigkeit; Einheit, weil eine einzige Form der Dependenz zum Grunde gelegt ist, nehmlich die Substanzen, so fern sie sinnlich, oder ausgedehnter Stoff sind; Vollständigkeit, indem eine kurze Erfahrung die räumlichen Verhältnisse erschöpft. Denn eine jede Substanz im Raume wird bewegt, oder in Ruhe gedacht; in beiden Fällen giebt es ein: neben, über, unter, durch, in, gegen, bei, nach, mit, und wie alle die Verhältnisse heißen, welche sich nach den Dimensionen des Raums, und aus dem Begriff mehrerer, neben einander sich bewegender und ruhender Substanzen vollständig darstellen lassen. Nun sind freilich mit diesen Darstellungen nur zuförderst die sichtbaren Arten der Abhängigkeit der Substanzen erschöpft; allein wenn der Mensch durch seine innere Kraft den Kreis seines Wissens erweitert; wenn er sich Begriffe uud Bilder schaft — Substanzen, welchen keine reelle Anschauung korrespondirt, welche er durch seinen Verstand und dessen Thätigkeit selbst hervorgebracht hat, — wie wird er da, wenn er die Dependenz und Beziehung dieser idealen Substanzen auf einander bezeichnen will, verfahren? Nicht anders, als wie er bei der Bezeichnung dieser Begriffe selbst verfuhr; hier verglich er das gefundene, die ideale Substanz mit einer realen, und wählte die Bezeichnung der letzten für die Bezeichnung der ersten. Dieselbe Operation nimmt er nun auch mit der Darstellung der Verhältnisse vor; den erschaffenen Begriff trägt er in der Form einer reellen Anschauung vor, und daher auf ihn die Abhängigkeit, ihre Arten und ihre Darstellungsform über. Sei die Substanz noch so

abstrakt, sie wird als im Raume existirend behandelt; und wenn die Dependenz der sinnlichen Substanzen im Raume nur vollständig in einer Sprache aufgestellt ist, und dies muß nach dem obigen sein: so ist vermöge der Metapher auch die Möglichkeit gegeben, alle andere Art der Dependenz darzustellen. So drückt zum Beispiel von im Raume die Bewegung einer Substanz auf eine andere ruhende aus; in der metaphorischen Darstellung bezeichnet von die würkende Ursache überhaupt.

Auch die mahlende Einbildungskraft braucht diese Wörter, um Umriß mit Umriß zu verbinden, und so zu Gruppen zu verknüpfen, welche, indem das mit einer Präposition hinzugefügte Substantiv in Hinsicht dessen, von dem es abhängt, in den Hintergrund tritt, den Grund zu einer Sprachperspektive legen, die durch die Casus obliquos an sich, und vorzüglich durch die Adverbia loci noch erweitert wird.

Die Präposition wird demnach mit dem Substantivo verbunden. Wie ist dies nun möglich? Es läßt sich der Fall denken, daß eine Sprache wie die englische, die Casus gar nicht bezeichnet, und dann liegt das Verhältniß der einen zur andern Substanz, einzig und allein in der Präposition; allein in einer Sprache, wo dies nicht ist, sondern Casuszeichen sind, hat die Verbindung große Schwierigkeiten. Denn welcher Casus soll gewählt werden? Der Nominativus? Dies gäbe den Begriff der Unabhängigkeit der Substanz, welcher hier ganz albern ist, da ja eben Dependenz dargestellt werden soll; dasselbe gilt vom Vokativ. Es werden demnach nur Casus obliqui mit Präpositionen können verbunden werden. Allein geht man sie einzeln durch: so findet man, eben

weil jeder derselben eine einzelne Bedeutung hat, beträchtliche Schwierigkeiten. Diese können nun nicht anders, als so gehoben werden, daß man hier die Casus blos als Zeichen der Dependenz behandelt, und nun, nach der Bedeutung der Präpositionen, den Casus wählt, welcher mit ihr am meisten übereinkommt; z. B. von drückt eine Substanz in Thätigkeit gegen die andere aus, und da dies mit einem persönlichen Verhältniß die meiste Aehnlichkeit hat: so regiert es den Dativ; durch drückt dagegen ursprünglich das leidende Empfangen einer Würkung aus, und regiert deswegen einen Accusativ, als den Casus für das sächliche Verhältniß. Indessen erhellt, daß man hier das Wort regieren gar nicht brauchen sollte; denn die Hauptsache ist die Wahl des obliquen Casus, als des Ausdruckes der Abhängigkeit; die eigentliche Bedeutung desselben wird mehr oder weniger Nebensache, so daß es nur ein Verbinden mit einem Casu, nicht ein Regieren desselben genannt zu werden verdient. Eine Präposition muß mit irgend einem der obliquen Casus verbunden werden, oft eine mit zwei oder drei derselben, aber versteht sich in einer verschiedenen Bedeutung. So regiert in im Deutschen, wenn es bezeichnet, daß eine Substanz die andere durchdringt, den Accusativ; allein den Dativ, wenn es Ruhe in einer Substanz andeutet, und das mit Recht; denn jenes Raumverhältniß drückt die Substanz, auf welche gewürkt wird, mehr als Sache, dieses mehr, als Person und Ziel aus. Es ist übrigens oben erinnert, daß eigentlich das Substantiv der Präposition nackt folgen solle, und in so fern wird eine Sprache ohne Casuszeichen freilich am richtigsten verfahren, wenn sie nur nicht zugleich die

allgemeine Darstellung der Abhängigkeit entbehrte. Die englische hat in einem einzigen Falle beide Arten der Darstellung in ihrer Gewalt, indem sie den Genitiv durch ein s andeutet, wenn sie ihn aber durch of zerlegt, dieses s wieder vernichtet.

Wir kommen nun auf die historische Bildung. Da die Präpositionen Verhältnisse bezeichnen: so sind sie gewiß später, als das Substantiv, aber doch unmittelbar nach demselben gebildet. Denn das historisch frühste, was wir erkennen, sind ja Substanzen, und das nächste sind die Verhältnisse derselben als Ganze zu einander; — denn da diese nichts sind, als Veränderungen im Raume: so werden sie sehr leicht sinnlich aufgefaßt und dargestellt. Diese Darstellung ist nun der letzte Punkt, auf den es ankommt. Die Natur der Präposition, daß sie nur eine Modifikation der Substanz, die Substanz in einem bestimmten Falle anzeigt, kann nur in der Sprachdarstellung durch Kürze erreicht werden; — denn dadurch erscheint sinnlich der Inhalt der Darstellung als Nebensache; — und ihr Verhältniß zur Substanz, durch eine innige Vereinigung mit derselben. Mit dem ersten Punkt hat es seine Richtigkeit; die Präposition gehört in allen Sprachen zu den Partikuln, und ist es auch würklich durch die, gegen das Substantiv und Attributiv gerechnet, merklich kürzere Form; was aber den zweiten Umstand betrift: so wird die Präposition nicht nur sehr selten, namentlich im Hebräischen bisweilen mit dem Worte vereinigt; sondern der Nahme zeigt sogar auf einen bestimmten Platz in der Darstellung hin, und die Erfahrung bestätigt es, daß, sehr wenige Fälle ausgenommen,

die Präposition einen abgesonderten Platz, und zwar vor der dependenten Substanz erhält. Der Grund davon ist dieser: die Präposition stellt ein Verhältniß nicht einer Substanz, sondern zweier dar; wenn nun die Präposition an den gewöhnlichen Platz der Casuszeichen, also an das Ende des Wortes gerückt würde: so erschiene diese Dependenz nicht deutlich genug; würde sie vorne vor die dependente Substanz, aber mit dem Substantiv sehr eng verbunden gerückt: so würde sie diesem Worte enger verbunden sein, und dadurch das Verhältniß des zweiten Substantivs verdunkeln. Daher ist der Natur der Sache nach, die Darstellungsform der Präposition kurz, und der natürlichste Platz hinter der würkenden Substanz, unmittelbar vor derjenigen, auf welche sie einfließt. Allein wie soll nun die Sprache überhaupt Zeichen erhalten für diese Verhältnisse? Die Antwort darauf ist diese: Da die Bestimmung des Orts bei einer jeden genauen Darstellung wesentlich ist, und folglich Ortsadverbien sehr nothwendig und wesentlich entstehen: so ist auch eben damit die allgemeine Darstellungsform für die Präposition gefunden. Es sind die Adverbia loci auf Verhältnisse der Substanzen zu einander angewandt, und in dem Augenblick, wo sie als enthalten in einem Attributiv dargestellt werden, verliehren sie diese Stelle und Würkung, und behalten blos ihre adverbielle Natur. Allein hier zeigt es sich nun sogleich, daß nicht ein jedes Adverbium, sondern nur diejenigen, welche den Raum ganz allgemein in Verhältniß auf die Substanzen bezeichnen, die eigentlich reinen Ortsadverbia zur präpositionellen Darstellung zu gebrauchen sind; Feldwärts kann keine Präposition sein, wegen der bestimmten Substanz,

welche es einschließt, aber über welches aus der bloßen Idee des Raums und irgend einer Substanz entsteht allerdings. Aus diesem Grunde haben so viele Sprachlehrer Adverbia unter die Präpositionen aufgenommen, weil die Möglichkeit da ist, daß sie das örtliche Verhältniß zweier Substanzen bestimmen, und also würklich in einzelnen Fällen eine Präposition werden können. Allein bei der Bestimmung der Wörter, welche zu diesem Redetheil gehören, muß man billig einen Unterschied machen. Diejenigen Wörter, welche fast immer ihre locale Bedeutung inhärent darstellen, sind als Adverbia anzusehen; aber diejenigen, welche nur selten also erscheinen, als Präpositionen. Nusquam, weil es mit gentium verbunden wird, und μεταξυ, μεχρι etc. sind keine Präpositionen, aber weil post auch adverbialiter steht, ist es von den Präpositionen nicht auszuschließen. Die Gränzen fließen hier in einander, und nach den meisten Fällen wird die Benennung gewählt. Da nun aber Handlung und deren Darstellung ursprünglich nichts, als ein Raumverhältniß ist: so verbinden sich die Adverbia des Orts, zu welchen auch, nach dem obigen, die Präpositionen gehören, mit den Participiis, um sie so zu modificiren. Nun bedeuten die Präpositionen entweder eine Nähe oder eine Ferne, also im allgemeinen eine Ruhe, und ein Nahen, und sich entfernen, also eine Bewegung; und diese bestimmten Raumverhältnisse, besonders die, welche eine Bewegung ausdrücken, passen sich vorzüglich gut zur Verbal-Darstellung, und daher erscheinen die eigentlichen Präpositionen ganz vorzüglich häufig an Verbis, um eigentlich den Raum, oder bei einer feinern Ausbildung des Geistes, eine Metapher darstellen zu hel-

fen, und eine Modifikation in der Bedeutung des Verbi hervorzubringen. Daß diese Wörter dann aufhören, Präpositionen zu sein, oder daß sie, da das Raumverhältniß als enthalten in einer Handlung dargestellt wird, adverbiell gebraucht werden, versteht sich von selbst; sie müßten denn bloße Verkürzungsmittel in Hinsicht der folgenden dependenten Substanz sein.

Ehe wir nun zu dem folgenden fortgehen, wollen wir erst einen Blick auf den Weg werfen, welchen wir zurückgelegt haben. Zuerst hat sich die Erklärung der Sprache, daß sie dargestellter Verstand und Einbildungskraft sei, in dem Materiale des artikulirten Tons sich äußernd, allerdings bestätigt; und wir haben in jeder der aufgestellten Wortarten, den Antheil des Verstandes und den der Imagination unterschieden. Aber diese Wortarten selbst, welche wir in diesem Buche betrachtet haben, sind auch, weil sie sich auf die Urbegriffe des Verstandes gründen, vollständig; es kann, da die Darstellung des Verstandes Grundform der Sprache ist, nicht mehr geben, als die eben aufgezählten. Das Resultat des Ganzen wird nun folgendes sein: So wie die ganze Wortmasse sich theilen ließ in Darstellungen für Anschauungen und für erworbene Begriffe, und jene Klasse das Fundament von dieser ist: so theilt sich die Sprache, als in Wortarten klassificirt, in Pronominal-Formen und eigentliche Redetheile. Die erstern sind ihrer reinsten Art nach repräsentativ; sie befassen in so fern nur die nothwendigen Bedingungen der Darstellung dargestellt, thei-

len sich aber, eben weil sie die übrige Sprache repräsentiren, in Substantiva und Adjektiva. Der Verstand aber ist, seiner Natur nach, gezwungen, alle seine Begriffe in zwei Klassen zu spalten: in Substanzen, welche durch das Substantiv, und in Accidenzen, welche durch das Attributiv dargestellt werden. Ein Attributiv aber kann in einer doppelten Form erscheinen; einmal der Substanz unmittelbar inhärirend, als Adjektiv oder Particip, oder auch mittelbar als Adverbium. Die Attributiven der ersten Art sind doppelt: erstlich eine Substanz konstituirend, und dann von ihr selbst abgeleitet und energisch in der Darstellung Adjektiva und Participia. Diese sind nun die Hauptklassen der Wörter. Nun fragt es sich nach der Darstellung der Causalität und Dependenz. Die Dependenz entsteht entweder aus einer Vereinigung der Accidenzen, oder aus einem einzelnen Accidenz, welches der Substanz inhärent ist. In beiden Fällen ist also die Substanz die erste Ursache; die Substanz als Causalität wird durch die Casus rectos, und in Dependenz durch die obliquos oder durch Präpositionen dargestellt; im letztern Falle eben so; nur muß das einzelne die Dependenz verursachende Accidenz dann besonders dargestellt werden, mit einem Worte: Adjektiven und Participien regieren Casus. Alle Attributiva aber, als intensive Größen, haben einen Grad, und dessen Darstellung ist die Comparation. Die Substanz, ihrer Quantität nach, hat Numeros, und für eine bestimmtere Darstellung Zahlwörter; das Attributiv erhält für die Darstellung der Qualität gar keine Zeichen. Nun aber sollte alles dies in Beziehung auf ein Erkenntnißvermögen erscheinen; dies ist nur möglich unter der Bedingung des

Seins, und dessen nothwendige Formen lehrt uns die Modalität, und in der Darstellung giebt dies Modos.

Nun verbindet sich aber das Sein, seiner Natur nach, mit den Participien; diese Form ist der Infinitiv, und dann wieder mit den personellen Pronominal = Formen, daraus entsteht das Verbum finitum; endlich aber verbinden sich die Adverbia des Orts mit den Pronominibus der dritten Person, und daher die Demonstrativ-Pronomina. Diese letztern Klassen entspringen daher aus den obern, durch Verbindung zweier Redetheile mit einander. Nun lassen sich folgende Erklärungen erst verstehen: das Substantiv dekliniren heißt die möglichen allgemeinern Verhältnisse derselben, der Zahl der Causalität und Dependenz nach, durch die formelle Bezeichnung angeben. Conjugiren heißt an einem ursprünglich energischen Attributiv vereinigt mit dem Verbo Sein und den reinen Pronominal = Formen die möglichen, personal, temporal, numeral und modal Verhältnisse durch die bestimmten Darstellungsformen bezeichnen.

Das obige enthält die wesentlichen Wortarten, und ihre Verbindung; durch Hinzufügung von Unterabtheilungen kann man sich dies Schema leicht vollständig machen. Bis jezt aber ist die Sprache als Darstellung der Verstandes = Begriffe betrachtet; nun muß man sie auch als dargestellten Verstand betrachten. In so fern erhält ein jedes Wort eine neue Bedeutung; Substanz ist für den Verstand eine Vereinigung von Accidenzen, eine Vielheit in einem, also auch das Substantiv in der Darstellung; das Accidenz ist ihm eine Einheit in der Substanz, also auch das Attributiv, dies läßt sich mit den gehörigen Modifikationen auf einen jeden Redetheil

ausdehnen. Die Einbildungskraft dagegen betrachtet die Redetheile als Bilder, und giebt nach diesem Bedürfniß einem jeden eine eigenthümliche Bedeutung, die Substanz ist ihr ein Umriß, in welchem etwas enthalten ist, und das Attributiv das im Bilde enthaltene die Farbe.

Nun ist aber der Verstand und die Einbildungskraft nichts anders, als Vermögen, jedes nach seiner Art eine Anschauung aufzufassen und aufzulösen, und die Sprache selbst, ist anfangs nicht mehr, als die Darstellung der Anschauung. Sie besteht, wie jene Vermögen, aus Darstellungen zweier ihrer Funktionen, aus der Darstellung der gegebenen Begriffe und Bilder, welche sind als Substanzen, und aus denen durch Urtheil, Schluß und produktive Einbildungskraft erworbenen Begriffe und Bilder, welche sind als reine Vorstellungen. Diese Vorstellungen werden erst möglich durch die Anschauung; sie sind von dieser abgeleitet, durch diese entstanden, und dies spiegelt die Darstellung sehr gut durch die Metapher. Aber ein jeder Begriff, sei er durch eine Substanz, oder Urtheil und Schluß entstanden, hat als Begriff, und jedes Bild, sei es aus Anschauung, oder produktiver Einbildungskraft entsprungen, hat als Bild, folglich beide als Vorstellungen gleichen Werth, und daraus folgt sehr natürlich als Darstellung gleiche Form. Nun sind aber die Bilder Begriffe und Darstellungen der Anschauungen, weil die Sprache ein historisches Produkt ist das frühere, folglich werden die Bilder und Begriffe, welche erworben sind, eben so wie Anschauungen in der Darstellung behandelt werden, oder wie wir es oben ausdrückten, die ideale und reale Welt erhalten in

der Darstellung eine gleiche Form, und dies geht aus dem dritten Punkt unserer Untersuchung hervor, so fern die Sprache historisches Produkt ist.

Das letzte endlich ist nun die Darstellungsform selbst. Wir sahen, daß sich bei den meisten Wortarten aus ihrer Natur und der des artikulirten Tons eine Darstellungsform ableiten ließ. Allein dies war auf zweierlei Art möglich: zuerst durch hörbare Formen, und zweitens durch die bestimmte Stelle gegen andere Wortarten, welche dann das Verhältniß zu andern ausdrückte. Hiedurch nun ist es möglich, eine hörbare Einheit in die Darstellung zu bringen, nicht blos eine unsinnliche; nicht blos aus der Bedeutung der Worte den Zusammenhang in den Vorstellungen errathen zu lassen, sondern ihn würklich darzustellen in die Sinne fallend, freilich in individuellen Formen, aber doch nach allgemeinen und nothwendigen Gesetzen. Demnach ist die Sprache, nach dem oben Auseinandergesetzten betrachtet, eine Masse dargestellter Vorstellungen, in welcher aber die mit Bewußtsein erschaffenen, und die durch die Empfindung erhaltenen Begriffe und Bilder in der Darstellung nicht gesondert werden. Daher läßt sich nun die Möglichkeit denken, daß die Sprache, in deren Darstellung alles wie eine Anschauung behandelt wird, zu großen Irrthümern Anlaß geben kann. Diese Irrthümer aber würden, wo nicht ganz vermieden, doch sehr eingeschränkt werden, wenn es möglich wäre, die Darstellung so entfernt als möglich von der Anschauung zu halten. Der allgemeinen Form nach geht dies nun freilich nicht; allein durch Zeichen, welche gar keinen Zusammenhang mit der Realität haben, oder deren Bedeutung wesentlich auf eine

gewisse bestimmte Zahl von Accidenzen, deren Repräsentant das Zeichen wird, eingeschränkt ist, muß ein großer Theil des Irrthums vermieden werden können. Man sieht leicht, daß ich von den erfundenen Wörtern, dem Kunstworte spreche. Da nun aber die ganze Sprachmasse aus Darstellung besteht, von dem, was die Einbildungskraft und der Verstand durch die Anschauung empfängt, und darauf fußend produzirt: so läßt sich ein Isoliren derselben denken, sowohl für die Imagination, als für den Verstand, und so eine Anwendung der Sprachzeichen zur Hervorbringung eines successiven Gemähldes, oder einer Verbindung von Begriffen zur Einheit für den Verstand, nur muß beides in der Form der Verständlichkeit geschehen. Durch jenes würde eine Annäherung an die Anschauung, durch dies eine Entfernung davon entstehen.

Sieht man nun aber auf den Zusammenhang der Wortarten unter einander: so fällt eine große Verwandtschaft aller gegenseitig in die Augen. Das Substantiv ist mit dem Attributiv aufs genaueste, wie Substanz und Accidenz verwandt; beide sind ursprünglich eins, und das Adverbium ist Darstellung des Accidenz, also des Attributivs in einem Fall. Eben so sind die Arten des Attributivs, Particip und Adjektiv, sehr genau verbunden. Das Pronomen ist nur das höchste Substantiv, und hängt durch das Demonstrativ mit dem Adverbio zusammen, wie der Artikul mit dem Demonstrativ, das Adverbium aber schließt sich wieder an die Präpositionen. Diese absolute Einheit aller Wortarten aber macht es möglich, eine in die andere zu verwandeln nach den Bedürfnissen der Darstellung. Dieses Verfah-

ren heißt die Ableitung, und die Sprache hat gemeiniglich dafür bestimmte Sylben, welche von einzelnen Worten entstanden zu sein scheinen, und bald Substantialität, Attributivität, bald Adverbialität anzeigen, denn diese sind die hauptsächlichsten Wortarten. Ein Substantiv kann demnach ein Attributiv und Adverbium werden, indem die Summe der Merkmale, welche es einschließt, als eins einer Substanz mittelbar oder unmittelbar inhärent dargestellt wird. Ein Attributiv kann als Abstraktum Substantialität als einem andern Attributiv inhärent Adverbium werden. Sein mit Adjektiven bildet eine unvollkommnere Art von Verbis, und das ächte Verbum selbst schließt durch den Infinitiv ein Substantiv, und als Particip ein Attributiv in sich. Ein Adverbium kann zu einem Attributiv erster Art, und damit zu einem Substantiv werden. Eine Präposition kann in ein Adverbium, und als dieses in ein Adjektiv und Substantiv sich verwandeln. Ferner können mehrere Pronomina zu reellen Adjektiven werden, und mit einem Worte: die Möglichkeit ist da, daß fast jede Wortart in eine jede andere sich verwandeln könne; besonders aber können die Hauptwortarten, nehmlich Substantiv und Attributiv in einander übergehen. Daraus entsteht nun die sehr wichtige Folge, daß die Sprache frei und ganz unabhängig wird. Bis jezt konnte nehmlich die Sprache sich nie ganz von der sinnlichen Natur, der Anschauung, aus der sie entsprang, losreissen; was ihr in dieser als Substanz erschien, mußte sie auch so aufstellen; was sich als Accidenz zeigte, mußte sie auch so darstellen. Allein durch Ableitung und Verwandelung des einen in das andere, ist, so bald die Vernunft diese Ver-

wandlung als Bedürfniß fordert, aller Zusammenhang der Sprache mit der Sinnlichkeit abgebrochen; und die Sprache kann unabhängig von allen Gegebenen, dies der Vorstellung gemäß, welche die Vernunft sich davon erwirbt, darstellen. Dadurch erhält nun freilich die Sprache einen sehr eigenthümlichen Charakter. Der Mensch kann sie nehmlich als Mittel brauchen, seine Vorstellungen nicht nur, sondern auch die individuelle Subjektivität derselben darzustellen; sie wird Instrument für ein einzelnes, freies Wesen, und ein Mittel, die ganze Welt, so fern sie als Vorstellung in uns wohnt, uns zu unterwerfen in der Vorstellung. Hiemit ist nun freilich die Möglichkeit gegeben, die albernsten und abgeschmacktesten, aller Erfahrung und Spekulation widersprechenden Vorstellungen darzustellen, aber auch der Weg gebahnt, alle mögliche Spekulationen, welche der gemeinen Sinnlichkeit widersprechen, und die Natur ihrer Wesenheit nach aufzufassen. Da aber durch diese absolute Freiheit der Sprachdarstellung der Zusammenhang mit der sinnlichen Natur nöthigen Falls kann zerschnitten, und durch Spekulation die Wahrheit kann ergriffen werden: so muß eben darinn die Möglichkeit liegen, auch den Schein der Wahrheit zu produciren, und den Zusammenhang mit der sinnlichen Natur wieder herzustellen. Und so zeigt sich denn schon hier sehr klar, welchen schwebenden und unbestimmten Charakter die Sprache erhält; wie es möglich ist, alle Funktionen des Verstandes, nehmlich die geschaffenen und realen Begriffe, alle Bilder der Einbildungskraft, die idealen und realen nicht nur darzustellen, sondern auch nach allen Richtungen darzustellen, die geschaffenen Begriffe und Bilder als reell und wieder

umgekehrt, und daraus folgt, daß es ein Princip geben müsse, nach welchem diese Sprachdarstellung zu ordnen sei.

Aber ehe wir die hier dunkel angedeuteten Materien auseinandersetzen können, müssen wir folgendes betrachten. Durch die angegebenen Wortarten und deren Veränderungen ist die Möglichkeit einer Darstellung begründet, aber noch nicht die Form angegeben, in welcher sie zur Würklichkeit kommen kann. Die Anschauung, denn dahin müssen wir immerfort zurück, enthält eine unendliche Mannichfaltigkeit; wir haben die Möglichkeit gesehen, diese einzeln zu zerlegen, aber noch nicht die Art und Weise gefunden, diese Mannichfaltigkeit wieder zu verbinden. Nun könnte freilich jemand denken, daß durch ein Zusammenstellen der Mannichfaltigkeit diese Verbindung wieder hergestellt würde; allein theils sehen wir nicht, wie die Einheit anders, als errathen werden könnte; theils steht ja auch die Anschauung in einem Verhältniß zu einem Erkenntniß-Vermögen, welches noch nicht dargestellt ist. Wir müssen demnach zunächst diejenige Form suchen, durch welche diese Wortarten, welche die Anschauung zerstückelt haben, zu einer Einheit verbunden werden, und damit die Einheit der Anschauung in der Natur, ebenfalls in der Sprachdarstellung wiederherstellen. Damit wird sich das folgende Buch beschäftigen.

Drittes

Drittes Buch.

Wir beginnen das dritte Buch mit der weitern Entwickelung der Idee, mit welcher das zweite schloß, und bahnen uns dadurch einen Weg zur Auffindung dessen, was den Inhalt dieses Buches ausmachen soll.

Wir sind durch unser Wesen gezwungen, eine außer uns stehende Natur anzunehmen, und indem wir diese anschauen, erhalten wir Vorstellungen von ihr, und dadurch eignen wir sie uns zu, machen wir sie unser. Die Summe unserer Vorstellungen müßte also mit der Summe der Substanzen, in welche wir die uns umgebende Natur zu zerschneiden genöthigt sind, und mit der Summe der Merkmale dieser Substanzen übereinkommen; und die Sprache als Darstellung unserer Vorstellungen wäre, in Rücksicht auf die Zahl der Zeichen, ebenfalls darauf begränzt, und würde demnach eine sklavische Copie davon sein. Allein in uns wohnt ein freier, selbstthätiger Geist, welcher theils ganz unabhängig von der Natur, durch Denken die Sphäre seiner Vorstellungen erweitert, theils durch ein Handeln und Würken auf die Natur, diese in andere Gestalten und Formen zwingt, und indem er alles dies bezeichnet und darstellt, den Umfang der Sprache über die rohe Natur und Sinnenwelt hinweg ausdehnt, und die Sprache zum Symbol eines gebildeten Geistes macht. Daher muß das Denken als

eine freie Handlung auch eine freie Darstellung haben; und diese formelle Freiheit erhält die Sprache durch die Möglichkeit der Vertauschung der Darstellungsformen. Nur kann freilich dies Mittel gemißbraucht werden; und dies geschieht, wenn es leeres Formenspiel wird, und der Darstellung keine Vorstellung, kein Etwas, das gedacht werden kann, zum Grunde liegt.

Nun steht auf einer gewissen Stuffe der Erkenntniß die Anschauung in zwei Beziehungen. Zuerst schauen wir sie an im Raume; sie erscheint uns außer uns stehend; zweitens ist sie Empfindungen würkend. Beides verhält sich wie Ursache und Würkung; und der sich selbst überlassene Verstand schließt daher, ohne das Gesetz zu kennen, durch welches er dazu berechtigt wäre, von dem Dasein der Empfindung auf eine Substanz, und zurück von der Anschauung einer Substanz auf eine erfolgende Empfindung. Allein die Substanz als Grund der Empfindung, erscheint als ein vereinigtes Mannichfaltige, aus dem die Totalität der Empfindung zu erklären ist; sofern dies nun geschieht: so erhält das Mannichfaltige der Substanz einzeln betrachtet, den Namen Merkmale. Der Verstand sieht sich nun genöthigt, diese doppelte Ansicht der Substanz aufzufassen, und jenen obengedachten Unterschied würklich zu machen; er trennt, was ursprünglich eins ist, Substanz und Accidenz; er befaßt eine Menge Accidenzen, betrachtet sie vereinigt und als Merkmale, und so werden sie Substanz, und diese Merkmale sind nun natürlich wesentliche; dieselben Merkmale aber, nicht zu einem vereinigt, sondern nur vereinbar, getrennt, zerstreut, einzeln als blos möglich zu einer Vereinigung gedacht, sind ihm, der Natur der

Sache nach, zufällig erscheinend, sind Accidenzen. Wie die Sprache diesen Unterschied der Vorstellungen dargestellt, haben wir oben gesehen; hier wollen wir nur aufmerksam machen auf die Nothwendigkeit einer Form, durch welche diese, lediglich durch ein Bedürfniß des Verstandes veranlaßte Trennung wieder aufgehoben, und die ursprüngliche Einheit der Anschauung wieder hergestellt wird. Nun hat freilich das vorige Buch, ohne daß wir weiter darauf aufmerksam gemacht haben, eine Reihe von Formen schon begründet, und wir müssen diese einzeln prüfen, theils um zu sehen, ob nicht einige derselben das würklich schon leisten, was wir verlangen, oder wenn dies nicht sein sollte, ob diese nicht etwa Annäherungen an das sind, was wir suchen, und so wenigstens eine deutlichere Einsicht in dasjenige verschaffen, was noch hinzukommen muß, um sie gänzlich zu dem gesuchten zu machen.

Die erste und einfachste Form, welche durch das vorige Buch begründet worden, ist die bloße Darstellung der Substanz, also die bloße Nennung eines Substantivs, welches man die Form der Substantialität nennen kann. Diese Darstellung kann natürlich nur dann statt finden, wenn das empfangende Subjekt die Vorstellung von einer Menge Merkmalen in eins vereinigt erhalten soll, welches durch ein Substantiv geschieht. Nun ist aber das Urbild der Substantialität die Anschauung, und daher kommt dieser Art der Darstellung das allgemeine Prädikat aller Anschauung, das Sein zu; und dies kann, es erscheint uns bis jezt gleichgültig, der Darstellung der Substanz würklich beigefügt, oder als eine aus der Natur des dargestellten sich ergebende, wesentliche

Bestimmung ausgelassen werden. Es scheint demnach gleich zu sagen: der Baum und: der Baum ist.

Die zweite durch das vorige Buch begründete Form, ist die der Dependenz. Es ist nehmlich oben gezeigt, daß es auf verschiedene Art möglich sei, die Abhängigkeit einer Substanz theils unmittelbar durch Casus obliquos und Präpositionen, theils mittelbar durch Attributiva darzustellen. Allein es ist klar, daß diese beiden Formen nicht das leisten, was wir zu finden wünschen; wir suchen nehmlich eine Form, in welcher die Empfindung und die Anschauung unmittelbar so vereinigt werden, wie sie in der Natur eins sind. Die Form der Substantialität kann es nicht sein, denn sie stellt nur die Anschauung schlecht weg auf; die Form der unmittelbaren Dependenz eben so wenig, denn durch sie werden nur zwei Anschauungen in ein Verhältniß gestellt, und in beiden Fällen ist noch gar nicht von der Empfindung die Rede.

Nun giebt es aber eine dritte Form ebenfalls durch das vorige Buch begründet, welche wir die Form der Inhärenz nennen wollen, und zu welcher, wie aus dem folgenden sich zeigen wird, auch die Form der mittelbaren Dependenz gerechnet werden muß, und deren Entstehung wir uns zuförderst so denken können. Eine jede Substanz hat in einer gewissen Bedeutung Merkmale, und zwar sind diese, weil und sofern sie die Substanz konstituiren, wesentliche. Allein nun kann die Substanz in der Anschauung, noch durch eine Menge anderer Merkmale bestimmt sein, welche als Anschauung und in derselben wesentlich sind; in Hinsicht auf den Verstand aber, welcher eine allgemeine Substanz, und in Hinsicht

auf die Darstellung, welche ein Appellativ zum Ausdruck derselben bedarf, zufällige sind. So ist zum Beispiel: Dreieck, solcher zufälligen Merkmale fähig, welche aber der Anschauung als solcher wesentlich sind, z. B. gleichseitig, gleichschenklich, rechtwinklich. Nun ist aber der Fall möglich, daß entweder eins der wesentlichen Merkmale ein Hauptmoment der Darstellung werden soll; oder, und dies ist wohl häufiger der Fall, daß ein zufälliges Merkmal, dessen Dasein an einer Substanz, man durch eine gewisse andere Operation anderweitig schon anerkannt hat, einer Substanz soll beigelegt, und sie dadurch der Individualität soll näher gebracht werden. Die Darstellung unterscheidet die beiden hier angegebenen Fälle nicht, sondern verfährt, weil das wesentliche und zufällige Merkmal als darzustellend, einen gleichen Rang erhält, auf ein und dieselbe Art. Sie sondert das Attributiv von der Substanz ab, und legt es ihr, als ihr inhärent wieder bei, indem sie es neben die Substanz sezt, ohne welche es gar nicht dargestellt werden kann, wenigstens nicht in attributiver Form, und es so als enthalten darstellt, z. B. der grüne Baum ist. Diese Form der Inhärenz scheint nun in der That das Gesuchte zu sein, denn hier ist ja, wie wir verlangten, die Empfindung und die Anschauung, das Accidenz und die Substanz, das Attributiv und Substantiv mit einander vereinigt. Die Trennung des Verstandes ist aufgehoben, die Vereinigung wieder hergestellt. Allein wenn wir genauer zusehen: so finden wir, daß diese Behauptung nur einigermaßen wahr ist. Denn zuförderst entspringt diese Form nur aus einem Mangel, und dasselbe ist es mit der De-

pendenz. Gäbe es eine Form, durch welche der Baum des Gartens dargestellt würde, wie denn die Composition in manchen Fällen dies thut, eine andere, durch welche der grüne Baum dargestellt würde, gäbe es ein solches Substantiv, oder würde es erschaffen: so würden diese Formen, eine Substanz durch ein Attributiv näher zu bestimmen, gar nicht vorkommen, sondern statt dessen immer nur ein einziges Substantiv, dem sie also gleich sind. Zweitens aber, und dies ist die Hauptursache, leistet diese Form nur beim ersten Anblicke das, was wir verlangten. Wir wollen nehmlich eine Form haben, in welcher die ursprüngliche Einheit der Anschauung, das heißt, die Einheit der Substanz und Empfindung wieder hergestellt würde; aber in der Darstellung der Inhärenz ist ja das Accidenz nicht Darstellung der Empfindung, sondern Aufstellung eines Merkmals, Theil der Substanz. Wenn ich sage: der grüne Baum ist: so entwirft meine Einbildungskraft das Bild eines Baumes, und sezt in diesem das Grün. Dadurch wird freilich der Baum mit seinem Grün als ein möglicher Gegenstand der Empfindung charakterisirt, aber durchaus nicht als ein würklicher, außer freilich so fern er ist, und ich das Sein überhaupt empfinde; allein darauf werden wir unten zurückkommen. Da uns nun mehrere Darstellungen durch das vorige Buch nicht angegeben sind, und wir in keiner die gesuchte Vereinigung der Empfindung als solcher mit der Substanz zu Stande gebracht finden, wollen wir uns diese Formen als Tendenzen und Annäherungen davon merken, und es versuchen, auf einem andern Wege das Gewünschte zu erlangen.

Unser Verhältniß zu den Substanzen erscheint uns als folgendes. Wir schauen sie im Raume als außer uns stehend an, und sie hängen mit uns zusammen durch ein Einwürken auf uns, dem wir einen Widerstand entgegenzusetzen genöthigt sind. Durch dieses Widerstehen erfolgt nun etwas, erscheint ein Produkt, dem wir den Nahmen Empfindung geben, und diese ist demnach das Mittelglied, welches das Subjekt, auf welches die Substanz würkt, mit dieser Substanz selbst vereinigt. Diesen ganzen Zustand nun, in welchem wir uns bei einer jeden Anschauung befinden, der sich bei einer jeden wiederholt, muß der Verstand nothwendig wiederholen, in Begriffe kleiden, und die Sprache wesentlich darstellen. Es muß demnach in dem Verstande und in der Sprache nothwendig eine Form sein, in welcher sich nicht blos die Möglichkeit einer Anschauung, sondern auch die Würklichkeit derselben, der Zustand des Anschauens selbst dargestellt findet; denn der Verstand ist ja nichts anders, als die Kraft, welche die einzelne Anschauung und einzelne Empfindung einzeln auffaßt und verwahrt, und diese in immer weitere und weitere Kreise auflößt, bis Anschauung und Empfindung zulezt nur als solche erscheinen, welche dann der Verstand als Substanz und Accidenz aufstellt, und daher sind die Categorien nichts anders, als die Anschauung nach der Urkraft des menschlichen Geistes bestimmt. Befinden wir nns demnach, indem wir in Anschauung begriffen sind, in einem Zustande, in welchem wir durch die Empfindung, mit dem im Raume ausgedehnten vereinigt sind, ist in diesem Zustande nichts enthalten, als ein Subjekt, auf welches gewürkt wird, durch eine würkende

Subſtanz; und ſteht als Reſultat die Empfindung da; und ſoll alles dreies eins ſein, obgleich aus einem Gegenſatze entſprungen: ſo muß ja nothwendig dieſe allgemeine Form das Anſchauen ſpiegeln. Da nun aber die Categorien die mögliche Anſchauung nach einzelnen Momenten beſtimmen, die geſuchte Form aber einen Zuſtand ausdrücken ſoll, in welchem das Anſchauen nach allen Momenten auf einmal beſtimmt erſcheint: ſo ſcheint ſie etwas noch höheres, als die Categorien ſein zu müſſen. Dieſes höhere wäre nun möglich, wenn man die einzelnen Anſchauungsweiſen zur Einheit verbände, und ſo durch eine abſolute Vereinigung ihrer ſelbſt, eine neue Form erzeugte, welche, weil ſie nichts wäre als ſie, ihnen gleich, und weil ſie ſie alle in ſich ſchließt, gewiſſermaſſen höher wäre, als ſie ſelbſt. Nun iſt Subſtanz der Titel, unter welchem der Verſtand das im Raume Ausgedehnte begreift, Accidenz, der allgemeine Ausdruck für Empfindung; beide ſind ſich entgegengeſezt, und ſollen durch eine andere Categorie vereinigt werden; und zwar nach unſerer Darſtellung durch eine, welche den Begriff eines anſchauenden Subjekts als ſolchen in ſich ſchließt, folglich einer Intelligenz, welche als anſchauend gewahr wird die Subſtanz im Raume, und die Empfindung davon in ſich. Dieſes ſchließt nun die Categorie der Modalität in ſich, und ſo entſteht durch dieſe Vereinigung der Relation und Modalität, etwas neues und höheres; etwas neues, nehmlich die Auffaſſung nicht der einzelnen Momente der Anſchauung, ſondern die Einheit derſelben zu einer Anſchauung ſelbſt; etwas höheres, ſofern der Zweck höher iſt, als die Mittel, das Gebäude wichtiger, als die Materialien. Dieſe Form nun, in wel-

cher der Zustand des Anschauens aufgefaßt, in welcher die Ur = Theile der menschlichen Erkenntniß, Substanz und Attribut, durch den reinen Begriff einer anschauenden Intelligenz vereiniget, in welcher die ursprüngliche Einheit der Anschauung wiederhergestellt, in welcher sie nicht blos möglich, sondern geschehend aufgestellt wird, heißt: Urtheil. Allein auf diese Art, scheint es, enthielte jedes Urtheil nichts, als A = A. Da indeß A nichts ist, als a. b. c. d, indem es diese Prädikate enthielt: so sind noch folgende Urtheile möglich: A ist b, oder a, oder c, oder d. Mit dem Grunde aber, warum A enthalte a. b. c. d. läßt sich die Sprachlehre unverworren; diese Untersuchung liegt in einem andern Felde. Für die Sprachlehre giebt es nur analytische Urtheile, und sie sezt die Synthesis im Subjekte voraus.

Diese Operation des Verstandes soll dargestellt werden; nun wissen wir, ist das Substantiv die Darstellung der Substanz, und das Attributiv die des Accidenz; das Verhältniß beider aber zu einer Intelligenz wird durch Sein ausgedrückt. Nun soll dargestellt werden der Gegensatz zwischen Substanz und Accidenz, und daher muß das Substantiv von dem Attributiv getrennt werden. Jedoch ist mit der bloßen Trennung die Sache nicht abgemacht; denn auf diese Art, wenn das Attributiv nur neben die Substanz gesezt würde, erschiene die Form der Inhärenz. Dennoch kann das Gegenüberstellen durchaus in der Sprache nicht anders geschehen, als durch ein Nebeneinandersetzen, und nur einigermaßen wird es dargestellt durch eine dazwischen gesetzte Form, und eine dadurch vergrößerte Entfernung vom Substantiv. Diese Form kann nun nichts anders

sein, als das Sein, nicht weil es das einzige von den Formen ist, von welcher der Platz noch nicht bestimmt worden, sondern weil die Intelligenz der Punkt ist, in welchem die Empfindung sich vereint, und daher in der Darstellung billig die Mitte einnimmt. Hier muß demnach allemal ein Sein liegen, mag es nun durch diese Form, oder in einer andern erscheinen, theils weil die Empfindung ohne empfindendes Subjekt nicht denkbar ist, theils weil auch der Gegensatz ohne dies nicht dargestellt werden könnte. Allein nicht blos der Gegensatz, auch die Einheit und Vereinigung sollte ausgedrückt werden, und daher hat das Sein der Darstellung die copulative Kraft. Man muß hiemit vergleichen, was wir im zweiten Buche von dem Sein sagten, und die Behauptungen dort mit jenen hier und umgekehrt bestimmen. Diese Darstellung des Urtheils in der Sprache heißt: Satz, und seine Verstandesform und seine Theile sind durch das Vorhergehende bestimmt. Hier zeigt sich nun auch, was dies Buch enthalten kann, und enthalten muß, nichts anders, als die Lehre von dem Satze, die Sprache als Darstellung der Urtheilskraft betrachtet.

Die nothwendigen Theile des Satzes aber, erhalten folgende Nahmen, welche sie mit den Theilen des Urtheils gemein haben. Das Unbedingte, der Begriff, die Substanz, welcher in der Darstellung das Substantiv zum Grunde liegt, erhält im Urtheile und im Satze den Nahmen Subjekt, das Sein von seiner Kraft den Nahmen Copula, und das Accidenz, dem in der Darstellung das Attributiv korrespondirt, heißt im Urtheile und Satze Prädikat. Hier sieht man nun den Grund derjenigen

Regel, welche heißt: Sein hat vor und nach sich gleiche Casus, und zwar nahmentlich den Nominativ. Sein drückt nehmlich nur die Ausdehnung im Raume überhaupt aus; es bezeichnet eine Ruhe, keine Bewegung; ist daher nicht so, wie die andern Redetheile, energisch und regierend, sondern eine schon vollendete Vereinigung darstellend. Dies ist der Grund, warum das Prädikat, welches mit dem Subjekte als eins gedacht werden soll, mit demselben im gleichen Casu stehen; und da das Subjekt unabhängig gedacht, folglich im Nominativ dargestellt wird, das Prädikat im Nominativo stehen muß. Man hüte sich ferner, Substantiv und Attributiv so schlechthin für eins mit Subjekt und Prädikat zu halten. Substantiv und Attributiv sind freilich die Urbilder, die einfachsten Darstellungen des Subjekts und Prädikats; allein sie bedeuten doch als diese mehr, wie als jene; als Subjekt und Prädikat erhalten sie eine neue Bestimmung, aus möglichen Anschauungen und Empfindungen werden würkliche. Bei dem Subjekte ist indessen dieser Unterschied geringer, es steht als Subjekt und als Substantiv ausgedehnt im Raume, dagegen ist bei dem Attributiv der Unterschied größer, ob es als bloßes Attributiv, oder Prädikat gebraucht wird. Als jenes ist es enthalten in der Substanz, ihr inhärirend, ist es Merkmal; im letztern ist es ausgehend von der Substanz und empfunden. In jenem Fall erscheint es räumlich, als Grund einer einzelnen Empfindung; in diesem als auf ein Subjekt einwürkend. Keine mir bekannte Sprache stellt diesen Unterschied des Attributivs, da es bald die Causalität der Empfindung, bald die Empfindung selbst bezeichnet, dar, als die in so vieler Hinsicht treffliche

Deutsche. Sie sagt mit zwei verschiedenen Formen, der grüne Baum, und der Baum ist grün, und braucht, um dies Attributiv als Prädikat darzustellen, nicht das Adverbium, denn dies kann der Natur der Sache nach, nicht als Prädikat stehen, sondern die adverbielle Form. Die Antwort auf die Frage, wie beide Formen sich unterscheiden, ist: daß sie ihrem Inhalte nach gar nicht unterschieden sind, aber wohl der Darstellung nach. Der grüne Baum zeigt eine Substanz als möglich anzuschauen, besonders einem gewissen Merkmale nach empfindbar; der Baum ist grün zeigt eine Substanz als würklich angeschaut und in einer Hinsicht vorzüglich empfunden; diese Empfindung des Anschauens mag nun in Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft fallen. Allein auch jene Tendenzen zum Satze, jene Form der Substantialität, Dependenz und Inhärenz sind, wenn wir nur das Verbum Sein ihnen hinzufügen, ächte und wahre Sätze, sofern nehmlich die reine Ausdehnung im Raume als Empfindung betrachtet wird; sofern als die Totalität der Empfindung, wesentliche oder diesen hinzugefügte Merkmale zur Darstellung hinreichend sind. Sein ist hier nicht allein copulirend, sondern auch prädikativisch; Sein drückt hier nicht allein die ideale Existenz der Darstellung, sondern auch die reelle der Substanz aus; die Darstellung ist eine verkürzte, und heißt vollständig: der Baum ist seiend.

Nach dieser Ansicht des einfachsten und simpelsten Urtheils, laßt uns nun die Frage aufwerfen: was der letzte Zweck des Urtheilens sei? Bleibt nun etwa diese ganze Form im Verstande als solche stehen, oder kehrt sie zwecklos in ihre Einzelnheiten zurück? Keines von

beiden, sondern durch ein jedes Urtheil wird nicht nur die Würklichkeit einer Anschauung ausgesagt, sondern auch in der That eine ganz neue, eine zweite Substanz erworben; ein jedes Urtheil bejahend oder verneinend gilt hier gleich, schafft ein neues Subjekt des Urtheils, einen neuen Begriff, und hierdurch ist sofort die Unendlichkeit der Urtheilskraft begründet; denn dieser neue Begriff liegt nun als solcher in meinem Gedächtnisse, er kann wieder Subjekt eines Urtheils werden, und meine Erkenntniß ist wieder um einen Begriff vermehrt, und sofort in das Unendliche; meine Begriffe sind immer nur Materialien zu Urtheilen, meine Urtheile zu Begriffen; und eben weil das Urtheil aus den einzelnen Begriffen hervorgeht, und in einzelne bis dahin zurückkehrt, daß es Subjekt eines neuen werden soll, wird das Gedächtniß nicht mehr weiter belästigt. Wir übersetzen nun das eben Gesagte in die Form der Sprachdarstellung. Durch einen jeden Satz wird nicht nur ein einzelnes Substantiv, mit einem einzelnen Attributiv dermalen und ohne weiteres verbunden, sondern es entsteht in der That ein ganz neues Zeichen, ein neues Substantiv, welches nun wieder Subjekt eines neuen Satzes werden kann, wodurch nun auf dieselbe Art eine Unendlichkeit der Sprachdarstellung begründet wird. Nun hat freilich dieses neue Substantiv und mögliche Subjekt, in der Sprachdarstellung nur in sofern eine Form, als es diesen durch ein Urtheil erworbenen Begriff als Eins würklich darstellen, und also Subjekt und Prädikat durch Zusammensetzen in eine Form pressen kann. Ist dies nicht möglich: so erhält das erworbene Substantiv eine Einheit durch zwei und drei, ja mehrere Zeichen, und dies ist die wahre

Entstehung der Form der Inhärenz, welcher jene oben angegebene untergeordnet ist. Die Form der Inhärenz ist demnach nichts, als die Form der Substantialität durch mangelhafte Sprachdarstellung in mehrere Zeichen ausgedehnt. Wir bemerken noch, daß die Form der Inhärenz sich mit der Dependenz vereinigen kann, allein auch in diesem Fall, und die Ausdehnung beider auf die weiteste Art bestimmt, enthält jede, und beide vereinigt nichts, als einen einzigen Begriff, ein einziges Substantiv, aus Mangel in der Sprachdarstellung in mehrere Formen vertheilt.

Wir sagten oben, daß diese Formen der Inhärenz und Dependenz mögliche Subjekte eines Satzes werden, und daß sie demnach den Begriff eines Substantivs in sich schlössen; allein da sie als Begriffe im Verstande wohnen: so müssen sie eben sowohl mögliche Prädikate eines Satzes werden können. Hier findet sich sogleich eine Schwierigkeit, welche daher entsteht, daß ihre Totalität ein Substantiv, folglich die Unmöglichkeit eines Attributivs in sich schließt; diese Frage aber hängt von der allgemeinen ab, wie überhaupt ein Substantiv Prädikat werden könne? und dies läßt sich nach den obigen Vordersätzen nur so beantworten, daß man sagt: daß das Substantiv würklich Attributiv werde; daß demnach die Substantialität des Prädikats nichts anders aussagt, als eine nähere Bestimmung der Substantialität des Subjekts, und also diese nähere Bestimmung würklich attributivisch im Subjekte liegt. — Was hier mit der Substantialität einzeln möglich ist, ist auch möglich, wenn diese Form durch die Dependenz und Inhärenz verlängert und gedehnt ist, und beide Formen nach ihrer größ-

ten

ten Ausdehnung unter einander gemischt worden, und so erhalten beide Formen, als mögliche Subjekte und Prädikate eines Satzes, einen zwischen beiden schwebenden Charakter, einen Mittelbegriff zwischen Substantialität und Attributivität, je nachdem nehmlich auf das in ihnen vorkommende Substantiv reflektirt wird als Substanz, oder als Träger der Prädikate, und Nebenbestimmung des Subjekts. Die Form der Inhärenz und der Dependenz, welche einzeln eine Substanz, und diese beiden Formen vermischt, welche auch zusammengerechnet eine Substanz bilden, erhalten, sofern sie als Einheiten mögliche Subjekte oder Prädikate eines Urtheils werden können, den Nahmen: Ausbildungen, und das Substantiv oder Attributiv, welches Subjekt oder Prädikat ist, erhält, sofern es mit den Ausbildungen eine Einheit ausmacht, den Nahmen eines ausgebildeten Subjekts oder Prädikats; aber diesen Ausbildungen entgegenstehend, und diese von dem Substantivo oder Attributivo getrennt, erhalten den Nahmen: reines Subjekt oder Prädikat. Ein solcher Satz heißt ein ausgebildeter. Das Urbild der Ausbildung sind alle Redetheile, welche regieren und inhäriren können; also zuerst alle energische: die Participia, in gewissen Fällen die Adjektiva und Adverbia, die Präpositionen und Casus obliqui. Für die Inhärenz dienen das Attributiv, sofern es kein Prädikat macht, und das Adverbium. Und da nun ein energischer Redetheil inhärent, und der inhärente causal sein kann: so ist dadurch für die Unendlichkeit der Sprachdarstellung gesorgt. Wenn nun eine solche Ausbildung im Prädikate steht: so ist es freilich möglich, daß das

Prädikat aus einem attributivisch energischen Redetheil, z. B. einem Participio bestehen, und nun eine Substanz hinter sich im Accusativ haben kann, dann gehört nur die Ausbildung mittelbar zum Prädikat; aber immer kann dieses durch die Kraft des Attributivs dem Subjekte inhärent gedacht, und dadurch der Satz in ein einziges großes Substantiv verwandelt werden. Und so hätten wir demnach, um das Ganze kurz zu übersehen, eine Menge von Sätzen. Erstlich einfache, wo das Subjekt ein Substantiv, das Prädikat ein Attributiv ist, und dann durch Inhärenz, und daher folgender Dependenz, bis in die Unendlichkeit auszubildende Subjekte, und durch die Dependenz, und daher folgender Inhärenz bis ins Unendliche auszubildende Prädikate. Allein hiebei wird ganz klar, daß ein jedes Urtheil, je gebildeter und bestimmter es ist, auf je größeren, öfteren Erfahrungen, welche ihm vorhergehen, es sich gründet, in eben dem Grade auch an Verständlichkeit verliehrt. Denn in diesem Falle, müssen ja das Subjekt, oder das Prädikat, oder beide im Fortgange des Urtheilens immer mehr an Ausdehnung gewinnen, und in eben dem Grade an Verständlichkeit verliehren. Denn jene genaue Bestimmung des Subjekts, oder Prädikats, oder beider, kann doch nur durch Ausbildungen erreicht werden; und deren Einheit zu einander zu übersehen, muß nothwendig mit dem Fortgange des Urtheilens schwieriger werden. Es offenbart sich demnach: die Nothwendigkeit einer Form, durch welche dieser Umfang vermindert wird, ohne die Einheit zu zerstöhren, sonst würde die Sprache unter ihren eigenen Bemühungen und Bestrebungen erliegen. Das näch-

ste und am natürlichsten sich darbietende Mittel wäre: daß dieses ausgebildete Subjekt oder Prädikat wieder zerlegt, und zwar in die einzelnen Urtheile und Sätze zerlegt würde, durch welche es nach und nach diesen Umfang erhalten hat. Hierdurch treten nun freilich eine Menge Einzelnheiten in diesen Ausbildungen zurück, nehmlich durch ein jedes Urtheil wenigstens zwei, eine Substantive und derselben inhärirende Attributive; nicht zu rechnen, daß diese Attributive energisch sein, und eine Menge Dependenter von dem ausgebildeten Subjekt oder Prädikat entfernen kann, und durch dies alles erscheint das Subjekt oder Prädikat reiner. Allein auf der andern Seite ist auch die Einheit durchaus vernichtet und zerstöhrt. Denn alle diese Sätze, in welche nun die Ausbildung aufgelößt ist, waren ja nur Tendenzen, um diese Ausbildung selbst hervorzubringen; nun sie hervorgebracht ist, hat sich die Sprache selbst übersprungen, und ist unverständlich geworden, und strebt nun ihr eigenes Werk zu vernichten. Wir machen dies von einer andern Seite deutlich: die ganze Ausbildung ist nach dem obigen einem Substantivo gleich, welches, aus Mangel an Formen, durch mehrere Worte ausgedehnt ist. Indem nun einzelne Formen zu Sätzen werden: so entstehen einzelne Substantiva; aber dies soll nicht sein, sondern sie sollen in einem Verhältnisse gegen die ganze Ausbildung stehen, ihr subordinirt, von ihr abhängig sein. Unser Wunsch wäre demnach, eine Form zu finden, welche einen einzelnen Satz in Abhängigkeit sezt, nicht zuförderst zu einem andern Satze, sondern zu einem Subjekte oder Prädikate, und durch die Darstellung die-

ser Abhängigkeit die gewünschte Einheit hervorbringt. Nun hatten wir dieselbe Frage oben bei den einzelnen Substanzen aufgeworfen, welche auch in Unabhängigkeit von einander standen; und die Darstellung geschah theils durch Casus obliquos, theils durch Präpositionen. Die Casus obliqui fallen sogleich als unbrauchbar fort, weil sich durchaus nicht absehen läßt, wie der Satz als Satz sich beugen lasse; allein es fragt sich, da der Satz doch eine Substanz darstellt, und der Inhalt desselben einem Substantiv gleich ist: ob nicht das Verhältniß durch Präpositionen könnte dargestellt werden? dieser letztere Vorschlag beruht auf einem Mißverstand. Es ist wahr, der Inhalt ist einem Substantivo mit einer Inhärenz gleich; allein der Satz drückt ja nach dem obigen noch mehr aus, er stellt eine Intelligenz im Zustande der Anschauung begriffen dar, und ich kann daher nie den Satz als Substantiv in der Darstellung betrachten; von dem Satze erscheint nur ein Theil im Raume ausgedehnt, nehmlich das Subjekt; ein anderer Theil ist empfunden, und diese beiden stehen zu einem Verhältniß mit der Intelligenz; nun aber sind die Präpositionen Raumverhältnisse, wodurch ich zwar zwei im Raume ausgedehnte Substanzen ihrem Verhältniß nach bestimmen kann, und also den Satz, sofern er schon als Satz vernichtet, und in die Form der Inhärenz übergegangen ist, aber nicht als Satz in der Darstellung. Daraus folgt: daß wir zwar eine Form wollen, welche für den Satz das ist, was die Präpositionen und Casus obliqui für das einzelne Substantiv sind, daß wir aber diese Redetheile selbst, dazu nicht brauchen können. Beiläufig,

es muß möglich sein, für die Abhängigkeit des Satzes eine einzelne Form, wie die Präposition, und auch etwas ähnliches, wie die Casus obliqui zu finden; wir werden davon unten reden. Diese zu suchende Form muß also eine Verbindung zwischen dem zu formirenden Satz, und dem präsumtiven Subjekt stiften, und daher eine, der Präposition ähnliche, connective und copulirende Kraft haben. Vorläufig wollen wir, da eine solche Form nothwendig in der Sprache existiren muß, die in einer Ausbildung entstehenden Sätze, welche als Einheit mit der Ausbildung durch diese Form sollen dargestellt werden, ihrer Subordination wegen, Nebensätze, und in Hinsicht des reinen Subjekts oder Prädikats, Erweiterungen nennen.

Hier sehen wir nun sogleich, daß wir die Frage ohne Schwierigkeit erweitern können. Nehmlich in so vielen Verhältnissen, als ein Nebensatz zu einem Subjekte oder Prädikate stehen kann, in eben so vielen kann er zu einem ganzen Satze stehen, in welchem dieses Subjekt oder Prädikat enthalten ist. Denn die Ausbildung macht ja mit ihrem Nebensatz; wenn sie Subjekt ist, mit dem Prädikat, und wenn sie Prädikat ist, mit dem Subjekts eins aus; sie ist mit ihm eins. So wie sich also verhält der Nebensatz zum Subjekt + Prädikat, oder zum Prädikat + Subjekt, eben so verhält sich der Nebensatz an sich selbst, als unbezogen auf die Ausbildung gedacht, zum Subjekte + Prädikat zum ganzen Satz. Dies heißt allgemein ausgedrückt: dieselben Verhältnisse, welche statt finden zwischen Nebensatz und Ausbildung,

finden statt zwischen zwei Sätzen, und indem wir die Form für jenes suchen, finden wir sie zugleich mit für dieses, und daher können wir die Untersuchung umkehren, und mit der Aufsuchung der Form für dieses anfangen, und gewiß sein, sie für jenes gefunden zu haben. Auf diese Art verallgemeinert, lautet die Frage so: Welches ist die Form, durch welche dies Verhältniß und die Abhängigkeit zweier Sätze zu einander ausgedrückt wird? Die Antwort darauf wird sein: durch die Conjunktion. Von dieser wissen wir vorläufig, daß sie das für ganze Sätze sei, was die Präpofition für einzelne Substanzen, und daß sie wesentlich eine copulative Kraft einschließen müsse. Man kann aber die Natur dieses Redetheils noch weiter bestimmen, indem man ihm eben durch diese Verbindung der Sätze zu einem eine modale Kraft zuschreibt; doch davon unten.

Um nichts zu übergehen, was das Verständniß dieser schwierigen Materie erleichtern kann, wollen wir nach Anleitung des vorhergehenden, die Bedingungen auseinander setzen, unter welchen die Ausdehnung einzelner Zeichen zu einem Nebensatze möglich ist. Es werden hiezu zwei erfordert: eines für das Subjekt, und dies muß demnach substantiell sein, und ein zweites für das Prädikat; dieses muß demnach attributivisch sein. Nun ist vorausgesezt, daß diese beiden Zeichen würklich schon einmahl, Subjekt und Prädikat eines Urtheils gewesen, aber sich nun als Einheit nach gefälltem Urtheil finden, daher müssen sich beide in der Form der Substantialität, und zwar der durch Inhärenz erweiterten befin-

den. Diese wird nun vernichtet, beide in den Nominativ gesezt, und beide durch ein Dazwischenstellen der Copula getrennt und gegenübergestellt. Nun soll der so entstandene Nebensatz mit der Ausbildung verbunden werden; wir wollen die Conjunktion, (denn dieser Redetheil muß es sein, welcher die Verbindung wieder herstellt,) welche dies thut, inzwischen Und sein lassen. Nun ist zwar hierdurch der Nebensatz als Satz verbunden; allein der subjektive Redetheil, welcher nun Subjekt geworden, hat seine Verbindung mit dem reinen Subjekt ganz verlohren, nur der Nebensatz hat sie erhalten, und doch muß wesentlich dargestellt sein: Daß das Subjekt des Nebensatzes zusammenhänge, mittelbar oder unmittelbar mit dem reinen Subjekt oder Prädikat. Diese Verbindung fände statt, wenn der subjektive Redetheil gar nicht in den Nebensatz aufgenommen, wenn er nun repräsentirt würde, und dies konnte, wie oben gezeigt, durch ein Pronomen geschehen. Dieses Pronomen müßte wesentlich ein rein = personelles sein, denn es sollte ja blos die Person repräsentiren; allein da dieser subjektive Redetheil das darstellende, empfangende Subjekt, oder eine Substanz überhaupt sein kann: so muß dieses Pronomen einen Charakter erhalten, welcher sich auf alle drei Personen beziehen kann; es muß möglich sein, daß man es mit der ersten, zweiten und dritten Person verbindet; und da nun dieser Fall sehr oft vorkommen muß: so haben die Spracherfinder eine Reihe Conjunktionen mit dieser allgemein repräsentativen Kraft verbunden, und diese heißt Pronomen relativum. Das Pronomen relativum ist demnach ein Pronomen, welches zwar rein

persönlich ist, aber die Nebenbestimmungen der Persönlichkeit nicht ausdrückt, daher seine Form mit dem Fragenden, welches dieselbe Unbestimmtheit wesentlich einschließt, verwandt ist. Daneben schließt das Relativ eine Menge Conjunktionen ein; wie viele, das kommt freilich auf den Sprachgebrauch an, allein durch diese hat es allemal die bindende und modale Kraft. Es wird aber von der repräsentirten Substanz, dem Genere und Numero nach bestimmt, und hat daher zur Darstellung gemeiniglich drei Genera; weil es aber integrirender Theil eines andern Satzes wird: so hängt sein Casus von der Bildung des Satzes ab, zu dem es gehört. Bei dem ersten einfachsten Gebrauch des Relativs ist es der Nominativ. Ein weit künstlicherer ist: daß es überhaupt nur auf ein Subjekt, welches von den Determinativis bestimmt ist, zurückführt, oder daß die Form im Nebensatz geändert wird, z. B. für: der gesehene Mann, aufzulösen in: Mann welcher ist gesehen worden; in: der Mann welchen ich gesehen habe. Es bedarf übrigens kaum der Erinnerung, daß bei Bildung von Nebensätzen, die Redetheile, welche dem abgerissenen Subjekte oder Prädikate inhäriren, oder von ihnen dependiren, ihre Stelle und Platz in dem Nebensatze erhalten. Da nun aber auch jeder andere Satz sich, ohne Nebensatz zu sein, mit einem andern durch das Pronomen relativum verbinden kann: so kehren wir hiermit zur Hauptmaterie zurück.

Die Conjunktion verbindet zwei Sätze, wie die Präposition zwei Substanzen verband; in der Summe der Präpositionen waren die Raumverhältnisse der Substan-

zen, in der der Conjunktionen müssen die Verhältnisse der Sätze vollständig aufgestellt sein. Es fragt sich zuerst: in was für Arten von Verhältnissen die Sätze gegenseitig treten können? und dadurch werden die Arten und die Bedeutungen der Conjunktionen bestimmt. Nun ist der Satz der dargestellte Zustand des Anschauens, welches durch die außerhalb angeschauten Substanzen veranlaßt wird; die Conjunktion drückt daher das Verhältniß dieser Zustände gegen einander aus; und da sie sie durch ihre copulative Kraft mit einander verbindet: so erscheinen mehrere derselben als eine Reihe. Nun aber drückt Sein den Zustand der Intelligenz aus bei einer einzelnen Anschauung; die Conjunktion verknüpft daher und bestimmt das Verhältniß mehrerer Sein, und verwandelt diese einzelne dadurch in eine große zusammenhängende Existenz. Allein diese Einheit der Existenz muß doch auch in einem gewissen Verhältnisse zur Intelligenz stehen, und zwar in demselben, wie die einzelnen Existenzen stehen können; und da nun das Verhältniß einer einzelnen Existenz zu unserm Erkenntnißvermögen durch die Modos dargestellt wird: so muß jene große, durch mehrere Conjunktionen hervorgebrachte Existenz, eben so dargestellt werden, und jene Conjunktionen müssen sonach eine Modalität in sich schließen. Sofern nun dieses Insichschließen dargestellt wird, regieren die Conjunktionen Modos. Nun aber wird doch ein jeder einzelne Zustand des Anschauens von bestimmten Substanzen veranlaßt; und ein jeder Satz, sofern er in die Inhärenz gestellt gedacht wird, ist selbst eine Substanz, und daher kann eine Conjunktion nichts anders ausdrücken, als:

Verhältnisse der Substanzen zu einander, aber bezogen auf Zustände des Anschauens, und dargestellt in deren Folge; so daß also eine Conjunktion etwas doppeltes in sich schließt; zuerst: das Verhältniß einer Substanz zur andern; zweitens: dieses Verhältniß selbst als Bewußtsein dargestellt. Wenn ich sage: Wenn A f ist: so ist L p, so heißt dies: Es giebt zwei Substanzen A + f und L + p; diese existiren, jede einzeln für sich, aber beide kann ich auch in Beziehung auf einander, und zwar wie Grund und Folge betrachten; in sofern sind sie eine Substanz, und haben eine Existenz. Diese eine große Existenz aber, wird in dem erkennenden Subjekte nicht dargestellt, wie die beiden untergeordneten Existenzen als würklich, sondern nur als möglich. Indem nun so mehrere Zustände des Anschauens dargestellt, und durch Conjunktionen zur Einheit verknüpft werden: so entsteht, da ein jeder dieser Zustände die Form des Satzes hat, die höchste Ausdehnung der Sprachdarstellung, der zusammengesetzte Satz, welcher also aus zwei, oder mehreren untergeordneten Sätzen besteht, durch Conjunktionen zu einem verbunden. Nun ist es allemahl möglich, die bloße Succession einer Anschauung nach einer andern und nach einer dritten anzugeben und darzustellen. Dieses Darstellen aber muß ebenfalls durch Conjunktionen geschehen, und so begründet dieser Redetheil demnach die Unendlichkeit der Sprachdarstellung in der Succession, wie das Adverbium die Unendlichkeit der Inhärenz. Durch das vorhergehende ist uns aber auch eine Regel gegeben, mehrere Arten der Conjunktionen aufzufinden, indem wir nehmlich den reinen Begriff der Substanz nehmen, die

Verhältnisse derselben im allgemeinen zu einander aufsuchen, und sie innerlich beziehen auf das Erkenntnißvermögen. Auf diesem Wege finden wir folgende Arten: die Substanzen werden entweder neben einander im Raume, oder nach einander in der Zeit empfunden. Zwei Zustände des Anschauens, oder zwei Sätze, welche das erste ausdrücken, daß nehmlich die Anschauung in dem einen nur durch den Raum mit der Anschauung in dem letztern zusammenhänge, werden durch continuative, im letztern Falle durch consecutive Conjunktionen dargestellt; beide Arten gränzen aus sehr begreiflichen Gründen an das Adverbium. Wird eine zufällige Succession dieser Zustände, ein bloßes Folgen derselben im Allgemeinen ohne weitere Bestimmung der Zeit oder dem Orte nach ausgedrückt: so heißt diese Classe, unter welcher also jene beiden vorhergehenden als Arten stehen; Conjunktio copulativa. Wenn aber das Sein in dem einen Satze mit dem des andern als Ursache und Würkung zusammenhängt: so erhält die Conjunktion, welche diesen Zusammenhang darstellt, den Nahmen der causalen. Diese haben wieder verschiedene Unterarten. Zuerst kann dieser Zusammenhang nur ein möglicher sein; er kann nur als im Verstande existirend, als eine bloße Verbindung der Begriffe dargestellt werden, und diese Classe nennt man conditionales. Zweitens kann dieser Zusammenhang als würklich, als angeschaut dargestellt werden; diese Classe begreift die causales im engern Sinne. Die dritte Art aber stellt diesen Zusammenhang als erschlossen und nothwendig dar, und heißt conclusiva. Mit diesen Klassen hängen andere zusammen, welche nur in

der Nebenbedeutung einen Unterschied haben. Die concessiven drücken z. B. einen Causal = Zusammenhang mit einem Nebenbegriff aus, desgleichen die Proportionalia.

Diesen Arten, welche man connectiva nennen könnte, weil sie nicht nur mehrere Sätze verbinden, welches alle ihrer Natur nach müssen, stehen andere entgegen, welche nur die Sätze verbinden, allein die in dem einen enthaltene Substanz von der andern ausschließen, diese wollen wir disjunktive nennen. Nun geschieht die Trennung der einen Substanz von der andern nur zufällig, und dann heißt die Conjunktion adversativ. Die dargestellten Substanzen sind sich nicht entgegengesezt nothwendiger Weise, sondern nur zufällig gerade an diesem Ort. Oder die dargestellten Substanzen, oder Sätze sind sich in der That gegenüberstehend, die Trennung selbst wird als nothwendig dargestellt, dann ist die Conjunktion disjunktiv im engern Sinne.

Nun kann aber das Sein in dem einen Satze weder verbunden, noch getrennt, sondern nur zum Theile vereinigt dargestellt werden. Die daher entstehenden Klassen wollen wir Partitiva nennen, und zu diesen gehören die Exclusiva, welche den Uebergang von den disjunktiven machen, die Restriktivä, Exceptivä, Comparativä und Explanativä, welche den Ueberganz zu den connektiven machen.

Man sieht demnach aus dem Dargestellten, daß die Conjunktionen die Verhältnisse der Substanz als solcher,

dargestellt als angeschaut, ganz vollständig enthalten, daß sie dieselben Verhältnisse ausdrücken, wie die Präpositionen, und daß der Unterschied nur darin besteht, daß die Conjunktion auch noch das Sein der verschiedenen Sätze in eins zusammenfaßt, und demnach noch eine Modalität hervorbringt. So wie nun aber die Conjunktion auf der einen Seite an die Präposition gränzt, (daher z. B. die Conjunktion ὡς und die attische Personal = Präposition ὡς eine Form haben): so gränzt sie auf der andern Seite an das Adverbium, besonders die continuative. Was für ein Modus eine jede Conjunktion regiere, läßt sich nicht nach der Classe, zu welcher eine jede Conjunktion gehört, sondern durch die specielle Bedeutung der einzelnen bestimmen. So scheint es zum Beispiel, als wenn die Causales im engern Sinne einen Indikativ bei sich haben müßten; allein ut, welches die Darstellung einer Endursache ist, und demnach durch seine eigenthümliche Bedeutung eine Zufälligkeit ausdrückt, regiert einen Conjunktiv.

Mit dem zusammengesetzten Satze, und seiner Verbindung zur Einheit durch die Conjunktion, ist nun aber auch die Sprachdarstellung selbst erschöpft; denn es braucht nun keiner weiteren Form, um immer mehr und mehr Sätze an einen einzigen, ursprünglichen, nach allen Beziehungen: als zusammenhängend als Theil als getrennt zu heften, und jede dieser Bestimmungen wieder als zufällig, möglich, unmöglich, nothwendig. Wir haben nur noch die Frage übrig: was ist der Satz dem Verstande? und diese läßt sich aus dem obigen sehr leicht beantwor-

ten. Der Satz ist dem Verstande eine Rechnung, ein Mittel, seine Begriffe zu vermehren. Das Subjekt ist ihm die Zahl, das Prädikat die Einheit, und das Rechnen selbst geschieht durch die Darstellung im Satze, durch welchen entschieden wird, ob ein bestimmtes Prädikat a einem Subjekt B zukomme, oder nicht, und also ein Begriff erfolge B + a, oder B — a, denn der verneinende Satz hat allemahl den Grund dieser Verneinung im Prädikat, und die Verneinung macht mit dem Prädikat eins aus. Der einfachste Satz ist dem Verstande die simpelste, der zusammengesetzte Satz die ausgedehnteste Rechnung, und der erworbene Begriff ist allemahl das Facit, welches ein neuer Theil einer Rechnung werden kann.

Der Einbildungskraft ist der Satz dagegen ein Gemählde, und der zusammengesetzte Satz ist nur eine Folge von successiven Gemählden. Auch dies ist leicht aus dem Vorhergehenden abzuleiten, da wir Schritt vor Schritt die Anstalten dazu gezeigt, und die Prämissen zu diesem Schlusse gegeben haben. Nur ist zu bemerken, daß die Einbildungskraft im Satze würklich mahlet, im Mahlen begriffen ist, eben so wie der Verstand im Rechnen, dagegen im vorigen Buche nur die Möglichkeit einer solchen Rechnung, oder eines solchen Gemähldes zu erweisen war.

Wir haben in diesem Buche den Satz und seine Theile betrachtet, seine gegenseitige Abhängigkeit, seinen Gebrauch für den Verstand, seinen Werth für die Einbildungskraft. Es bleibt nun, nach dem oben entwor-

feren Plan, noch von der historischen Bildung und der Darstellungsform zu reden übrig.

Die einfachen Sätze waren gewiß die frühsten; allein auch hier fehlte viel, daß man sogleich die ächte Form derselben sollte getroffen haben. Zuerst bestand der Satz nur aus einem unausgebildeten Subjekte, folglich einem Substantiv, und einem unausgebildeten Prädikate, folglich einem Verbo finito, welches eine Energie des Subjekts ausdrückte, und wo also das Verbum Sein, weil dieses durch das rohe Prädikat repräsentirt wurde, zu entbehren war. Wollte man aber dem Subjekt nur ein Adjektiv hinzufügen: so blieb in den ersten Zeiten, wo man das Abstraktum Sein noch gar nicht kannte, kein anderes Mittel übrig, als dies Adjektiv ohne alle Verbindung darneben zu stellen, und den Unterschied dieser Form, von der der Inhärenz errathen zu lassen; doch wurde diesem Mangel, der sich sehr bald offenbaren mußte, durch das Verbum Sein abgeholfen. Für ein an Kenntnissen und Bildung armes Volk, war diese ursprüngliche Form zum Ausdruck ihrer Bedürfnisse völlig hinreichend, aber nicht lange; denn dieselbe Substanz kehrte für die Anschauung wieder, anders bestimmt, mit andern Merkmalen versehen; oder eine Substanz sollte dargestellt werden in der Verkettung auf eine andere, und nur um, in und durch diese Verkettung, oder um jener Merkmale willen, war ein gewisses Prädikat ihr beigelegt. Durch diese historische Bemerkung entstand die Form der Inhärenz und Dependenz, und durch diese das ausgebildete Subjekt. Da nun aber ein

energisches Prädikat, bald Sache, bald Ziel seiner Energie fordert: so entstanden die Ausbildungen des Prädikats wo nicht früher, doch wenigstens zu eben der Zeit, als das Subjekt ausgebildet ward. Allein es ergab sich nun sogleich, daß der Inhalt mehrerer Sätze verbunden sein könne; diese Verbindung darzustellen ist nun das nächste Bestreben, und da dies durch Conjunktionen geschieht: so stand man an deren Erfindung, und damit an der Erfindung des zusammengesetzten Satzes. Allein da man damit anfieng, blos eine Verbindung zwischen dem Inhalte mehrerer Sätze darstellen zu wollen, ohne anfangs diese Verbindung näher bestimmen zu können: so war die copulative Conjunktion gewiß das erste, und die andern schieden sich später aus dieser ab, nachdem das Bedürfniß einer genauen Darstellung sich mehrte. Die hebräische Sprache giebt von dem eben behaupteten ein Beispiel durch die Conjunktion ו, welche ihrer Grundbedeutung nach, copulirend ist, aber bei der Rohheit der Sprache, die Bedeutungen der andern Conjunktionen mit in sich schließt. Es ist unmöglich, die Geschichte der Conjunktion ins einzelne zu verfolgen; nur dürfte wohl die conclusive, als die gebildetste, die am spätesten sich entwickelnde gewesen sein. Eben so entwickelte sich das Pronomen relativum, in welches einige Conjunktionen in gewissen Fällen gelegt wurden. Wie viele, das bleibt der Willkühr der Nation überlassen, eben so auch, wie viele Conjunktionen sie bilden will; denn es läßt sich ein Zerspalten des Zusammenhanges zwischen Sätzen, in einem immer höheren Grade denken, und eine Darstellung dieses Zusammenhanges. Nun ist aber das Auffassen

derfel-

derselben nur einem sehr gebildeten Sinne möglich, und daher zeigt nichts so sehr von der Kultur des Geistes einer Nation, als der Reichthum und bestimmte Gebrauch der Conjunktion. Er ist der am schwersten zu übersehende, der am schwierigsten zu bestimmende Redetheil; und wenn man von der griechischen Sprache nichts, als die Conjunktion kennt, und es versteht, was Bildung einer Sprache heißt: so könnte man schon aus dieser Parthie allein, auf eine sehr hohe Bildung schließen. Hier sind indeß einige historische Ursachen, welche die Vollkommenheit einer Sprache in diesem Punkte befördern. Dies geschieht, wenn die Nation lebhaft ist, und ihre Sprache lange blos gesprochen wird. Eine lebhafte Nation hat das Bedürfniß einer raschen Darstellung, und dies verhindert die Deutlichkeit derselben. Um nun diese zu befördern, und jene nicht aufzuhalten, bedarf sie einer Menge von Zeichen, welche den allgemeinen Sinn der Darstellung bestimmen, und gleichsam die Seele im voraus von der zu erhaltenden Idee benachrichtigen. Diese Zeichen werden eine ungemeine Aehnlichkeit mit den Interpunctions-Zeichen haben, welche auch nichts anders sind, als die sichtbare Darstellung des Verhältnisses der einzelnen Sätze, und vorläufige Benachrichtigung davon. Je länger nun eine Sprache blos gesprochen wird, je mehr Gelegenheit erhält die Nation, empirisch die Mängel ihrer Darstellung zu bemerken und zu verbessern. Ist eine Nation besonders so organisirt, daß sie Redner und Sänger hat: so werden nicht nur jene, um verständlich und schnell darstellen zu können, diese Partikeln vermehren, sondern auch

diese, um mit Leichtigkeit darstellen zu können. Dies ist der Ursprung der sogenannten Expletiv = Partikuln im Griechischen, welche man theils musikalisch, theils rhetorisch erklären muß, und welche nur ein so organisirtes Volk, wie das griechische, erfinden konnte. In dem Fortgange der Kultur eines Volks häufen sich nun die zusammengesetzten Sätze, weil sich die Conjunktionen bilden. Allein auch die ausgebildeten Subjekte und Prädikate haben sich gehäuft, und durch ihre ungeheure Länge wird der Sinn verdunkelt. Wenn nun die Ausbildung nach der Bestimmung der Fassungskraft einer Nation zu sehr anwächst, dann tritt die Nothwendigkeit ein, die Ausbildung durch die Zerstückelung in Nebensätze ihres Umfanges zu entladen. Ueber das Maas dieser Ausdehnung einer Ausbildung läßt sich nichts bestimmen, sondern es wird durch die Fassungskraft der darstellenden Nation bestimmt. Je gebildeter der Geist ist, je mehr er eine Mannichfaltigkeit schnell zu einer Einheit zu verbinden gelernt hat, und je formeller die Sprache ist, in welcher dargestellt wird, und je weniger also die Deutlichkeit in der Darstellung leidet, desto länger wird die Ausbildung sein können, ohne das Fassungsvermögen der Nation zu überschreiten. Die Griechen hatten ein fast ungeheures Maaß dafür, und wurden daher von einem Hauptmittel, die Zerstückelung der Ausbildung durch Nebensätze zu vermeiden, φιλομετοχοι genannt. Allein auch der ganze Bau der Sprache kann es nothwendig machen, daß die Darstellung in Nebensätzen geschehen muß. Dies ist der Fall, wenn es ihr an Participialformen fehlt, und daher aus einem Verbo,

welches in einem Satze als Finitum vorkommt, kein Participium für die Inhärenz gebildet werden kann. Ein Umstand, welcher die neuern Sprachen so unendlich weitläuftig, und die Darstellung in der lateinischen schon weit schwieriger macht, als in der griechischen. Das Meisterstück einer Nation in der Sprachdarstellung ist die Periode, oder die harmonische Verbindung eines Satzes in sich, oder mehrerer zu einander; allein da dies musikalische Schönheit der Sprache ist: so verweisen wir unsere Ideen davon in das sechste Buch, in welchem wir als von einer Annäherung an Vers und Sylbenmaaß reden wollen.

Es bleibt endlich der letzte Punkt zu erwägen übrig, nehmlich die Darstellung des Satzes selbst, sowohl im Einzelnen, als im Ganzen. Die natürlichste Ordnung der drei Theile desselben ist: Subjekt, Copula und Prädikat. Denn das Subjekt ist für den Verstand und die Einbildungskraft, das Weitere das Bestimmbare, das Prädikat, das Enthaltene, Bestimmende. Jenes wird früher wahrgenommen, dieses später, und jenes geht daher in der Darstellung voraus, dieses folgt. Uebrigens wird das Subjekt als solches, durch nichts in der Darstellung charakterisirt, als nächst der Stellung durch die Form der Unabhängigkeit. Das Prädikat als solches wird ebenfalls, die Stellung abgerechnet, durch nichts anders, als durch dieselbe Form bezeichnet; nur in einem Falle, wenn nehmlich würklich ein Attributiv als Prädikat steht, erhält es eine besondere Form im Deutschen; wir haben davon oben gesprochen. Man muß aber bei

dem Auseinandergesetzten sehr wohl bemerken, daß, sofern der Satz ursprünglich aus einem Substantiv und Attributiv mit Sein verbunden bestand, durch die Form der Unabhängigkeit, welche nun gar nicht weiter im Satze vorkommen konnte, allerdings das Subjekt und Prädikat als solche, ihre eigene Darstellungsform hatten, und daß man daher in dieser Rücksicht allerdings sagen kann: der Nominativ sei die Form des Subjekts und Prädikats. Für die Darstellung der Ausbildung und der Nebensätze gelten, in Hinsicht der Ordnung, folgende Regeln. Da für den Verstand die Substanz, welche Grund der Dependenz ist, oder welcher etwas inhärirt, früher ist, als die dependente Substanz, oder die Bestimmung: so geht auch die umfassende oder unabhängige Substanz der dependenten und der Bestimmung vor; Nebensätze aber knüpfen sich unmittelbar an den Begriff, zu welchem sie gehören. Sind die Sätze endlich zusammengesezt: so geht derjenige, dessen Sein früher gedacht wird, mit seiner Conjunktion, welche dies Verhältniß anzeigt, voran, und der, welcher die Folge enthält, erscheint in der Darstellung mit seiner Conjunktion später. Die Ausbildung aber, als Ausbildung hat keine Darstellung, aber wohl kann sie sie in ihrem einzelnen Theile haben. Denn sie besteht entweder aus Dependenz oder Inhärenz, und da die erstere durch Casus obliquos, die letztere durch Ableitungssylben dargestellt werden kann: so ist in sofern eine Darstellung möglich. Die Nebensätze endlich haben dieselbe Darstellung, wie die zusammengesetzten, das heißt: sie werden eben so, wie ein zweiter Satz mit dem erstern durch das Rela-

tivum verbunden wird, an die Ausbildung geknüpft. Das Pronomen relativum erklärten wir oben für eine Vereinigung einer Conjunktion mit dem allgemeinen Begriff der Persönlichkeit, und es fragt sich daher: wie dies in der Darstellung auszudrücken sei? Zuerst ist es eine Eigenthümlichkeit der Conjunktion, daß sie, als das Verhältniß eines ganzen Satzes bestimmend, an die Spitze desselben gestellt wird, und dies wird die Stelle des Relativs mit der der Conjunktion bestimmen. Zweitens ist der Begriff des Relativs durchaus unbestimmt, und hier sieht man den Grund der Verwandtschaft des Relativs in der Darstellung mit dem Interrogativ. Auch folgen aus seiner Bestimmung als ein Subjekt repräsentirend, die drei Genera, die beiden Numeri und die Casus, sofern dies nehmlich die Sprache an den Pronominibus überhaupt darstellt. Die Conjunktion, als Verhältniß andeutend, wird in der Darstellung eine sehr kurze Form enthalten, und als die Verhältnisse zweier Sätze bestimmend, an die Spitze derselben treten. Allein dies befolgt die Darstellung nicht immer in dem Sinne, daß die Conjunktion das erste Wort des Satzes wird, sondern es wird nur eines der erstern. Ferner: da sie aus der sinnlichen Bemerkung des Verhältnisses der Substanzen zu einander entstanden: so werden sie zwar oft ursprünglich sein, aber auch mit der Präposition und dem Adverbio zusammenhängen. So cum, nachdem, ὡς und andere. So ließe sich zeigen, daß cum weil, und cum mit, ursprünglich dasselbe Wort wäre, weil der rohe Mensch eine Substanz, welche er mit der andern sieht, leicht für den Grund, oder für die Folge der an-

dern hält. Eine ähnliche Idee liegt bei quamobrem und andern Compositionen zum Grunde.

Griechen und Römer haben dennoch eine eigene Darstellungsform für Nebensätze in gewissen Fällen. Ich betrachte hier nicht, wie man gewöhnlich thut, die Participial = Construktion als eine Zusammenziehung mehrerer Sätze zu einem; dies ist aus unsern neuern Sprachen, deren Genius die Participial = Construktionen nicht angemessen sind, in die alten hineingeschlossen; sondern die Participial = Construktion ist früher, und die Nebensätze sind etwas aus der Disproportion der Subjekte und Prädikate später entstandenes; sondern ich spreche von den Genitivis absolutis der Griechen, und den Ablativen der Lateiner, welche gleichsam die Casus obliqui der Sätze sind. Die Gründe dieser Darstellungsform sind folgende: Es soll ein Nebensatz dargestellt werden, und dazu gehören zwei Redetheile, ein substantiver und ein attributiver, und diese stehen in Inhärenz; daraus folgt, daß der attributive sich im Genere, Numero und Casu nach dem Substantiven richten müsse; nun sollen diese beiden Redetheile als abhängig dargestellt werden nach der Voraussetzung, und nur auf den substantiven kommt es jezt an, indem ausgemacht ist, daß der andere attributive in der Inhärenz bleibt. Die Abhängigkeit aber wird durch Casus obliquos ausgedrückt, folglich wird das Substantiv mit seinem Attributiv in einen von diesen treten; daß nun die Griechen den Genitiv, die Lateiner den Ablativ zur Darstellung wählten, kam wohl daher, weil man sich ursprünglich

ein Zeitverhältniß dabei dachte, welches auch dunkel in der bekannten Auflösung mit postquam gefühlt ist. Nun aber drücken die Griechen die Zeit mit dem Genitiv, die Lateiner mit dem Ablativ aus, und daher wurden gerade diese Casus gewählt. Und der attributivische Redetheil, wenn er nun im gleichen Genere, Numero und Casu beigefügt ist, bildet in der That einen Satz, ohne daß das Verhältniß der beiden Theile gestört worden. Eine zweite Art Nebensätze als solche darzustellen, ist ihnen durch die Construktion des Accusativ mit dem Infinitiv gewöhnlich; nur ist hier der Fall weit bestimmter, und findet nur dann statt, wenn ein Satz als Substantiv betrachtet, die Stelle eines Nominativs oder Accusativs vertritt. In diesem Falle deuten wir den Nebensatz durch ein circumscriptives daß an; der Lateiner und Grieche dagegen wählt einen Casum obliquum aus obigen Gründen, und sezt das Verbum ebenfalls in eine Form, welche eine Abhängigkeit andeutet.

Wenn nun ein Satz nach dem obigen in die Ordnung gestellt ist, daß das reine Subjekt voran, dann seine Ausbildungen und Nebensätze, dann die Copula, und dann das reine Prädikat, und dessen Ausbildungen und Nebensätze folgen: so sagt man, er sei construirt. Diese Ordnung ist augenscheinlich eine Ordnung des Verstandes, und durch eine Darstellung in dieselbe wird er allerdings sehr verständlich. Aber es kommen mehrere Ursachen zusammen, welche die Ordnung hindern, oder auch wohl zerstöhren. Das erste Hinderniß ist der individuelle Sprachgebrauch; so steht, zum Beispiel, im

Deutschen das Adjektiv nicht, wie es sollte, seinem Substantiv nach, sondern demselben voran. Allein die auf solche Art entstandene Versetzung hebt die individuelle Grammatik durch historische Bemerkung dieses Sprachgebrauchs auf, und diese kann hier nicht in Betrachtung kommen. Allein es ist ein anderer Grund da, welcher die Construktions-Ordnung zerstöhrt, und dieser liegt in der Seele des Darstellers; für ihn kann nehmlich in der aufgestellten Ordnung ein Zwang liegen, welcher seine Darstellung beschränkt, und daher bei ihm ein Bestreben, sie umzuwerfen, um sich nicht begränzt zu fühlen. Hierdurch könnte nun nicht nur die Ordnung der einzelnen Theile eines Satzes, sondern auch der Theile umgeworfen werden. Wie weit dies nun geschehen kann, begründet freilich ebenfalls der Sprachgebrauch; er bestimmt, wie weit die Ordnung des Verstandes könne umgestoßen werden, und wie dennoch der Satz verständlich sein könne; aber dies: wie weit? bestimmt er nicht ohne Zuziehung und Prüfung des ganzen Baues der Sprache. Die Sache ist diese: Wir sahen oben die möglichen Verhältnisse aller und jeder Redetheile; wir bemerkten, daß einige Sprachen mehr, andere weniger diese Verhältnisse durch individuelle Zeichen gemeiniglich an dem Worte selbst ausdrückten; aber wir haben immer dabei angeführt, daß es in den meisten Fällen möglich sei, diese Formen zu entbehren, und diese Darstellung durch eine bestimmte Stellung der einzelnen Wörter umgehen. Denn zuerst hat ja das einzelne Zeichen seine bestimmte Bedeutung, welche dem empfangenden Subjekte bekannt sein muß, und durch welche und die

des

des folgenden Wortes das Verhältniß des letztern zum erstern erschlossen wird, und sodann unterstüzt, wie schon gesagt, die bloße Stellung dieses Erschließen. Diese Stellung aber kann keine andere sein, als eine nothwendige, durch die Natur der einzelnen Wörter und des Verstandes selbst bestimmte, und folglich jene eben genannte Construktion. Von dieser kann nun aber auch nicht abgewichen werden, ohne zugleich die Verständlichkeit zu zerstöhren, und doch sehen wir hier ein Interesse des darstellenden Subjekts, dies zu vollbringen. Nun ist dies freilich in dem strengsten Sinne immer in etwas möglich, denn keine einzige Sprache ist ganz formlos, und die Darstellung kann also immer in etwas abweichen von der Ordnung des Verstandes, allein nur in dem Maaße, als sie Formen und consequente Formen hat. Je mehrere, je bestimmtere, je consequentere, je vollständigere sie besizt, je mehr wird es ihr möglich sein, die Ordnung des Verstandes ohne die Verständlichkeit aufzuheben. Denn jene individuelle Formen schliessen ja die durch die Sprache darzustellenden Verhältnisse in sich; ihre Masse begreift die möglichen Verhältnisse der durch die Sprache darzustellenden Substanzen und Accidenzen, und hierdurch werden sie die Darstellung des Verstandes selbst; sie erhalten eine innere Nothwendigkeit, und legen ihre individuelle Natur ab; sie sind jene Ordnung des Verstandes rein dargestellt betrachtet. So oft demnach ein Satz durch Stellung und Formen dem Verstande entspricht, und in dem darzustellenden Subjekt sich ein Interesse findet, die Stellung zu zerstöhren: so wird dadurch die Verstandes-Ordnung nicht zerstöhrt.

Sie bleibt aufgestellt in den Formen der Wörter, und das empfangende Subjekt, wenn ihm der Satz unverständlich wäre, hat an ihnen ein Mittel, ihn in der That in die Verstandesform zurückzuführen. Die würklichen Sprachen nähern sich mehr oder weniger der Vollkommenheit in den Formen. Wir wollen jene, welche die Form des Verstandes reel darstellen, und sich seltner davon entfernen, philosophische, und jene, welche beides thun, und den Verstand reel und formell abbilden, poetische nennen. Zu den erstern gehört die englische, französische, und die meisten neuern mehr oder weniger; zu den letztern zähle ich vorzüglich die griechische, lateinische und deutsche, ferner die italiänische und spanische. Die philosophischen Sprachen sind wegen ihrer bestimmten Wortfolge, ihren wenigen Formen am leichtesten zu erlernen, und als Sprachen sehr wenig zur Poesie geeignet; die poetischen dagegen sind in den ersten Schritten weit schwieriger, aber sie sind weit mehr zu künstlichen Sylbenmaaßen, zu schönen Perioden gebildet; kurz alles dasjenige, was die Sprache als Musik charakterisirt, ist ein Eigenthum der letztern; was sie als Bedürfniß bezeichnet, der erstern; aber die innerliche Poesie kann beiden in gleich hohem Grade eigen sein; und in sofern sind die englische und griechische eben so nahe verwandt, wie Shakespear und Sophokles es selbst sind.

Und nun hat die Sprache ihren Kreislauf vollendet; nun ist sie dahin zurückgekehrt, von wo sie ausgieng. Ihre ersten Zeichen waren Darstellungen von

Subſtanzen; ihre letzten ſind daſſelbe, nur iſt die Subſtanz nach allen Richtungen betrachtet. Ein jeder Satz iſt ein Snbſtantiv, nur von anderer Art, wie jener erſte, rohe, unbeholfene Verſuch. Das zweite Buch iſt nur Vorbereitung zum dritten, und beide zuſammen beſtätigen unſere anfangs aufgeſtellte Erklärung der Sprache als Darſtellung unſerer Vorſtellungen, indem wir zu einer jeden Wortart und zum ganzen Satze ein Correlat in der Vorſtellung angegeben haben. Auch haben wir die Nebenbeſtimmungen unſerer Erklärung: Sprache ſei dargeſtellter Verſtand mit dargeſtellter Einbildungskraft durch eine genauere Prüfung ihrer einzelnen Theile bewieſen.

Zunächſt dient nun die Sprache dem Bedürfniſſe, wird ſie gebraucht, zur Verſtändigung; allein welch ein Chaos iſt ſie an ſich; aus Verſtand und Phantaſie zu einem erwachſen, iſt ſie aus zwei ganz verſchiedenen Stoffen, aus Zeichen für Anſchauungen und Empfindungen, und aus Zeichen für geſchaffene Begriffe, für Abſtraktionen zuſammengeſezt, und da dieſe heterogenen Zeichen nach der jedesmaligen Bequemlichkeit ohne Unterſchied verbunden werden: ſo muß nothwendig durch dieſe Sorgloſigkeit, durch dieſes Ueberlaſſen ihrer ſelbſt, die Sprache eine Art Verwilderung und Vermiſchung erhalten, welche ſich künſtlich wieder aufheben läßt. Der Menſch bändigt durch ſeine Vernunft den wilden und rohen Schall, iſolirt, beſtimmt ihn, drückt ſich in ihm aus, und er wird Muſik; der Mahler faßt die angenehme Zugabe der Körper, die Farbe, der Bildner die

Form, der Mimiker die Gebehrde auf, und es entsteht Mahlerei, Bildnerei und Tanz; — und die Sprache, welche die Welt dargestellt enthält, als sinnliches Bild und als speculativen Stoff, sollte in ihren weitern Gränzen nicht Raum für organisirte Ganze haben? Der Mensch sollte diesen rohen Garten nicht bearbeiten, die verschiedenen Arten des Stoffs nicht scheiden, und jeden rein behandeln können? Mit andern Worten: es sollte nicht möglich sein, durch die Sprache, ihren verschiedenen Stoffen nach, als Bild, als Begriff, als artikulirter Ton ein Kunstwerk zu bilden? Es ist möglich, und diesen kunstmäßigen Gebrauch der Sprache zu erläutern, wird der Inhalt der folgenden Bücher sein.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Dialekte 113.
origo d. 198
plurales 181.
280 - artikel 134 - 136. 187.
casus 163. 172. 187. 189.
prapos. 164.
norma. 87.
imaginatus. 29.
interjekt 93.
substantiv. 67. 153. 182. 25
181. 179. 70. 69. 122. 126. 92.
nom. prop. 142. 31.
— appel. 140. 188.
— abstr. 79. 136. 137
a. adjektiv. 79. 185. 205.
verb. 82. 235. 242. 245.
copula. 140. 212
Darstellung 102.
Dat. Pl. 68. 122. 99. 91
a. accidens. 122. 175. 182. 230.
pronom. 137. 226. 241. 260.
pluralis. 162. 137. 288. 164
part. oral. 137. 201.
genus. 96. 147 = 117.
adnex. 137. 177. 206? 243.
numerus. 166. 167. 171.
a. attributiv. 175. 179. 182. 204. 285
gradus 179. 209.
Ausgabeworte 169
Stellung d. Prädikats 171. 205?
Infinit 215
praedicat. 316
169 & 172. 175? / 204 (212. Folge)
178. 66. 213. 301. 308. 317
179. 141.
partiscip. 185. 240. 242
Del-accus. 189. 292
act. pass. recip. med. 196.
intransit. 191. 244.
Tempora 194. 220. 226. 272
246. 226
225.
Prap. 213. 215 = copula. 219
mod. 217. 226. 230-247
impersonal. 274. 263.
conjunctiv. 228.
Cl. 106
C. univ 124 - 8

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenbuch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bernhardi, August Ferdinand,

Sprachlehre

Bd.: 1

Berlin 1801
L.gen. 9 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10582809-6